Neuere Geschichte

der

hineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken, und Russen rc.

Als eine Fortsetzung

von Rollins

ältern Geschichte.

Aus dem Französischen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen versehen.

Zehenter Theil.

Berlin,
bey Christian Friedrich Voß,
1765.

Inhalt.

Geschichte der Afrikaner.

Einleitung.

Blatt.

Allgemeiner Begrif von Afrika und den verschiedenen so wohl alten als neuen Einwohnern dieses Welttheils. Plan des Verfassers = = 1

Alte Völker:

1. Die Mauren = = = = 4
2. Die Numidier = = = = 9
3. Die Carthaginenser = = = 17
4. Die Getuler = = = 22
5. Die Garamanten = = = 23
6. Die Lybier = = = 24

Erster Theil.
Geschichte der Nordlichen Afrikaner, oder der Einwohner der Barbarey.

Erstes Hauptstück.

Blat

Eroberungen der Araber in der Barbarey. Dinastieen, die von diesem Volke gestiftet worden : : : 34

Zweytes Hauptstück.

Von den Scherifs, oder den jetzigen Beherrschern von Marokko. Beschreibung ihres Reiches.

Erster Abschnitt.

Ursprung der Scherifs von Marokko. Erste Prinzen derselben : : : 62

Zweyter Abschnitt.

Krieg zwischen den Söhnen des Mulei Scherif, Nahmens Mulei Mahommed und Mulei Archi. Archi stößt seinen Bruder vom Throne, und wird durch seine Eroberungen berühmt. : : 67

Blat

Dritter Abschnitt.

Neue Theilung des Kayserthums Marokko. Ismael bemächtigt sich der drey vornehmsten Königreiche, die dazu gehören : : : : 73

Vierter Abschnitt.

Beschreibung des Kayserthums Marokko 77
1. Das Königreich Marokko : : 77
2. Das Königreich Fez : : 80
3. Das Königreich Tafilet : : 88
4. Das Königreich Sus : : 90

Drittes Hauptstück.

Von dem Königreiche Algier.

Erster Abschnitt.

Beherrscher von Algier seit dem Einfall der Sarazenen bis auf die Einsetzung der Deys : : : : : 91

Zweyter Abschnitt.

Einsetzung der Deys. Aufhebung der Bassen-Würde : : : : 101

Dritter Abschnitt.

Jetzige Gestalt der Regierung.
§. 1. Von dem Dey : : : 104

Blat

§. 2. Von den Beys = = = 109

§. 3. Von den Hoja=Bachi, dem Cadilesker, dem Caznadar, und einigen andern Staatsbeamten = 112

§. 4. Von den Urtheilssprüchen, und von den Gesetzen = = = 117

§. 5. Von den Türken und der Miliz = = = 119

§. 6. Von den Mohren = = = 130

§. 7. Von den Arabern = = = 138

§. 8. Von den Juden = = = 141

§. 9. Von den Christen=Sklaven = 143

Vierter Abschnitt.

Von den Sitten und Gebräuchen der Algierer = = = = 153

Fünfter Abschnitt.

Von der Handlung, dem Seewesen und dem Staats=Interesse des Königreichs Algier = = = = = 163

Sechster Abschnitt.

Geographische Beschreibung der Algierischen Provinzen, = = = 173

I. Tremesen = = = = 174

II. Titteri = = = = 184

III. Constantine = = = 189

Viertes Hauptstück.

Blatt

Von dem Königreiche Tunis.

Erster Abschnitt.
Umfang und Gränzen des Königreichs Tunis. Beschreibung der dazu gehörigen Provinzen : : : : 204

Zweyter Abschnitt.
Von den Staats-Veränderungen zu Tunis : : : : : : 222

Dritter Abschnitt.
Von der Regierung, der Sitten und Gebräuchen der Tuniser : : : 255

Vierter Abschnitt.
Clima, Landes-Producte, Seemacht, auswärtiger und einheimischer Handel, besondere Gewohnheiten : : 278

Fünftes Hauptstück.
Von dem Königreiche Tripoli, : : 296

Sechstes Hauptstück.
Betrachtungen über die verschiedenen Landschaften der Barbarey, womit

Blat

die Geschichte ihrer Einwohner beschlossen wird = = = = 302

§. 1. Von dem Clima und den Producten der Barbarey = = = ib.

§. 2. Salzgruben, Metalle, Fossilien, = = = = = 312

§. 3. Vierfüßige Thiere, Vögel, Insecten, Fische = = = = 319

§. 4. Künste und Wissenschaften 338

§. 5. Geographische aus den Schriften der Alten gezogene Anmerkungen, wobey einige von ihren Irrthümern gezeigt werden = = 345

§. 6. Gesetze und besondere Gewohnheiten. Abschilderung der Einwohner der Barbarey, = = 351

Ende des Innhalts.

Geschichte der Afrikaner.

Einleitung.

Allgemeiner Begrif von Afrika und den verschiedenen so wohl alten als neuern Einwohnern dieses Welttheils. Plan des Verfassers.

Afrika hat auf allen unsern Landcharten die Gestalt eines ungleichen Dreyecks, dessen eine Seite gegen Norden, die andere gegen Osten, und die dritte gegen Westen gerichtet ist. Die Seite gegen Mitternacht wird von dem mittelländischen Meere umgeben, und erstreckt sich, von der Meerenge bey

Gibraltar bis an den Isthmus von Suez, zwischen dem fünften und funfzigsten Grad der Länge, das ist, in einem Raum von neun hundert Meilen. Blos durch diesen Isthmus hängt Afrika mit dem festen Lande zusammen, da es sonst eben so, wie Amerika, eine grosse Insel vorstellen würde *).

Die östliche Seite geht vom Isthmus bey Suez bis an das Cap Agullhas **), welches an der äussersten mittäglichen Spitze von Afrika liegt. Sie wird von dem rothen Meere, welches Afrika von Arabien scheidet, und von dem Weltmeere umflossen. Die Seite gegen Westen fängt sich bey der Strasse von Gibraltar an, und endigt sich ebenfalls bey dem Cap Agullhas. Sie wird allenthalben von dem Weltmeer umgeben. Diese beyden Theile des Dreyecks sind viel länger als der Theil gegen Norden, weil sie sieben und siebenzig Grade der Breite ***), acht und dreyßig gegen

*) Einige Verfasser meynen, daß Afrika ehemals mit dem festen Lande von Europa vermittelst eines Isthmus, wodurch die Strasse bey Gibraltar gesperret und Spanien mit der Barbarey vereiniget worden, zusammen gehangen hätte. Der Nubische Erdbeschreiber bildet sich ein, dieser Isthmus wäre mit Menschenhänden und unsäglicher Arbeit durchgestochen worden; andere hingegen glauben, daß ihn ein Erdbeben ins Meer gestürzt hätte. Es ist aber nichts ungewisseres, als alle diese Muthmassungen.

**) Cap des Aiguilles, Nadel-Cap.

***) Funfzehn hundert und vierzig Meilen, zwanzig auf einen Grad, ohne die Krümmungen zu rechnen, so die Bayen und Meerbusen machen. Man sieht aus diesen Ausmessungen, daß Afrika viel grösser ist, als Europa.

gegen Norden und neun und dreyßig gegen Süden, einnehmen, indem der Aeqvator Afrika in zween beynahe gleiche Theile absondert. Der Leser wird sich in diese Lagen leicht finden können, wenn er die Landcharte, besonders diejenige, die der Herr Danwille 1749 heraus gegeben hat, zu Hülfe nimmt.

Aus dem, was bisher gesagt worden, erhellet, daß Afrika bey weitem nicht so breit als lang ist. Je weiter man gegen Süden kommt, desto schmaler wird es, und das Weltmeer schließt es in der Gegend des Cap Agullhas so eng zusammen, daß man von einer Küste zur andern kaum funfzig Meilen zählet. Man weis nicht, woher der Nahme Afrika entstanden ist. Den alten Griechen war derselbe gänzlich unbekannt, indem sie nur von zween Welttheilen, Europa und Asien, wusten, und Afrika zu Europa rechneten. Einige morgenländische Völker folgen auch noch heutiges Tages eben dieser Eintheilung.

Die mitternächtliche Seite erstreckt sich, wie bereits erwähnet worden, vom Atlantischen bis an das rothe Meer. Das in diesem Raume enthaltene Land, Aegypten ausgenommen, führet schon seit vielen Jahrhunderten den Nahmen der Barbarey. Ehemals wurde es Lybien genennet. Unter den alten Einwohnern desselben waren die Mauren, die Numidier, die Carthaginenser, die Getuler, die Garamanten und Lybier die bekanntesten. Es wird nicht undienlich seyn, eine kurze Beschreibung von diesen verschiedenen

Völkern und den besondern Landschaften, wo sie ihre Sitze hatten, mitzutheilen.

I. Die Mauren.

Die Mauren bewohnten das westlichste Gebiete, welches heutiges Tages das Kayserthum Marocco ausmacht, und von den Alten Maurusien und Mauritanien genennet wurde. Die Römer theilten es unter ihren ersten Kaysern in das Tingitanische und Cäsarische Mauritanien *) ein. Das erstere, welches sie auch von der Hauptstadt Tingi, jetzt Tanger genannt, Tingitanien hiessen, erstreckte sich gegen Westen bis an das Meer. Das andere hingegen gieng über die Gränzen des eigentlichen Maurusiens hinaus, und begrif einen ansehnlichen Theil von Numidien in sich.

Wir glauben mit den Verfassern der neuern allgemeinen Geschichte, daß die natürlichste Ableitung des Nahmens dieser Nation diejenige sey, die Bochart angegeben hat, als welcher denselben von dem Hebräischen Worte Mahur abstammen läßt, welches gegen Abend gelegen bedeutet, indem Mauritanien, wie bereits gedacht worden, die westlichste Landschaft in der Barbarey ist. Was die ersten Stammvölker des Landes betrift, so halten eben diese Verfasser, nach glaubwürdigen Zeugnissen, dafür, daß sie ihren Ursprung verschiedenen Kolonien von Kananitern, Phöniciern, Aegyptiern und Arabern ꝛc. ꝛc. die sich

*) Mauritania Tingitana und Caesarea. S. die Reisen des Shaw, und die allgemeine Weltgeschichte.

sich nach und nach in diesem Theil von Afrika niederliessen, zu danken haben. Wir wollen uns in keine umständliche Untersuchung der von ihnen angeführten Beweisthümer einlassen, sondern nur blos anmerken: 1. daß nach dem Berichte des Procopius, Evagrius, und einiger andern Geschichtschreiber, zwo steinerne Säulen in Mauritanien vorhanden gewesen sind, worauf folgende Inschrift in Phönizischer Sprache und mit dergleichen Lettern eingegraben war: Wir sind Kananiter, die vor dem berüchtigten Strassenräuber Josua, dem Sohn Nun, die Flucht genommen haben. Procopius sagt, daß diese Säulen noch zu seiner Zeit gestanden hätten; 2. daß sich vor der Ankunft der Kananiter, bereits Lud, der Urenkel des Cham, wahrscheinlicher weise in Mauritanien niedergelassen hat, weil seine Nachkommen im zehnten Capitel des ersten Buchs Mose unter dem Nahmen Mauren oder Mauritanier bezeichnet werden *); 3. daß Sesak ohngefähr 1000 Jahre vor Christi Geburt, nach Newtons Ausrechnung, ein Heer von Aegyptiern nach Lybien geführet und das ganze weitläuftige Stück Landes, welches Aegypten von den Ufern des Atlantischen Meeres scheidet, bezwungen hat. Die Atlantiden, die ehemaligen Einwohner von Mauritanien, und vielleicht auch die ältesten Vorfahren der

*) In gedachtem Capitel wird der Nahme Mauren oder Mauritanier nicht ausdrücklich aufgeführet. Der Verfasser mag aber vielleicht eine oder die andere Auslegung über diese Schriftstelle im Sinne gehabt haben.

Mauren, geriethen damals unter seine Bothmäßigkeit. Es blieben vermuthlich auch viele Aegyptier im Lande; 4. daß Herkules in dem Feldzuge, den er nach Sesaks Tode in Mauritanien unternahm, zahlreiche Schaaren von Aegyptiern und Arabern dahin gebracht hat; 5. daß dieses leztere Volk unter die ältesten Einwohner Mauritaniens gerechnet werden muß; denn, zufolge einer alten Ueberlieferung, glauben einige Afrikanische Stämme und Völkerschaften von verschiedenen Sabäischen Kolonien herzustammen, welches eine Nation aus dem glückseligen Arabien war, die von einem mächtigen Feinde aus ihrem Vaterlande vertrieben wurde, und in Afrika Sicherheit suchte. Marmol erwähnet fünf Sabäischer Männer, die sich unter der Anführung des Melec Infriki, ihres Königs, in der Barbarey ausbreiteten; 6 daß es endlich eine ausgemachte und durch unwidersprechliche Zeugnisse bewiesene Sache sey, daß die Phönizier sehr zeitig, und vielleicht eher als irgend ein anderes Volk, in den beyden Mauritanien und in dem eigentlichen Afrika Wohnungen angelegt haben. Wir wollen die vornehmsten Städte, die von ihnen erbauet worden, hernach anführen.

Uebrigens ist der Anfang der Geschichte der Mauren mit dicken Finsternissen verhüllet. Die ersten Fürsten, deren daselbst Erwähnung geschieht, sind Neptunus, Atlas und Antäus. Neptunus, ein vortreflicher Seemann, war Beherrscher der beyden Mauritanien und eines beträchtlichen Theils von Lybien. Seine Unterthanen er-

richteten ihm Altäre, und er wurde zu einer der vornehmsten Afrikanischen Gottheiten erhoben. Atlas und Antäus, seine Söhne, folgten ihm in der Regierung. Herkules überwand und tödtete den Antäus nach einem hartnäckigen Kriege, worinn der leztere, ungeachtet der erlittenen Niederlagen, dennoch immer neue Kräfte zu gewinnen schien. Er bemächtigte sich mit gleichem Glücke der Staaten des Atlas, und raubte ihm alle seine Schätze. Es ist bekannt, auf was für Art die Poeten diese Begebenheiten verschönert oder vielmehr verstellet haben. Atlas war in der Sternkunde sehr erfahren, und wurde für den Erfinder der Himmelskugel gehalten, ob er gleich vielleicht nur den Gebrauch derselben in Mauritanien eingeführet haben mag. Hieraus ist die Fabel entstanden, nach welcher er die Sphäre auf den Schultern zu tragen pflegt. Einige Verfasser sagen, daß er zuerst mit Seegeln geschift habe; welche Erfindung aber von andern seinem Vater Neptunus zugeeignet wird. Es giebt auch Gelehrte, die den Atlas und Antäus für eine Person halten.

Die vornehmsten Städte des Tingitanischen Mauritaniens waren: 1. Tingi, heutiges Tages Tanger genannt, am Eingange der Meerenge, die jezt den Nahmen von Gibraltar führet. Einige Schriftsteller melden, daß Antäus den Grund zu dieser Stadt gelegt, und daß man ihn auch daselbst begraben hätte *). Plutarch fügt hinzu, sein Grab wäre noch in den lezten Zeiten der römischen

*) Allgemeine Weltgeschichte.

mischen Republick vorhanden gewesen, und Sertorius, der solches öfnen lassen, hätte darinnen Gebeine von ungeheurer Grösse angetroffen. 2. Zilis, ebenfalls ein Seeplatz, welcher, nach einigen Verfassern, das neuere Arzilla ist. 3. **Lixos**, welches das vorgedachte Tingi seyn könnte; denn verschiedene alte Erdbeschreiber geben diesem Orte den leztern Nahmen. Andere halten denselben für die Stadt La Rache. 4. Sala, welches ausser allem Zweifel mit Salee, dem berüchtigsten Aufenthalt der Korsaren, einerley ist. 5. Exilissa, Tingi gegen Morgen, am Ufer des Meeres. Nach der Lage solte man glauben, daß es das Septa des Prokopius, und das Ceuta der Neuern wäre. 6. Ascurum, ein ganz eingesunkener Ort, wovon nicht die geringste Spur mehr vorhanden ist. 7. **Volubilis**. Die Engländischen Verfasser glauben, auf das Zeugniß verschiedener Schriftsteller, daß es die Stadt Fez sey. Von den Oertern in dem Cäsarischen Mauritanien wollen wir in der Beschreibung Numidiens reden.

Zu den Gebürgen in dieser Provinz zählte man den Berg Abyla, am Eingange der Meerenge, auf der Seite von Afrika, und den Calpe, an der andern Meeresseite, auf Spanischem Boden. In dieser Gegend hat Herkules die berühmten Säulen, die seinen Nahmen führten, aufgerichtet. Der grosse und kleine Atlas machte eine lange Kette von Bergen aus, die sich gegen Osten und Süden erstreckte. Die Alten haben die Höhe derselben sehr übertrieben, indem sie, nach dem D. Shaw, viel niedriger, als die Alpen, seyn sollen.

len. Sie sind fast durchgehends nicht sehr abhängig, und ihre gröste Höhe besteht nur aus sechs hundert Engländischen Ruthen, oder drey hundert und vierzig geometrischen Schritten. Was die Flüsse in diesem Gebiete betrift; so läßt sich das, was Mela, Strabo und Ptolomäus davon sagen, so wenig zusammen reimen, daß es schwer fällt, eine richtige Vergleichung mit den neuern Nahmen anzustellen. Einer der vornehmsten war die Mulucha, welche das eigentliche Mauritanien von Numidien absonderte, und die Mullooiah in der Barbarey zu seyn scheinet.

2. Die Numidier.

Diese Völker hatten ihren Sitz in dem Lande, welches den beyden Mauritanien gegen Morgen liegt, und bewohnten auch ein ansehnliches Stück von dem Cäsarischen Mauritanien selbst. Der Staat von Algier begreift einen Theil ihrer alten Besitzungen in sich. Ihre vornehmsten Städte in Mauritanien waren:

Icosium, jetzt Algier.

Tipasa, die Stadt Tefessad der Algierer. Die Römer hatten daselbst eine Kolonie.

Jol, die Residenz des jüngern Juba, der sie Julia Cäsarea nannte, um dem Augustus zu schmeicheln. Der Kayser Claudius legte daselbst eine römische Kolonie an. Die Engländischen Verfasser halten dafür, daß dieser Ort das heutige Schershell sey, wo man prächtige Ueberbleibsel einer grossen Stadt antrift, wie Jol unter den lezten Numidischen Königen war.

Arsenaria, welches, nach eben diesen Geschichtschreibern, das heutige Arzew seyn könnte.

Quira, jetzt Geeza.

Siga, eine grosse und schöne Stadt, wo einige Könige von Numidien ihren Sitz gehabt haben, und welche im Jahrhundert des Augustus zerstöret wurde. Sie wurde hernach wieder erbauet, und ist heutiges Tages unter dem Nahmen Tackumbreet bekannt.

Alle diese Oerter lagen am Ufer des mittelländischen Meeres, und gehörten zu Mauritania Cäsarea. In dem eigentlichen Numidien fand man

Cirta, welche Stadt hernach von Constantin dem Grossen Constantina genennt wurde. Sie führt diesen leztern Nahmen noch heutiges Tages. Man sieht daselbst schöne Ueberbleibsel aus dem Alterthum. Die in dieser Einleitung angeführten Verfasser glauben, daß Cirta von den Phöniziern, lange vor Carthago, erbauet worden. Der Nahme selbst ist auch ursprüng. Phönizisch, indem Cirta oder Certa eine Stadt in dieser Sprache bedeutet. Aus einer Stelle des Hesychius solte man schliessen, daß Herkules in dieser Stadt geherrscht hätte; weil er sagt, daß einer von den Beynahmen dieses Helden Melicerta, das ist, König von Certa, gewesen wäre. Das heutige Constantina ist bey weitem nicht so ansehnlich, als das alte Cirta, welches die Hauptstadt von Numidien und eine von den grösten Städten in Afrika war.

Zip=

Hippo Regius, oder Hippone, wovon nur noch die Trümmern vorhanden sind, welche ein weitläuftiges Stück Landes einnehmen. Man hält dafür, daß die nicht weit von dem alten Hippone gelegene Stadt Bona, die auch vielleicht den Nahmen davon erhalten, aus diesen Ruinen erbauet worden. Der Nahme Hippo ist Phönizischen Ursprungs, weil ihre ersten Einwohner ohne Zweifel aus Phönizien gekommen sind. Das Beywort Regius wurde darum hinzu gefügt, weil sie den Numidischen Königen eine Zeitlang zur Residenz dienete.

Naragara, eine sehr alte Stadt, an der östlichen Spitze Numidiens, von welcher man noch einige Ueberbleibsel siehet.

Die Flüsse in diesem Gebiete sind den alten Erdbeschreibern viel bekannter gewesen, als die in Mauritanien. In dem mit dieser leztern Landschaft am nächsten gränzendem Theile Numidiens setzten sie folgende:

Die Sisaris, bey den Algierern Mausureah genannt.

Die Nissara, so jetzt unter dem Nahmen Bujeiah bekannt ist.

Die Serbetis, oder, Isser bey den Neuern.

Der Sarus, dessen Mündung vom Plinius bey Icosium gesetzt wird. Vielleicht ist dieser Fluß mit der Hameese, die in der Gegend von Algier fließt, einerley.

Die Chinalaph, so jetzt Schelliff heißt. Die Araber nennen sie Sebaciun aicun, weil sie glauben, daß sie siebenzig Qvellen hat.

In dem eigentlichen Numidien kannten die Alten:

Die Ampsaga, einen grossen Fluß, der sich mit verschiedenen andern vereinigte, und diese Provinz von Mauritania Cäsarea absonderte. Er wird heutiges Tages Wed el Kibeer genennet.

Die Armua, deren jetziger Nahme Seibuse ist. Sie ergießt sich in den Hipponischen Meerbusen.

Der Rubricatus, den die Algierer Ma-fragg nennen, und dessen Mündung nur vier Meilen von dem Ausflusse der Armua entfernt ist.

Die Tusca, die heutiges Tages unter dem Nahmen Zaine bekannt ist, und die Gränze des eigentlichen Numidiens gegen Morgen ausmachte.

Die Massylier und Massesylier behaupteten ehemals einen ansehnlichen Rang unter den Numidischen Völkern. Die erstern, so die mächtigsten waren, hatten das eigentliche Numidien inne. Ihr Land wurde durch die Tusca von dem Carthaginensischen Gebiete abgesondert. Die leztern hingegen bewohnten einen ansehnlichen Theil des Cäsarischen Mauritaniens.

Man hält dafür, daß sich die Nachkommen des Cham anfänglich in dieser Gegend aufgehalten haben. Die Phönizier schickten darauf Kolonien dahin, und die Carthaginenser trugen ebenfalls bey guter Zeit das ihrige zur Bevölkerung des Landes bey Die Verfasser der allgemeinen Weltgeschichte haben die Anmerkung gemacht,

macht, daß die Numidier und die meisten andern Einwohner von Afrika in den ersten Zeiten blos mit dem Nahmen, Lybier, bezeichnet worden; daß die Benennung von Numidiern vor den Zeiten des Herodotus nicht bekannt gewesen, und daß solche daher entstanden sey, weil die Nomadischen Lybier einen Einfall in ihr Land gethan hätten..

Sallustius führet einen Umstand an, welchen gedachte Engländische Geschichtschreiber auch nicht verhehlen, ob er gleich ihren Gedanken eben keinen Vorschub leistet. Er sagt nämlich *), daß ein Schwarm Meder, Perser und Armenier, den Herkules auf seinem Spanischen Feldzuge begleitet, und sich nach seinem Tode in Afrika auf den nächsten Ufern des mittelländischen Meeres niedergelassen hätte, imgleichen, daß die Perser, nachdem sie etwas weiter vorgedrungen wären, sich durch Heirathen mit den Getulern vermischt, und, mit diesem leztern Volke zusammen, die Numidische Nation formiret hätten. Dieses war ein Nahme, fügt Sallustius hinzu, den sie sich, wegen ihres herum irrenden Hirtenlebens selbst beylegten. Sie hatten auch in der That keine andere Wohnungen, als hölzerne Hütten, die sie aus den Trümmern ihrer Schiffe zusammen setzten, und von einem Orte zum andern trugen, nachdem sie gute Weide antrafen. In den folgenden Zeiten vereinigten sich die Lybier mit den Armeniern und Medern, und verfälschten diesen leztern Nahmen, indem sie ihn, vermittelst einer

*) Sallust. in Jugurtha Cap. XVII. seqq.

ner barbarischen Aussprache, in **Mauren** verwandelten. Dieses ist es, was gedachter Geschichtschreiber, nach den Traditionen, die dort zu Lande im Schwange giengen, und auf das Zeugniß der Punischen Bücher, die er vermuthlich damals, als er Prätor in Numidien war, übersetzen ließ, erzählet *). Dieses Zeugniß ist wirklich von einigen Gewichte die Engländischen Verfasser mögen dagegen sagen was sie wollen, und der Ursprung der Afrikaner wird dadurch in der That einigermassen ins Licht gesetzet. Wir unsers Theils wollen uns in keine spitzfündige Erörterungen einlassen, besonders aber uns hüten, daß wir in einer so dunkeln Materie keinen entscheidenden Ton annehmen.

Die alten Numidier, welche in Stämme eingetheilet waren, und in verschiedenen Kreisen wohnten, waren Landleute und Schäfer. Die Hütten, woraus ihre Dörfer bestunden, hatten die Gestalt eines umgekehrten Schifbodens. Ihre einzige Beschäftigung war, die zahlreichen Heerden zu weiden, die ihnen Unterhalt und Kleider gaben. Ein jeder Stamm war besonders gelagert, und veränderte den Ort, so bald es ihm an Weide zu gebrechen anfieng. Auf solche Art leben noch heutiges Tages die **Kabilen**, oder, die Afrikaner vom alten Geschlechte. Ihre Dörfer, **Dashkras** genannt, bestehen aus einem Haufen an

*) Vt ex Libris Punicis, qui Regis Hiempsalis dicebantur, interpretatum nobis est; vtique rem sese habere cultores eius terrae putant. *Jugurtha*, Cap. XVII.

an einander liegender Strohhütten, und sind den Dörfern der Numidier vollkommen ähnlich.

Diese Afrikaner waren sehr gute Reuter. Sie führten weder Sattel noch Zaum, und regierten ihre Pferde, auch so gar in Schlachten, mit einer blossen Spießruthe. Sie schleuderten den Wurfspieß mit grosser Geschwindigkeit. Ihre Nahrung bestand gemeiniglich in nichts, als Hülsenfrüchten und Milch, und sie pflegten keinen Wein zu trinken. Diese mäßige Lebensart, zu welcher noch das gute Clima kam, erhielte sie bey vollkommener Gesundheit, und machte, daß sie das höchste Alter erreichten. Als etwas ganz besonders muß man anmerken, daß sie ihre Zeit nicht nach den Tagen, sondern nach den Nächten rechneten.

Die alte Historie dieses Volkes ist nicht bekannter, als die Geschichte der Mauren. Sie fängt sich nur erst von der Zeit an aufzuklären, da sie mit der Geschichte der Carthaginenser zusammen läuft, welche sich erst viele Jahrhunderte nach den Numidiern in Afrika nieder liessen. Jarbas, ein mit Carthago benachbarter Prinz, legte der Dido, die eine Kolonie Tyrier nach Afrika geführet hatte, einen Tribut auf. Die Carthaginenser befreyeten sich aber in der folgenden Zeit von diesem Tribut, und waren so gar im Stande, ihren Nachbaren selbst Gesetze vorzuschreiben. Die Numidier nahmen viel Antheil an den Punischen Kriegen, und erklärten sich wechselsweise für die Römer und für die Carthaginenser. Massinissa, der König der Massylier, leistete

leistete dem Scipio in dem lezten dieser Kriege grosse Dienste, und trug sehr viel zum Untergang von Carthago bey. Die Römer gaben ihm dafür eine herrliche Belohnung, indem sie ihm einen Theil der Staaten, welche die Carthaginenser in Afrika besessen hatten, abtraten. Er war ein Prinz von ausnehmenden Verdiensten. Er machte seine Unterthanen gesittet, und flößte ihnen einen Geschmack am Ackerbau und an den Künsten ein. Micipsa, sein Nachfolger, war nicht weniger darauf bedacht, die Wissenschaften in seinen Staaten in Aufnahme zu bringen, und damals war es, als die Numidier ihre Barbarey abzulegen anfiengen *).

Die Nachkommen dieser Prinzen herrschten in Numidien bis zur Zeit Juba des Erstern, welcher, nachdem er die Partey des Pompejus ergriffen hatte, einen hartnäckigen Krieg in Afrika führte, und zuletzt seines Königreichs beraubet wurde, welches Cäsar in eine römische Provinz verwandelte. Sein Sohn, Juba der Jüngere, wurde vom Augustus wieder auf den Thron gesetzt. Dieser Prinz, welcher zu Rom eine vortrefliche Erziehung genossen hatte, that sich unter den Gelehrten seiner Zeiten durch seine weitausgebreitete Einsichten hervor, und schrieb verschiedene schöne Werke, deren Plinius, Athenäus, Svidas und andere unter den Alten mit Ruhm gedenken. Er vermählte sich mit einer Tochter des

*) Appianus in Libyc. Cap. 63. Suidas, Plutarch. und andere in der allgemeinen Weltgeschichte angeführte Verfasser.

des Antonius und der Cleopatra, mit welcher er den Ptolomäus zeugte, der sein Nachfolger war. Dieser wurde auf des Caligula Befehl ermordet, und mit ihm endigt sich diese Dynastie der Numidischen Prinzen, deren Staaten darauf mit dem Römischen Reiche auf ewig verbunden wurden. Augustus schickte neun Kolonien nach Afrika. Claudius legte drey dergleichen an, und theilte Mauritanien in zwo Provinzen, die er durch Römische Ritter beherrschen ließ.

3. Die Carthaginenser.

Wir wollen nun zu den Carthaginensern schreiten, die ohne Widerrede den ersten Rang unter den Afrikanischen Völkern behaupteten. Sie bewohnten, ausser verschiedenen andern Besitzungen, das eigentlich so genannte Afrika, welches in zwo Haupt-Landschaften getheilet war, davon die eine Zeugitana, die andere aber Bizacium genannt wurde. Sie begriffen ohngefähr das Gebiete des heutigen Königreichs Tunis in sich. Die erstere gränzte an Numidien, wovon sie blos durch den Fluß Tusca, der Zaine der Araber, geschieden wurde. Ihre vornehmsten Städte waren: Carthago, so 137 Jahre vor Rom erbauet worden; Utica, deren Ursprung noch viel älter ist, und die nach der Zerstörung von Carthago die gröste Stadt in Afrika wurde; Tuneta, das heutige Tunis, eine Stadt, die heutiges Tages mehr als jemals berühmt ist, obgleich Polybius, Diodorus aus Sicilien und andere alte Schriftsteller ihrer ebenfalls mit Ruhm erwähnen;

nen; Maxula, so zu unsern Zeiten Moraisah genannt wird; Carpis, jetzt Gurbos; Clypea, ein Ort, der gegenwärtig ein blosses Dorf ist; Neapolis; und Hippo, deren heutiger Nahme Bizerta heist *).

Bizacium lag dem Zeugitanischen Gebiete gegen Morgen, und enthielte, ausser verschiedenen Städten, Adrumetum, das Heraklea des Nieder-Reichs, und das Herkla der Afrikaner; Leptis Minor, jetzt Lerupta; Agar, so in einer mit Felsen angefüllten Gegend erbauet worden. Die Araber geben diesem Orte den Nahmen Bon Hadjar, womit sie auf dessen ehemalige Lage zielen; Thapsus, jetzt Demass; Thena, welches von seinen heutigen Einwohnern Thainee genannt wird; Capsa, das Gaffa der Araber ꝛc. ꝛc. In dieser Provinz war ein berühmter See, bey den Alten Triton, jetzt aber Schibkah el lowdeah, oder der Zeichensee, genannt, weil an den Ufern desselben hin und wieder Stämme von Palmenbäumen gepflanzt sind, um den Karavanen den rechten Weg zu zeigen. Er erstreckt sich von Abend gegen Morgen in einem Umfange von zwanzig Meilen, und wird von trockenen Feldern durchschnitten, die sich in der Gestalt von Inseln über dem Wasser erheben.

Bagrada, heutiges Tages Majerdah genannt, war vormals der berühmteste Fluß in dem eigentlichen Afrika, und an den Ufern desselben lagen Carthago und Utika.

Die

*) Allgem. Weltgesch. 3 B. 37 Cap. Shaw an verschied. Orten.

Die Carthaginenser waren ursprünglich Tyrier, und stammten folglich von den Phöniziern. Die Römer gaben ihnen gemeiniglich diesen leztern Nahmen, und bedienten sich des Worts Poeni, um sie damit zu bezeichnen. Es ist eine ausgemachte Sache, daß Dido, oder Elisa, die Schwester des Phönizischen Königs Pygmalions eine Kolonie von Tyriern in das eigentlich so genannte Afrika geführet; hingegen ist es nicht so gewiß, ob sie Carthago angelegt hat. Verschiedene Verfasser behaupten, daß diese Stadt lange vor ihrer Ankunft erbauet gewesen, und daß Dido solche nur blos durch Aufrichtung der Citadell Byrsa vergrössert hätte. Dem sey indessen wie ihm wolle, so stimmen doch alle Gelehrte darinn überein, daß noch andere Tyrier, die ohngefähr drey hundert Jahre vor der Ankunft der Kolonie der Dido nach Afrika übergegangen wären, die Stadt Utika in eben solcher Baye, wie Carthago und Cadix auf der Spanischen Küste, angelegt hätten.

Die Reichthümer, welche Elisa nach Carthago brachte, und die Menge ihrer Begleiter, die sie mit den dasigen Einwohnern vereinigte, trugen sehr viel dazu bey, die Macht dieser aufblühenden Stadt zu vermehren. Inzwischen stand ihr Gebiete viele Jahrhunderte unter den benachbarten Prinzen, denen die Carthaginenser zinsbar waren, von welcher Last sie sich nicht eher, als um das 430ste Jahr ihrer Republick, befreyen konnten. Sie schickten zeitig Kolonien nach Sicilien, Sardinien, in die Balearischen Inseln und nach

Malta. Ihre Sprache wird noch heutiges Tages auf dieser leztern Insel geredet, und die vornehmste Stadt in Minorca, der kleinern Balearischen Insel, führte ehemals den Nahmen eines ihrer Feldherren *).

Carthago ist, nach dem Svidas, zur Zeit ihres Wohlstandes, die gröste und mächtigste Stadt auf der Welt gewesen. Titus Livius meldet, daß ihre Ringmauern 23 Römische, das ist, über sieben grosse Meilen, im Umfange gehabt hätten. Ihr Gebiete erstreckte sich fast über alle Provinzen des mitternächtlichen Afrika, über einen ansehnlichen Theil von Spanien, und über eine grosse Anzahl Inseln auf dem mittelländischen Meere.

Die Carthaginenser traten zuerst mit den Römern in Bund, und boten ihnen nachdrücklichen Beystand wider den Pyrrhus an, welches diese leztern aber ausschlugen. In der folgenden Zeit führten diese Völker blutige Kriege mit einander. Der erste, in welchem das Glück auf beyden Seiten gleich war, daurete vier und zwanzig Jahre; der zweyte, dessen Anfang für die Carthaginenser sehr vortheilhaft, der Ausgang aber sehr unglücklich war, währete sechszehn Jahre; der dritte war der kürzeste, und machte ihrem Reiche im 744sten Jahre nach der Stiftung desselben, ohngefähr 146 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, ein Ende. Carthago wurde mit Sturm erobert, geplündert, mit Schwert und Feuer verheeret, und gänzlich zu Grunde gerichtet.

*) *Portus Magonis*, Port-Mahon.

tet. Die Ueberwinder trieben die Wuth so weit, daß sie so gar verbothen, die Ruinen dieser unglücklichen Stadt zu bewohnen, und ihre Pfaffen belegten diejenigen mit den heftigsten Flüchen, die sich unterstehen würden, das geringste Gebäude wieder aufzurichten *). Unterdessen schickte Cajus Grachus, der Tribunus plebis, vier und zwanzig Jahre hernach eine Kolonie von sechs tausend Römern dahin, die aber in der That nur armselige Wohnungen daselbst anlegten. Dieses war die erste Römische Kolonie, die in Afrika erschien. Der Kayser Augustus schickte die zweyte dahin, mit welcher sich verschiedene Einwohner der benachbarten Gegenden vereinigten. Strabo, der unter dem Tiberius lebte, berichtet, daß Carthago zu seiner Zeit eben so stark, als irgend eine andere Stadt in Afrika, bevölkert gewesen.

Der Tyrann Maxentius plünderte sie im vierten Jahrhundert, und nach hundert Jahren gerieth sie in die Hände der Vandalen, die eben damals einen Theil von Spanien erobert hatten. Der Graf Bonifacius war um diese Zeit Befehlshaber in Afrika, und weil ihn der Undank seiner Herren, die ihm diese schöne Statthalterschaft, ungeachtet der von ihm dem Reiche geleisteten Dienste, nehmen wolten, zur Rache bewogen hatte, so reizte er diese Barbaren selbst an, übers Meer zu kommen. Sie verliessen auch gern alles, was sie in Spanien besassen, und dieses ganze zahlreiche Volk breitete sich, wie ein gewaltsamer Strohm, in Afrika aus. Genserich, ihr König, ein

*) Allgemeine Weltgeschichte 3 B. 37 Cap.

ein Mann, der grossen Muth und eine vollkommene Geschicklichkeit in der Kriegeswissenschaft besaß, trug verschiedene Siege über die Römer davon, bezwang und plünderte Hippone, bemächtigte sich des Ueberrestes von Numidien und eines ansehnlichen Theils der Provinz Zeugitana und Bizacium. Der Besitz aller dieser Eroberungen wurde ihm, vermittelst des im Jahre 435 im Nahmen der Kayser Valentinianus und Theodosius II. geschlossenen Friedens, bestätiget. Drey Jahre hernach machte er sich Meister von Carthago.

Die Römer, welche diesen Ort seit beynahe sechs hundert Jahren inne hatten, wurden damals aus ganz Afrika vertrieben. Allein hundert Jahre darauf vertilgte Bellisarius die Vandalen, und nahm ihnen alle Länder wiederum ab, die sie unrechtmässiger weise besessen hatten. Das nordliche Afrika verblieb den Römern bis um das Jahr 647, welches der unglückliche Zeitpunkt war, da die Sarazenen in dieses Gebiete drungen, dessen ansehnlichsten Theil ihre Nachkommen noch heutiges Tages besitzen. Von eben dieser Epoche fängt sich auch die Geschichte der neuern Afrikaner an.

4. Die Getuler.

Die Getuler machten die vierte Nation aus, und wohnten den beyden Mauritanien und dem eigentlichen Numidien gegen Süden. Ihr Land lag den mittäglichen Provinzen der Königreiche Marocco und Algier gegen über. Man hält dafür, daß dieses Volk, welches jederzeit nach Art

der

der Wilden gelebt hat, aus Arabien gekommen seyn soll. Noch weiter hin, wenn man näher gegen Süden kommt, lebten noch wildere Völker, die man Melanogetuler, oder schwarze Getuler nannte; ein Nahme, welcher anzudeuten scheint, daß man sie für einen Zweig von dem Stamme der Getuler hielte; allein es ist viel wahrscheinlicher, daß sie von den Aegyptiern und Aethiopiern herzuleiten sind. Strabo, Plinius und Pomponius Mela bezeichnen sie mit dem Nahmen Nigriten, und sie sind ausser allen Zweifel die Vorfahren der Negern in dem mittäglichen Afrika.

5. Die Garamanten.

Dieses Volk wohnte den Nigriten gegen Morgen, bis an die Gränzen von Aethiopien. Das Land war mit wilden Thieren angefüllet, und die ersten Einwohner desselben waren eben so unbändig, wie die Tyger. Aus dem Zeugnisse einiger alten Verfasser läßt sich schliessen, daß die Garamanten eben so wohl, als die Nigriten und Marmariden, ihre Nachbaren, einen ziemlich ansehnlichen Handel nach dem nordlichen Afrika geführet haben. Sie begaben sich in Karavanen nach Carthago, Cirta und andern Städten *). Plinius erwähnt eines Königs der Garamanten, und Ptolomäus stellt sie als ein ziemlich mächtiges Volk vor. Augustus schickte eine Armee ab, die sie unter das Joch bringen solte; es scheint aber, daß sie nicht eher, als unter der Regierung des Tiberius, völlig bezwungen worden. Im übri-

*) Allgemeine Weltgeſ. wie oben.

übrigen war ihr Land, so wie das Gebiete der Getuler und Nigriten, den Griechen und Römern nicht sonderlich bekannt; und was die noch näher gegen Mittag vom Niger bis an das Ende von Afrika wohnenden Völker betrift; so hatten die Alten nicht die geringste Kenntniß von ihnen.

6. Die Lybier.

Man muß die Lybier als die ältesten Einwohner von Afrika betrachten, weil dieses weitläuftige Land lange Zeit blos unter dem Nahmen: Lybien, bekannt gewesen. Ihre Besitzungen erstreckten sich Ost-Westwärts von Aegypten bis an Getulien, oder wenigstens bis an das Gebiete der Garamanten, und Nord-Südwärts vom mittelländischen Meere bis an das wüste Lybien, oder bis an die grosse Wüste Sahara. Der Staat von Tripoli enthält einen Theil ihrer ehemaligen Ländereien. Sie wurden in verschiedene Nationen abgesondert, worunter die bekanntesten folgende waren:

1. Die Marmariden, oder die Einwohner von Marmarika, einem Lande, welches Aegypten gegen Abend lag, und auch so gar zuweilen mit dieser Provinz verwechselt worden, weil es lange Zeit den Aegyptiern gehört hat. Ihr Staat wurde gegen Norden von dem mittelländischen Meere, und gegen Süden von dem wüsten Lybien umgränzet. Zu ihren vornehmsten Städten gehörten Parätonium und Apis, zween Seeplätze, von welchen nicht die geringste Spur übrig ist. Ammon lag weiter ins Land hinein. Hier

stand

stand der berühmte Tempel des Jupiter Ammon, dessen Bildsäule die Gestalt eines Widders hatte. Die Gegend um diesen Tempel war ein anmuthiger Ort, welcher einen Ueberfluß an Früchten hatte, und von verschiedenen Quellen gewässert wurde; weiter hin sahe man hingegen nichts, als eine sandigte und unfruchtbare Wüste.

2. Die Cyreneer wohnten den Marmariden gegen Abend. Sie waren ihrem Ursprunge nach Griechen. Ihre ersten Vorfahren waren unter der Anführung des Battus aus Thera, einer Insel auf dem Cretensischen Meere, abgereiset, und hatten sich in einer Gegend Lybiens, Irasa genannt, niedergelassen, auch daselbst ohngefähr sechs hundert Jahre vor Christi Geburt die Stadt Cyrene erbauet. Battus hinterließ seinen Nachkommen dieses kleine Königreich, welches durch die Ankunft verschiedener griechischer Kolonien merklich vergrössert wurde. Es scheint, daß es zu Aristoteles Zeiten in eine Republick verwandelt worden. Hernach fiel es den Königen von Aegypten, und endlich den Römern in die Hände. Die Sarazenen eroberten es im siebenten christlichen Jahrhundert, und jetzt gehört es zum Staat von Tripoli.

Aristippus, ein Schüler des Sokrates, und das Haupt der Cyrenaischen Sekte, wurde in diesem Lande gebohren, welches noch viele andere grosse Leute, z. E. einen Callimachus, Eratosthenes und Carneades 2c. 2c. hervor gebracht hat. Die vornehmsten Städte darinnen waren, Cyrene, Arsinoe, Berenice, Apollonia und Barca,

oder Ptolomais. Cyrene lag in der Mitte des Landes, in der Nachbarschaft eines Brunnens, Cyre genannt, welcher ihr den Nahmen gab. Die Römer zerstörten sie bey Gelegenheit einer Empörung, und liessen sie nach einiger Zeit wieder aufbauen. Ihr jetziger Nahme ist Corene oder Cairoan. Die übrigen Städte waren am Ufer des Meeres gelegen. Ptolemais ist noch gegenwärtig unter dem Nahmen Tolemata vorhanden.

Obgleich dieses Land mit sandigen Wüsteneien angefüllet war, so hatte es doch auch einige fruchtbare Gegenden. Der Landstrich bey Cyrene brachte vortrefliche Pferde hervor. Das Sylphium, eine Pflanze, die von den Alten sehr hochgehalten wurde, war ebenfalls eine Seltenheit dieser Provinz. Man zog ein kostbares Gummi daraus, dessen Tugenden ausserordentlich gerühmet wurden. Atheneus will behaupten, daß die Rosen in dieser Gegend alle andere Blumen von ihrer Art überträfen, und daß man zu Berenizens Zeiten ein auserlesenes Räucherwerk daraus zubereitet hätte.

Man fand auch im Cyrenaischen Gebiete einige ursprünglich Lybische Nationen, als, die Nasamonen, die Barcäer, die Psylli ꝛc. ꝛc. Alle diese Völker waren viel älter, als die Cyrenäer.

3. Die Einwohner der Syrtischen Gegend. Die Alten gaben den Nahmen Syrten, welcher eine Klippe bedeutet, zweenen Meerbusen von ungleicher Grösse, die das mittelländische Meer in

diesem

diesem Theil von Afrika formiret, und worinn man sehr gefährliche Sandbänke antrift. Heutiges Tages werden sie die Seichen oder die Sandbänke der Barbarey genannt. Die gröste davon, welche Tripoli gegen Morgen liegt, hieß vormals die grosse Syrte, und die andere gegen Abend führte den Nahmen der kleinen Syrte. Das zwischen diesen beyden Golphen eingeschlossene Stück Landes wurde von Lybischen Völkern bewohnt, die sich gegen Morgen bis an Cyrenaica, gegen Abend bis an Getulien, und gegen Mittag bis an die grosse Wüste Sahara ausbreiteten. Man kennt heutiges Tages kaum noch ihre Nahmen, obgleich verschiedene alte Geschichtschreiber ziemlich vortheilhaft von einigen derselben reden, besonders von den Cinithiern, Macen, Gindanen und Lothophagen. Bey den Gindanen gieng, nach dem Berichte des Herodots, eine besondere Gewohnheit im Schwange. Die Weiber pflegten nämlich so viel Falten an ihren Röcken zu tragen, als sie Liebhaber hatten, und die Schöne, welche die meisten Falten und Liebhaber zählte, wurde auch am meisten geachtet. Die Lybier mit dem Beynahmen Lothophagen hatten diese Benennung dem Gebrauche der Lotosblätter zu danken, die nicht nur eine köstliche Speise für sie waren, sondern woraus sie auch zugleich einen vortreflichen Trank zu ziehen wusten.

Die Seestädte auf den beyden Syrten waren, Charax, Auxiqva, die grosse Leptis, Garapha, Abrotonum, Sabrata, jetzt Tripoli, Tacape 2c. 2c. Der vornehmste Fluß war der

Cynips, der im Lande der Macen entsprung, und sich in die grosse Syrte verlohr.

Die meisten Einwohner des alten Lybiens führten ein Hirtenleben, und durchirreten mit ihren Heerden die Felder, die sie sich zugeeignet hatten, weshalb sie auch Nomaden genennet wurden. Sie nährten sich hauptsächlich von der Milch des Viehes, und es scheint, daß sie das Fleisch ihrer Thiere nicht gegessen haben. Man hat alle Ursache zu glauben, daß die orientalischen Lybier lange unter der Herrschaft der Aegyptier gestanden haben. Von den abendländischen Lybiern ist es gewiß, daß sie von Carthago, zu der Zeit, da diese Republick im schönsten Wohlstande war, abhängig gewesen sind.

Ich werde mich über die alten Völker des nordlichen Afrika nicht weiter ausbreiten. Die neuern Nationen in dieser Gegend sind: 1. die Einwohner des Kayserthums Marocco, welche den Mauren und Getulern nachgefolgt sind; 2. die Algierer, die in die Stelle der Numidier gekommen sind, und auch einige Landstriche in Getulien besitzen; 3. die Tuniser, welche das Gebiete von Carthago, und andere Stücke von den ehemaligen Ländereyen dieser Republick inne haben; 4. die Tripolitaner, die in den Platz der Cyrenäer, der Syrten-Bewohner, und anderer Lybischen Nationen getreten sind.

Die Griechen und Römer kannten in dem morgenländischen Afrika weiter nichts, als Aegypten und Aethiopien. Die Beobachtungen der alten Erdbeschreiber giengen nicht weiter als bis

an

an das Cap Gvardafu, welches zwölf Grade von der Linie entfernt ist. Hier fangen sich die neuen Länder an, von denen sie nichts wusten, und deren Entdeckung man den Portugiesen zu danken hat. Das morgenländische Meer umströmt sie, und die Küste, welche ihre Gränze ausmacht, erstreckt sich über neun hundert Meilen lang. Es ist zwar an dem, daß sie nordwärts nur von wilden nicht sonderlich zahlreichen Völkern, die auch überdem ziemlich unbekannt sind, bewohnt werden; jenseits der Linie aber trift man ansehnliche Nationen und mächtige Staaten an, wohin unter andern Melinde und Mozambiqve, die zum Theil den Portugiesen unterworfen sind, imgleichen das Königreich Monomatapa, und die prächtigen Etablissements der Holländer, gehören.

Auf der Seite gegen Abend waren gedachte Geographen nicht besser bewandert. Sie wusten von keinen Inseln auf dem Atlantischen Meere jenseits der Canarischen Inseln, und selbst von diesen hatten sie nur einen dunkeln Begrif; es ist auch glaublich, daß ihre Schiffe niemals diese Höhe bestrichen haben. Es sind ihnen also alle die Küsten, die sich in einem Raume von mehr als zwölf hundert Meilen vom acht und zwanzigsten nordlichen Grad bis an die Aeqvinoctial-Linie, und von der Linie bis an den fünf und dreyssigsten Grad gegen Süden erstrecken, gänzlich unbekannt gewesen. Im funfzehnten christlichen Jahrhundert versuchten die Portugiesen zum erstenmal diese Schiffarth, die ihnen gar bald den

Weg

Weg nach Indien zur See öfnete, und sehr viel zur Entdeckung der neuen Welt beytrug. Der Prinz Heinrich, ein Sohn des Königs von Portugall, Johannis des Ersten, rüstete einige Schiffe auf seine Kosten aus, welche, als sie längs den Küsten von Afrika segelten, im Jahre 1415 das Cap Bojador, den Canarischen Inseln gegen Süd-Ost, ungefähr im 26sten Grad Norder Breite, ansichtig wurden.

Binnen einigen Jahren entdeckten die Portugiesen nach und nach gegen Süden die Insel Madera; die Küste von Angra de Ruivos, welche dreyßig Meilen jenseits dem Cap Bojador liegt; das weisse Vorgebürge; wo man ihnen den ersten Goldstaub brachte; Angra de Cintra; die Mündung des Senegalflusses; die Inseln Arguim und des grünen Vorgebürges; und endlich Gvinea.

Dieses leztere Land war die lezte Entdeckung von allen, die durch Vorschub des Prinzen Heinrichs in einer Zeit von acht und vierzig Jahren gemacht wurden. Sie erstreckten sich vom acht und zwanzigsten Grad Norder-Breite bis zum achten. Sie wurden nach seinem Tode weiter fortgesetzet, und indem man fortfuhr längs den Küsten von Afrika zu schiffen, so gelangte man bis zum Aeqvator, nachdem man alle Theile von Gvinea, die am Meere liegen, nämlich, das zwischen dem Senegal und der Gambra gelegene Land, die Küste Malagetta, ferner, die Helfenbein-Küste, die Goldküste, die Sklavenküste, und die Küsten von Benin und Biafara rc. rc.

durch-

durchstrichen hatte. Jenseits des Aeqvators entdeckte man die Königreiche Loango und Congo; die Gegenden von Angola, Benguela, Abutua und Mataman; das barbarische Land der Caffern und Hottentoten, und endlich das Vorgebürge der guten Hofnung nebst dem Cap Agullhas, die beyde an der mittäglichen Spitze von Afrika liegen.

Die Alten nannten das Gewässer, welches die westlichen Landschaften, von denen wir jetzt geredet haben, umströmet, das Atlantische Meer. Der Berg Atlas erstreckte sich auch wirklich bis an die Ufer desselben, und die Atlantiden, ein altes Volk in Mauritanien, liessen sich häufig auf diesem Meere sehen. Diese Nation hat auch vermuthlich die dem kleinen Atlas gegen Abend gelegenen Canarischen Inseln zuerst entdecket, und sie zu bevölkern angefangen. Plato erwähnt in seinen Gesprächen einer grossen Insel, die er Atlantis nennt, und für weitläuftiger hält, als Asien und Afrika zusammen genommen. Verschiedene Gelehrte halten dafür, daß die Beschreibung, die er von derselben giebt, auf kein anderes Land, als auf Amerika, gezogen werden könne; andere geben dieser Insel eine Stelle in der Platonischen Republick, und zählen sie zu den sinnreichen Erdichtungen, die er hin und wieder in seine Werke eingestreuet hat. Crantor, sein ältester Ausleger, Ammianus Marcellinus, Proclus und einige andere, behaupten, er habe als ein Geschichtschreiber geredet, und man müsse alles, was er erzählet, nach dem Buchstab verstehen. Aus dem

Dio-

Diodorus *) sehen wir, daß die Carthaginenser jenseits des mittelländischen Meeres, längs den Afrikanischen Küsten, Fahrten unternommen, und daß einige von diesen Seefahrern, nach ausgestandenem heftigen Sturm auf dem Ocean, bis an die äusserste westliche Spitze dieses Meeres getrieben worden, wo sie eine Insel von ungeheurer Grösse wahrgenommen hätten. Diese Entdeckung hätten die Carthaginenser, wie gedachter Verfasser hinzu fügt, für sich behalten, aus Beysorge, daß nicht etwa eine andere Nation in die Versuchung gerathen möchte, diese neuen Länder an sich zu bringen. Aelianus sagt in seinen vermischten Geschichten, daß ausserhalb Europa, Asien und Afrika noch ein grosses mit Wasser umgebenes Land vorhanden sey, welches diesen drey Welttheilen gleich wäre, die man, wie er sagt, für eben so viele grosse vom Weltmeer umflossene Inseln halten müsse. Aus allem dem solte man schliessen, daß die Alten einige Kenntniß von dem Daseyn der neuen Welt gehabt haben müssen.

Das Atlantische oder Abendländische Meer scheidet Amerika von Europa und Afrika. Die gemeine Breite desselben ist zwölf bis vierzehn hundert Meilen, zwanzig auf einen Grad gerechnet; in einigen Gegenden aber, als zwischen den Inseln des grünen Vorgebürges und den Antillischen Inseln, ist es nicht breiter, als fünf hundert Meilen. Die mittäglichen Afrikaner haben eine solche Ueberfarth leicht anstellen und die Antillischen

Inseln

*) Diod. Sic. Hist. Vniu. Cap. V.

Inseln bevölkern können; von dannen es ihnen noch viel leichter gewesen ist, nach Amerika zu kommen. Dieses Meer enthält eine Menge Inseln, die zu Afrika gehören. Die ansehnlichsten darunter sind Madera, die Canarischen Inseln, die Inseln des grünen Vorgebürges, die Inseln Bisagos, St. Thomas, Annobon, St. Helena ꝛc. ꝛc. Auf dem Orientalischen Meere hingegen findet man Socotora, an der Küste von Aethiopien, Monbaza, Mozambiqve, Madagaskar, die Inseln Bourbon und Frankreich.

Dieses ist der allgemeine Begrif, den man sich von Afrika machen kann. Meine Leser werden aus dem, was ich in dieser Einleitung gesagt habe, zum voraus sehen können, nach welchem Plan ich die Geschichte der Völker, die diesen weiten Raum unsers Erdbodens bewohnen, vortragen werde. Ich will sie in vier Hauptstücke theilen, und in dem erstern von den Mitternächtlichen, im zweyten von den Morgenländischen, und im dritten von den Abendländischen Afrikanern, im vierten aber von den Einwohnern der Afrikanischen Eyländer, handeln.

Erster Theil.

Geschichte der Nordlichen Afrikaner, oder der Einwohner der Barbarey.

Erstes Hauptstück.

Eroberungen der Araber in der Barbarey. Dynastieen, die von diesem Volke gestiftet worden.

Nachdem Mahomet das Reich, welches er in Arabien stiftete, auf einen dauerhaften Grund befestiget hatte, so waren seine Nachfolger darauf bedacht, die Gränzen desselben zu erweitern, und brachten in weniger als zwanzig Jahren Syrien, einen Theil von Persien, und ganz Aegypten, unter ihr Joch. Amru, welcher diese leztere Provinz bezwang, und darinnen zum Statthalter gemacht wurde, drang mit einem Heere von zwanzig tausend Arabern in die orientalische Barbarey. Er belagerte die Stadt Tripoli vergebens; nachdem er aber die Griechen bey verschiedenen Vorfällen geschlagen hatte, so machte er sich Meister von einigen Plätzen, und unter andern von Subaithala, wo der Kayserliche Präfectus seinen Sitz hatte. Der Herr von

Mari-

Marigny *) setzt diesen ersten Feldzug unter Omars, der Herr Deguignes aber unter Othmans Caliphat, um das 27ste Jahr der Hegire, welches mit dem Jahre 647 der christlichen Zeitrechnung überein stimmt. Oucba, ein Arabischer Kriegsbedienter, ließ sich zu Barca in Lybien nieder, und versammlete verschiedene Kolonien von Berbers oder eingebohrnen Afrikanern **), welche den mahometanischen Glauben ergriffen. Der Alkoran wurde hier auf eben die Art, wie in Arabien und Persien, ausgebreitet. Die Gewalt hatte einen viel stärkern Antheil, als die Ueberzeugung, an dem Wachsthum dieser Religion; denn Oucba ließ eine blutige Verordnung ergehen, nach welcher alle abtrünnige Verächter des Mahometanischen Glaubens zum Tode verdammet wurden.

Constans, der Enkel des Heraklius, beherrschte damals das Griechische Kayserthum. Dieser Prinz wolte sich den Progressen der Mahometaner widersetzen, und ließ in Afrika ausserordentliche Werbungen und Geldsteuern ausschreiben. Allein die Völker, welche diese Expressungen bald überdrüssig wurden, traten in geheim mit dem Caliphen Moavias in Unterhandlung, welcher nach und nach zwey Heere nach Afrika schickte, davon das eine von einem Prinzen aus seinem

*) Marigny Gesch. der Araber, in verschiedenen Stellen. Deguignes Geschichte der Hunnen, 1 Theil 6 Buch.

**) Nach der wahrscheinlichsten Meynung ist der Nahme der Barbarey von diesen Berbers entsprungen.

Geschlechte, das andere aber von dem vorerwähnten Araber, Oucba, angeführet wurde. Sanbarthah, ein Seeplatz, fiel im Jahre 665 in die Gewalt der Sarazenen, welche zehn Jahre darauf die Stadt Cairoan anlegten. Oucba war der Stifter derselben. Er erwählte einen weitläuftigen Platz dazu, der von einem grossen Gehölze voll wilder Thiere und gefährlicher Schlangen bedeckt wurde, und welcher überdem den Mißvergnügten, die sich empören wolten, zu einem Zufluchtsorte dienen konnte. Die Bäume, die er fällen ließ, kamen ihm bey dem Bau seiner neuen Stadt ungemein zu statten. Vermuthlich bediente er sich auch der Trümmern des alten Cirene, welches die Griechen an eben dem Orte angelegt hatten, und wovon Cairoan den Nahmen erhielte: indem das Wort Cirene von den Arabern so ausgesprochen wurde. Dieser Ort war eine Zeitlang die Hauptstadt in dem Theil der Barbarey, den die Caliphen damals besassen.

Hassan, welcher nach dem Oucba Statthalter in Afrika wurde, machte sich im Jahre 688 Meister von Carthago, und eroberte fast die ganze Barbarey, von Barka bis an die Küste des Abendländischen Meeres.

Die aus ihren alten Sitzen vertriebenen Römer und Griechen flüchteten nach Wälschland und Spanien. Einige liessen sich zu Safatcura und Bizerta nieder, wo sie aber ebenfalls von ihren Feinden beunruhiget wurden. Die Berbers, die sich nach Bona begeben hatten,

ver-

vertheidigten noch eine Zeitlang ihre Freyheit. Eine Heldin, Damia genannt, die in der Geschichte ein unsterbliches Andenken verdienet, von welcher man uns aber kaum noch den Nahmen aufbehalten hat, setzte sich an die Spitze dieser Afrikaner, eroberte Carthago und alle Oerter, die Hassan unter das Joch gebracht hatte, und trieb die Araber bis nach Barka zurück *). Nachdem aber Hassan neue Verstärkung bekommen hatte, so siegte er zum zweytenmal über die Afrikaner, und es glückte ihm, seine Macht in dem westlichen Theile der Barbarey, den die Araber Mogreb nannten, wieder herzustellen.

Diese Veränderung eräugnete sich unter Valids Kaliphate, und als Leontius im Orient über die Griechen herrschte. Das römische Reich war damals seiner Auflösung nahe, das Arabische aber hatte die höchste Stufe seiner Grösse erreichet. Die Kaliphen besassen die drey Arabien, Persien, Karasme, einen Theil von Indien, Syrien, das grosse Armenien, Klein-Asien, und fast das ganze mitternächtliche Afrika.

Musa folgte dem Hassan in der Statthalterschaft der Barbarey. Die Händel, welche im Jahre 709 zwischen Rodrichen, Könige von Spanien, und dem Grafen Julian, dessen Tochter dieser Prinz entführet hatte, vorfielen, gaben den Arabern Gelegenheit, ihre Macht auch ausser den Gränzen von Afrika auszubreiten. Julian, welcher Ceuta in Mauritanien besaß, trat

*) Theophanes schreibt diese That einem griechischen Feldherrn, Nahmens Johannes, zu.

ihnen diesen wichtigen Platz ab, und vermochte sie, mit gewafneter Hand in Spanien einzudringen. Diese Unternehmung wurde dem Tharek, einem verdienten Officier, auszuführen anvertrauet. Er setzte im Jahre 710 mit vier hundert Mann durch die Strasse bey Gibraltar, streifte in das feindliche Land, und kam mit reicher Beute beladen zurück. Im folgenden Jahre führte er sieben tausend Mann, halb Berbers, halb Araber, dahin, und ließ sie am Fusse des Berges Calpe, dessen Nahmen er in Giabal Tharek verwandelte, ans Land setzen. Giabal bedeutet im Arabischen einen Berg; Tharek war der Nahme des Feldherrn: und daraus hat man hernach Gibraltar gemacht.

Rodrich marschirte mit hundert tausend Spaniern gegen die Araber, deren Armee nur aus zwölf tausend Mann bestand, einige Verstärkungen, die zu ihnen gestossen waren, mit darunter begriffen. Ungeachtet dieser ungleichen Macht rückte Tharek dennoch dem Feinde entgegen, und der Graf Julian diente ihm zum Wegweiser. Es kam an dem Ufer eines Flusses, welcher in dem Gebiete von Medina Sidonia liegt, zu einer Schlacht, die mit der heftigsten Wuth acht Tage lang fortgesetzt wurde. Die Spanier wurden überwunden, und ihr König ertrank auf der Flucht, die Araber aber erhielten durch diesen Sieg Tadmin, Malaga, Cordua, Almeida, Granada und Toledo.

Musa, der über diese glückliche Progressen eifersüchtig wurde, rückte selbst mit einem zahlreichen

chen Heere nach Spanien, in der Absicht, dem Tharek die Ehre einer so wichtigen Eroberung aus den Händen zu reissen. Er machte sich Meister von Sevilla, Merida, Saragossa, Barcelona, und vielen andern Plätzen. Er gieng darauf über die Pyrenäischen Gebürge in das Narbonnesische Gallien, und drang bis in die Hauptstadt, wo er sich eine Bildsäule mit einer prächtigen Inschrift aufrichten ließ. Hier war das Ziel seiner Eroberungen, deren Glanz er durch eine niederträchtige Mißgunst befleckte. An statt den Tharek, der sich in dem vorigen Feldzuge so vorzüglich unterschieden hatte, zu belohnen, überhäufte er ihn vielmehr mit Vorwürfen, und begegnete ihm auf eine so äusserst schimpfliche Art, daß er ihn so gar mit seiner Peitsche schlug. So bald er nach Toledo gekommen war, ließ er sich die Beute bringen, die dieser General gemacht hatte, und unter andern Kostbarkeiten auch eine mit Edelsteinen und Perlen ausgeschmückte Tafel, welche, wie man sagte, dem Salomo gehört haben solte. Tharek hatte aber die Vorsichtigkeit gehabt, einen Fuß von dieser Tafel abzubrechen, welchen er sorgfältig verbarg, und an dessen Stelle Musa einen andern Fuß von Golde machen ließ. Als dieser Statthalter darauf nach dem Orient zurück berufen wurde, so überbrachte er dem Kaliphen Valid diese berühmte Tafel. Der Prinz merkte sogleich, daß der eine Fuß von den andern unterschieden war. Er fragte also den Musa, wie dieses zugienge, welcher ihm antwortete, daß er die Tafel so gefunden hätte. Tha-

rek brachte darauf den rechten Fuß zum Vorschein, und bediente sich dieser Gelegenheit, seine geleisteten Dienste geltend zu machen, und sich über das unwürdige Betragen des Statthalters gegen ihn zu beschweren. Der Kaliphe wurde darüber so aufgebracht, daß er diesen schändlichen Menschen sofort aufs schimpflichste fortjagte, und ihn aller seiner Aemter entsetzte.

Afrika und Spanien scheinen damals zwo grosse Statthalterschaften ausgemacht zu haben. Vermuthlich sind auch noch ausserdem gewisse Sangiaks, oder besondere Befehlshaber in einigen Bezirken und Städten angeordnet gewesen. Als Musa Spanien verließ, so gab er das Gouvernement dieses Landes dem Abdolazis, die Statthalterschaft von Ceuta und Tanger hingegen dem Abdolmalek, und den Abdallah setzte er in den übrigen Theil von Afrika ein Diese drey Statthalter waren seine Söhne. Der erstere, Abdolazis, ist es vermuthlich gewesen, welcher das Heer der Spanischen Sarazenen, die sich im Jahre 722 in die mittäglichen Provinzen von Frankreich ausbreiteten, angeführet hat. Sie drungen bis nach Toulūse, welches sie zu belagern anfiengen *). Allein Eudes, Herzog von Aqvitanien, zwang sie die Belagerung aufzuheben, verfolgte sie auf der Flucht, und trug bey Narbonne einen wichtigen Sieg über sie davon, durch welchen Frankreich von diesen gefährlichen Feinden befreiet wurde. Einige Jahre darauf droheten eben diese Barbaren, die den Abderrahman,

*) Geschichte der Araber 2 Th.

rahman, welchen unsere Geschichtbücher Abderam nennen, an ihrer Spitze hatten, dem Narbonnesischen Gallien mit einem neuen Einfalle. Eudes schloß damals ein Bündniß mit einem ihrer Sangiaks, Nahmens Munuza, welcher eine kleine Befehlshaberstelle in den Pyrenäischen Gebürgen hatte, und sich dem Durchzuge des Abderams zu widersetzen versprach. Allein dieser leztere schlug den Munuza, welcher, aus Schaam über seine Niederlage und aus Furcht, seinem Feinde in die Hände zu fallen, sich selbst das Leben nahm. Abderam rückte darauf in Aqvitanien ein, eroberte Bourdeaux, schlug den Eudes jenseits der Dordogne, und verheerete die Landschaften, Perigord, Saintonge, und Poitou auf die grausamste Art. Er war eben im Begrif die Stadt Tours zu plündern, als ihm Karl Martel eine blutige Schlacht lieferte, in welcher dreymal hundert tausend Sarazenen, nebst ihrem Feldherrn, umkamen.

Die Arabischen Kaliphen besassen Spanien bis um die Mitte des achten christlichen Jahrhunderts, das ist, bis um die Zeit der Revolution, wodurch die Abassiden, mit Ausschliessung der Ommiaden, sich auf den Thron schwungen. Ein Prinz von diesem leztern Geschlechte, Nahmens Abderrahman, welcher vielleicht der einzige seyn mochte, der dem unter seinen Verwandten angerichteten Blutbade entronnen war, flüchtete nach Afrika und von dort nach Spanien, wo ihn die in Sevilla und in verschiedenen andern Gegenden befindlichen Araber für ihren Kaliphen er-

kannten. Er stiftete daselbst eine Dynastie, die ohngefähr zwey hundert und sechzig Jahre unter dreyzehn Prinzen bestand, denen man den Nahmen der Spanischen Ommiaden beylegte. Die vornehmsten zu ihrem Gebiete gehörigen Städte waren, Cordua, Sevilla, Medina, Sidonia, Tortosa, Merida, Sarragossa, Valentia, Toledo, Barcelona, und Beja in Portugal. Da aber die Geschichte dieser Kaliphen nicht eigentlich zu der Historie der Afrikanischen Barbarey gehört, so werde ich hier nur blos anmerken, daß sie fast in beständigen Kriegen mit einander verwickelt waren, wodurch der übrige Theil von Spanien von ihrem Joche befreiet wurde. Mit der Zeit nahmen diese Uneinigkeiten noch immer zu, und nachdem die Dynastie der Ommiaden erloschen war, so entstunden aus den Trümmern ihres Reiches verschiedene kleine Königreiche, wie z. E. zu Cordua, Sevilla, Toledo, Granada, Valentia und Murcia. Ich habe an einem andern Orte die Beobachtung gemacht, daß diese Theilung den Sarazenen unendlichen Schaden gethan, und daß dadurch die Befreyung der Spanier schon von weiten vorbereitet worden.

Doch wir müssen nun wieder zu den Arabern in Afrika zurück gehen. Dieser Theil des Gebietes der Kaliphen war zwar nach seinen ehemaligen Beherrschern unterworfen; allein die Statthalter, die daselbst die Regierung im Nahmen der Monarchen verwalteten, maaßten sich einer gewissen Art von Unabhängigkeit an, die eine nahe Empörung zu verkündigen schien. Edris und So-

liman, zween Emirs vom Geschlechte des Ali, die vermuthlich einige Streitigkeiten mit den Abassiden gehabt hatten, verliessen Arabien zu Ende des achten Jahrhunderts, und begaben sich in die Abendländische Barbarey, um sich daselbst niederzulassen. Edris hatte einen Sohn, der die Stadt Fez anlegte, und ein kleines Königreich aufrichtete, welches seine Nachkommen bis um das Jahr 941 besassen. Um eben diese Zeit fieng der Statthalter der Abassiden in Afrika, Ibrahim Ebn Aglab, einen offenbaren Aufstand an, und ließ sich um das Jahr 800 zu Cairoan als Oberherrn ausrufen. Er stiftete eine zweyte Dynastie, die etwas über hundert Jahre daurete, und der Barbarey verschiedene Beherrscher gab, welche in der Geschichte nach dem Nahmen ihres Stifters Aglabiten genannt und in folgender Ordnung aufgeführet werden:

I. Ibrahim, welcher unter den Unruhen, die von einem unrechtmäßigen Besitze unzertrennlich zu seyn pflegen, zwölf Jahre regierte.

II. Abul Abbas, Ibrahims Sohn. Er wurde im sechsten Jahre seiner Regierung zu Cairoan ermordet.

III. Abu Mohammed, mit dem Beynahmen Ziaddet Allah, welchen auch einige von seinen Vorfahren geführet haben. Unter diesem Prinzen eroberten die Afrikanischen Sarazenen, mit Beyhülfe der Spanischen, Sicilien, welches ihnen von einem griechischen Hauptmann, Nahmens Euphemus, den die Arabischen Geschichtschreiber Phama nennen, in die Hände gespielt wurde.

wurde. Sie giengen darauf nach Italien, und machten sich Meister von Taranto und von ganz Calabrien. Abu Mohammed setzte in dieses neu eroberte Land einen Prinzen aus seinem Hause, welcher den Titel eines Königs von Sicilien annahm. Es blieb über zwey Jahrhunderte in den Händen der Barbaren. Zu gleicher Zeit wurde die Insel Creta von den Spanischen Sarazenen erobert, die sie Candax nannten, woraus hernach der Nahme Candien entstanden ist. Mohammed starb im Jahre 838. Er war ein Sohn Ibrahims, des Stifters der Aglabiten.

IIII. Abu Accal, ebenfalls ein Sohn Ibrahims. Er starb im Jahre 841. Er äusserte viele Liebe gegen seine Unterthanen, und beschenkte die Militz sehr reichlich; welches ihm eine ruhige Regierung zuwege brachte.

V. Abul Abbas Mohammed, welcher nicht lange Zeit regierete.

VI. Ahmed, gestorben 863. Er ließ die grosse Wasserleitung und die Moschee, so beyde vor den Thoren von Tunis befindlich sind, anlegen.

VII. Abu Mohammed, Ahmeds Bruder, regierete nur sechs Monathe.

VIII. Mohammed Abulgharanic, Ahmeds Sohn. Er starb 875.

VIIII. Abuichak Ibrahim, welcher seinen Hof nach Tunis verlegte, wo er einen schönen Pallast bauen ließ. Er starb daselbst 902. Die Einnahme von Syrakus und Taormine, der einzigen Oerter, die den Griechen noch in Sicilien

lien übrig blieben, war die vornehmste Begebenheit unter seiner Regierung.

X. Abul Abbas Abdallah, ein Sohn des vorigen, getödtet im Jahre 903.

XI. Abu Nasr. Ein Sohn seines Vorgängers. Er wurde im sechsten Jahre seiner Regierung durch rebellische Unterthanen, die einen Herrn, Nahmens Abdallah, an ihrer Spitze hatten, aus seinen Staaten vertrieben. Dieser Abdallah bemächtigte sich eines ziemlich weitläuftigen Landstriches.

XII. Ibrahim, der lezte von den Aglabiten. Als dieser Prinz sahe, daß Abu Nasr die Flucht genommen hatte, so setzte er sich an die Spitze einiger getreuen Stämme und rückte nach Cairoan, wo er sich aber nicht halten konnte. Abdallah schlug und zerstreuete diese Partey und machte sich Meister von allen Ländern der Aglabiten.

Indessen gewann die Sache bald eine andere Gestalt. **Oberd Allah**, mit dem Beynahmen Al Mahadi, hatte sich zum Oberhaupte einer andern Rotte aufgeworfen, welche über alle die andern die Oberhand behielte, und eine neue Dynastie in Afrika errichtete. Einige Geschichtschreiber behaupten, daß dieser Anführer aus dem Stamme Rekama, der sich in den Gebürgen in der Gegend von Fetz niedergelassen hatte, entsprossen wäre. Andere hingegen halten ihn für einen orientalischen Magen, der sein Vaterland verlassen und sich nach Afrika begeben hätte, wo er lange Zeit unbekannt geblieben wäre. Er trat die Wallfarth nach Mekka an, auf welcher Reise sich ver-

verschiedene Personen zu ihm geselleten. Nachdem er sich zur Zeit der ersten Unruhen, die von dem Abdallah erreget wurden, nach Cairoan begeben hatte, so war er daselbst mächtig genug, den Aglabiten Widerstand zu leisten. Er soll, wie man glaubt, an der schleunigen Flucht des Abu Nasr vielen Theil gehabt haben. Er nahm im Jahre 9 8 den Titel eines Kaliphen an, und ließ den Thronräuber Abdallah, nachdem er ihn überwunden hatte, ums Leben bringen.

Weil Al Mahadi vorgab, ein Abkömmling Mahomets von Seiten Fathmens zu seyn, so sind die Prinzen aus seinem Geschlechte Fathimiten genennet worden. Dieser Afrikanische Kaliphe legte in der Gegend der kleinern Syrte eine Stadt an, die er nach seinem Nahmen Mahadia nannte. Die von ihm gestiftete Dynastie hat etwas über zwey hundert und funfzig Jahre bestanden. Moezz-Ledin-Illah, sein dritter Nachfolger, machte sich im Jahre 972 Meister von Aegypten, und erbauete daselbst die Stadt Cairo, wo die Fathimiten damals ihre Residenz anlegten. Was man von diesen Prinzen, die mit den Kaliphen zu Babylon beständige Kriege führten, sagen könnte, gehört vielmehr zur morgenländischen Historie, als zur Geschichte der Barbarey, und ich habe überdem bereits in den vorhergehenden Theilen dieses Werks einige nähere Umstände davon berühret.

Die ersten Monarchen dieser Dynastie waren so mächtig, daß sich damals eben keine grosse Bewegungen in Afrika ereignen konnten. Es entstanden

standen aber doch daselbst einige Dynastieen, deren ich hier gedenken muß. Gleich im Jahre 935 machte sich ein Arabischer Herr, Nahmens Zeiri, unter dem zweyten der Fathimiten Caim Bamrillah einen Anhang, und zog eine starke Anzahl von Familien an sich. Er trug ansehnliche Vortheile über einige Stämme davon, und nachdem er auf seinen Zügen reiche Beute gemacht hatte, so legte er eine Stadt an, die er Aschir nannte, und in welcher er so viel Gelehrte und Handelsleute versammlete, als er nur habhaft werden konnte. Der Kaliphe Caim Bamrillah, an statt sich seinen Unternehmungen zu widersetzen, schickte ihm vielmehr einen Baumeister aus Aegypten, welcher die Gebäude in seiner neuen Stadt aufführen solte. Zeiri war ein Abkömmling der alten Könige von Saba in Arabien, die aus dem Stamme der Hemiariten entsprossen waren, und Muthna war der erste von seinen Ahnherren, der sich zu der Zeit in Afrika niederließ, als die Aethiopier Yemen unter das Joch brachten, und die Hemiaritischen Prinzen aus dieser Gegend verjagten; welches um das Jahr 500 der christlichen Zeitrechnung geschahe.

Zeiri stiftete ein Königreich, welches er seinen Nachkommen hinterließ. Er führte den Gebrauch der Münzen unter den Arabern und Berbers, die seiner Herrschaft unterworfen waren, ein. Diese Völker wusten vorher nichts von Gold und Silber. Ihr Verkehr geschahe durch Tausch, und der Viehhandel war der vornehmste Zweig ihres Gewerbes. Die Prinzen aus diesem Hause

se nannten sich nach dem Nahmen ihres Stifters Zeiriden. Sie haben Bugia, Algier, die Schlösser Hammad und andere Oerter besessen. Zeiri wurde im Jahre 970, nach einer sechs und zwanzig jährigen Regierung, in einer Schlacht wider die Zeneten, eine kriegerische Nation, die in diesen Gegenden wohnte, getödtet. Die Afrikaner hielten ihn so hoch, daß er so gar von seinen Feinden bedauret wurde.

Abul Yusuf, sein Sohn, folgte ihm, und wurde von dem Kaliphen Moezz-Ledin-Illah mit Afrika und Sicilien belehnet. Er eroberte Tremesen, Fez, Segelmesse und die ganze westliche Barbarey. Im Jahre 984 riß ihn der Tod fort. Er hinterließ die Krone dem

Abulcasem Mansur, seinem Sohne, welcher zwölf Jahre regierete.

Abu Munad Badis, Mansurs Sohn, besaß hernach den Thron zwanzig Jahre. Zu seiner Zeit entstunden verschiedene Empörungen, und er brachte einige Jahre seiner Regierung auf der Insel Sardinien zu, die damals den Barbaren gehörte.

Abu Tamim, des Abu Munad Sohn, verlegte seine Residenz nach Mahadia. Alle seine Vorgänger hatten ihren Sitz zu Aschir, oder zu Tahirat gehabt; allein Abu Munad trat den ersten Ort seinem Onkel Hammad ab, welcher sich unter Abu Tamim empörete, und von diesem Prinzen überwunden wurde. Tamim starb im Jahre 1061, nach einer neun und vierzig jährigen Regierung.

Tamim,

Tamim, sein Sohn, war sein Reichsfolger. Er brachte Sus, Tunis, Gabes, Cairoan, nebst den Inseln Harba und Majorka, unter seinen Gehorsam; hingegen verlohr er Tripoli, welches ihm von einem Türken, Nahmens Schah Malik, genommen wurde, ingleichen Sicilien, dessen sich die Normänner im Jahre 1091 bemächtigten. Malik war der erste Türk, der ein Fürstenthum in der Barbarey errichtete; allein Tripoli blieb nicht lange in seinen Händen. Tamim regierete fast acht und vierzig Jahre, und starb 1108, in einem Alter von 79 Jahren. Er hatte zum Nachfolger den

Yahia, seinen Sohn, der 1115 starb.

Ali, des Yahia Sohn, regierte darauf fünf Jahre.

Hassan, des Ali Sohn, war der lezte Prinz aus diesem Stamme. Rogerius, König von Sicilien, vertrieb ihn aus Tripoli, Mahadia und vielen andern Städten; und seine übrigen Besitzungen wurden ihm von den Almohaden genommen, welches Afrikanische Prinzen waren, von denen wir hernach reden wollen.

Die Dynastie der Zeiriden hat ohngefähr zwey Jahrhunderte gedauret. Hundert Jahre vor ihrer Erlöschung stiftete ein anderes Arabisches Geschlecht, welches sich um das Jahr 700 in Afrika gesetzt hatte, ein besonderes Reich in Mauritanien und in Spanien. Diese Araber waren in verschiedene Stämme getheilet, davon die vornehmsten Lamptouna, Gioudala und Lamtah hiessen. Ihre Wohnungen erstreckten

sich bis an die Wüste Sahara. Sie führten daselbst ein irrendes und wildes Leben. Ein Mann vom Stamme Gioudala, Nahmens Giouhar, reisete einstens nach der Küste der Barbarey, und hatte daselbst Umgang mit einigen Mahometanischen Lehrern, deren Glauben er annahm. Er gab ihnen zu verstehen, daß sie ihre Religion mit guten Erfolge in seinem Vaterlande predigen würden, und vergaß nichts, ihren Eifer rege zu machen. Abdallah ließ sich durch sein Zureden bewegen, und faßte den Schluß, dieses ungesittete Volk zu unterrichten. Sie begaben sich demnach beyde nach den Wohnungen dieser Araber, wo sie verschiedene Stämme überredeten, den Alkoran anzunehmen, und solche darauf in einen einzigen Haufen versammleten, über welchen sie einen besondern Anführer setzten, der den Titel eines **Emir el Muslimin**, das ist, eines Fürsten der Muselmänner, annahm. Die Wahl fiel auf einen Mann, Nahmens Abubekr, welcher der erste Monarch dieser Dynastie war, deren Anfang man in das Jahr 1050 setzen kann. Die Araber, die sich seiner Herrschaft unterwarfen, nannten sich **Morabethin**; und die Spanier legten ihnen den Nahmen **Marabuts** oder **Almoraviden** bey.

Giouar, welcher zu der Erhebung des Abubekr viel beygetragen hatte, bereuete gar bald, daß er die Befehlshaberschaft nicht für sich selbst behalten hatte. Er wolte sich empören; allein Abubekr kam ihm zuvor, und ließ ihn hinrichten Abdallah, das zweyte Oberhaupt dieser Mission,

hatte

hatte klein glücklicheres Schicksal. Als er einen Haufen Araber nach der Seite von Sus führen wolte, so wurde er von den Arabern, die diese Gegend bewohnten, geschlagen und niedergemacht. Abubekr bediente sich darauf des Vorwandes, seinen Tod zu rächen, und verheerte das Land der Suser, wo er eine ansehnliche Beute machte. Nach einiger Zeit eroberte er auch Segelmesse, die erste Stadt, welche diese Araber in Mauritanien besessen hatten.

Nachdem Abubekr 1070 gestorben war, so wählten die Stämme, die ihm gefolgt hatten, einen Feldherrn, Nahmens Yusuf zu ihrem neuen Führer, und riefen ihn zum Emir el Muslimin aus. Yusuf machte sich Meister von Ceuta, Salee, Tanger und einigen andern Oertern, und erbauete die Stadt Marocco, die hernach die Hauptstadt seiner Staaten wurde.

Mohammed, ein Maurischer Prinz, der zu Sevilla residirte, rief den Yusuf wider den König Alphonsus, mit dem er in Streit gerathen war, um Hülfe an; welcher auch alsbald mit einer Armee nach Spanien rückte. Nachdem er seine Völker mit Mohameds Heere vereiniget hatte, so trug er 1086 bey Badajos in Estremadura einen merkwürdigen Sieg über die Christen davon. Im folgenden Jahre gieng er aufs neue nach Spanien und belagerte, mit den Königen von Sevilla und Granada, Lebatho, wo sich Alphonsus hinein geworfen hatte. Dieses Unternehmen gieng aber nicht von statten; hingegen bemächtigte sich Yusuf der Staaten des Königs

von Granada, mit welchem er sich veruneiniget hatte, und führte ihn gefangen nach Marocco. In einem dritten Feldzuge, dessen Ausführung er dem Sair, einem versuchten Feldherrn, anvertrauete, wurden Cordua, Sevilla, Almeria, und fast alle Städte, welche die Sarazenen damals in Spanien besassen, unter seine Bothmäßigkeit gebracht. Er suchte sich darauf in dem Besitz seiner neuen Eroberungen fest zu setzen, und bath den Kaliphen zu Bagdad, ihn mit Spanien feierlich zu belehnen, welches ihm auch bewilliget wurde. Dieser Monarch, welcher einer der grösten Feldherren seiner Zeiten war, starb 1106, nach einer Regierung von acht und dreyßig Jahren.

Abu Hassan Ali, Yusufs Sohn, trat nach ihm die Regierung an. Er trieb den König Alphonsus zurück, als derselbe einen Einfall in das Gebiete der Muselmänner unternommen hatte; hingegen kostete es ihm viel Mühe, einen Aufruhr, der zu Granada zwischen seinen Völkern und den Einwohnern entstanden war, zu dämpfen. Die Almohaden fiengen unter seiner Regierung an sich bekannt zu machen, und sich so gar einige Gewalt über die Marabuts anzumaassen. Ali regierete mit einer Weisheit, die ihm die Liebe und Hochachtung seiner Unterthanen erwarb. Er starb im Jahre 1140 zu Marocco, und ließ den Thron seinem Sohne Taschefin Elmasmudi, der ihn aber nur fünf Jahre bekleidete.

Taschefin führte beständig Krieg mit den Almohaden, die seinen Sohn Jshak um das Jahr 1146 vom Throne stiessen. Mit diesem Prinzen endigte

endigte sich die Dynastie der Marabuts, nachdem sie etwas weniger als hundert Jahre gedauret hatte. Einige von diesen Arabern begaben sich wieder in ihre alten Wüsteneien zurück. Andere hingegen giengen nach der Insel Mojorka, wo sich ihre Prinzen noch eine Zeitlang erhielten. Der Verfasser der Geschichte der Spanischen Revolutionen hat Unrecht, wenn er im Ersten Th. Bl. 220 vorgiebt, daß die Almoraviden noch jetzt zu Marocco regieren.

Die Almohaden, welche diese Dynastie zerstöreten, waren Abkömmlinge der ersten Araber, die um die Mitte des siebenten Jahrhunderts Afrika eroberten. Sie bewohnten die Gebürge im Lande Sus, als ein altes Eigenthum, dessen sich ihre Väter bemächtiget hatten.

Einer von diesen Arabern, der Abu Abdallah Mohammed hieß, und ausserdem noch den unter den Afrikanischen Sarazenen so berühmten Beynahmen Mahadi führte, legte den Grund zu der Dynastie, von welcher wir reden. Er gab vor, von dem Ali, Mahomets Eidam, abzustammen. Er legte sich in seiner Jugend auf die Wissenschaften, und um es darinn noch weiter zu bringen, so begab er sich nach Chaldäa, wo er mit den geschicktesten Lehrern Umgang hatte.

Als er von dieser Reise zurück kahm, so gerieth er durch einen Zufall in die Hände eines feinen Betrügers, Nahmens Abdolmumen, der sich für einen Begeisterten ausgab. Mahadi stiftete eine genaue Freundschaft mit diesem vorgeblichen Propheten, und fieng an, selbst die

Rolle eines Apostels zu spielen *). Er gieng nach Marocco, wo er sich unterstand, den Weibern des Ali, des Kaysers der Marabuts, einen scharfen Verweiß zu geben, weil sie öffentlich mit unbedeckten Angesichte erschienen. Diese Verwegenheit machte, daß er aus der Stadt gejagt wurde. Er begab sich nach Sus, und wurde daselbst im Jahre 1120 von einer Menge Landstreichern, die ihm gefolgt waren, zum Fürsten ausgerufen. Diese Schwärmer liessen sich Muahedin, das ist, Unitarier **) nennen, woraus hernach durch Verfälschung der Nahme Mohaden oder Al-Mohaden entstanden ist. Er suchte unter seinen Anhängern zwölf Jünger aus, worunter Abdolmumen der angesehenste war.

So bald der Kayser von Marocco von den Unternehmungen dieser Aufrührer Nachricht erhalten hatte, so schickte er Kriegesvölker wider sie aus, die aber in Stücken zerhauen wurden. Mahadi stellte ebenfalls eine Armee ins Feld, die in das Land der Marabuts streifte, und darauf an ihrem Theil gleichfalls geschlagen wurde, welches unter den Mauren der Stadt Marocco, die Machadi belagert hatte, geschahe. Er starb kurz nach diesem Feldzuge, und hinterließ den Thron dem Abdolmumen, der im Jahre 1129 zu regieren anfieng. Dieser Prinz machte sich durch die Siege, die er über die Marabuts davon trug, berühmt. Er nahm ihnen Oran,

Tre-

*) Geschichte der Hunnen.

**) Leute, die nur einen Gott glauben.

Tremessen, Fez, Mikenez, Salee, Ceuta, Marocco, und ließ ihrem lezten Prinzen Ishak den Kopf abschlagen. Er eroberte auch die Stadt Badela, und brachte die Senahedgier, ein kriegerisches Volk, welches in den Gebürgen wohnte, unter seine Bothmäßigkeit.

Während der Zeit, da er Marocco belagerte, fanden sich die Oberhäupter der Spanischen Araber bey ihm ein und erkannten ihn für ihren Fürsten. Sie riefen ihn zugleich um Beystand wider die Christen an, welche sich die Uneinigkeiten der Mauren zu Nutze gemacht, und Santarein, Beja, Lissabon, Merida, Almeria, Medina Sidonia, Jaen und viele andere zu dem Mahometanischen Gebiete gehörige Oerter, erobert hatten. Abdolmumen schickte ihnen ein starkes Heer zur Hülfe, welches Sevilla belagerte, und mit stürmender Hand einnahm. Allein die Spanier bemächtigten sich dagegen der Städte Tortosa und Lerida, und bezwungen einen Theil von Catalonien. Sie thaten aber drey Monathe lang einen vergeblichen Angrif auf Cordua, weil dieser Platz von den Almohaden entsetzt wurde.

Abdolmumen kehrte darauf seine Waffen wider die Sicilianer, die sich seit einigen Jahren auf der Küste von Tripoli niedergelassen hatten. Er entriß ihnen in zween Feldzügen alle Oerter, die sie besassen, und verjagte sie völlig aus der Barbarey. Nach dieser Unternehmung suchte er den Krieg nach Spanien zu spielen, um alle Christen in dieser Gegend auszurotten. Allein

die Araber weigerten sich mit ihm zu ziehen, und flüchteten in die Wüste Sahara, wo sie einige Unruhen erregten, weshalb er Truppen dahin schicken muste, diese Bewegungen zu stillen. Viele von diesen Widerspenstigen unterwarfen sich, und liessen sich nach der Spanischen Küste führen, wohin sich auch Abdolmumen selbst verfügte, und im Jahre 1162 auf dem Berge bey Gibraltar eine Festung anlegte. Dieses war das Ziel aller seiner weitläuftigen Entwürfe, indem ihn der Tod im folgenden Jahre zu Salee dahin riß, nachdem er drey und dreyßig Jahre regieret hatte.

Abu Yakub, sein Enkel, folgte ihm nach, ob sich gleich einige Arabische Stämme widersetzten, die sich bald unterwerfen musten. Dieser Prinz schickte seinen Bruder Omar nach Spanien, um den Mohammed zu bekriegen, welcher die Königreiche Murcia und Valentia, nebst einigen andern östlichen Gegenden, überfallen und sich mit den Christen verbunden hatte, um sich in seinem unrechtmäßigen Besitze zu erhalten. Omar trug einige Vortheile über den Mohammed davon, welcher vor seinem Tode verordnete, daß alle diese Länder den Almohaden wieder erstattet werden solten, so auch geschahe. Yakub erschien selbst in Spanien an der Spitze seiner Heere, und starb daselbst 1184, während der Zeit, da er Santarein, eine Stadt in Portugal, belagerte. Sein Körper wurde nach Sevilla gebracht. Im neunten Jahre seiner Regierung kahm ein Schwarm türkischer Sol-

daten,

daten, die in Aegypten gedienet hatten, unter der Anführung eines Landstreichers, Nahmens Tekieddin Caracusch, nach der Barbarey, und machte sich Meister von Tripoli und einigen andern Plätzen. Dieses war die zweyte Erscheinung der Türken in der Barbarey.

Almanzor beherrschte die Almohaden nach dem Tode seines Vaters Jakub. Ali, ein Sohn Ishaks, des lezten Königs der Marabuts in der Barbarey, regierete damals in Majorka. Er unternahm 1184 eine Landung in Afrika, und machte sich Meister von Gabes, Capsa und Bugia, von dannen er alle Almohaden verjagte. Almanzor rückte ihm aber sofort entgegen, trug verschiedene Vortheile über ihn davon, und nahm Capsa und Gabes wiederum ein.

Einige Jahre darauf gieng er nach Spanien, um die Christen zu bekriegen, die sich von Algarbien in Portugal Meister gemacht hatten. Er entriß ihnen die meisten Städte, die sie erobert hatten, und jagte ihnen ein so grosses Schrecken ein, daß sie ihn um Friede baten.

Im Jahre 1195 lieferte er den Spaniern ein blutiges Treffen, worinn die Christen, nach dem Berichte Arabischer Verfasser, über hundert und vierzig tausend Mann, die Mauren aber ungefähr zwanzig tausend einbüßten. Ein zweyter Sieg, den er im folgenden Jahre davon trug, machte ihn zum Herrn von Toledo, welches er plündern ließ. Dieses waren seine vornehmsten Thaten. Er starb 1199.

Naser Ledin Allah, Almanzors Bruder, besaß darauf den Thron funfzehn Jahre. Er litte einigen Verlust in Spanien; hingegen dämpfte er die Unruhen, welche die Marabuts in Afrika erregten, und die seit der lezten Regierung den Anfang genommen hatten. Die übrigen Könige von diesem Stamme sind:

Mostanzer Billah, Nasers Sohn, gestorben 1223.

Abu Mohammed, Nasers Bruder, getödtet 1224.

El Adel, Mostansers Sohn, und

Abu Zacharia, Nasers Sohn, deren Regierungen von kurzer Dauer waren.

Abul Ola Edris Elmamun, gestorb. 1231.

Raschid Abu Mohammed, des Abul Ola Sohn, welcher 1242 Todes verfuhr.

Said Abul Hassan, Raschids Bruder.

Morthadi, getödtet 1266.

Al Ouathec Billah, abgesetzt 1269.

Der Herr Deguignes meldet von diesen lezten Prinzen, die vermuthlich mit schlechten Ruhme regieret haben, nichts besonderes. Die Monarchie der Almohaden hat ohngefähr hundert und funfzig Jahre gewähret. Sie waren die Stifter des zweyten Maroccanischen Reichs, indem die Marabuts das erste aufgerichtet hatten.

Von

Von den übrigen Dynastieen, die um diese Zeit entstunden, habe ich nur ein paar Worte zu sagen. Die Araber vom Stamme Beni-Zian bemächtigten sich im Jahre 1248 der Stadt und Provinz Tremesen, in dem westlichen Mauritanien, welches unter der Anführung des Abu Yahia Yagmur, der hernach ihr erster König wurde, geschahe. Die Senahedgier, ein ziemlich ansehnliches Volk, hatten dieses Gebiete, welches jetzt dem Kayser von Marokko gehört, vorher besessen. Man kennt so wenig die Nachfolger, als die Geschichte, der Prinzen Beni-Zian. Sie sind eine Zeitlang den Spaniern zinsbar gewesen.

Die Abu-Hafs, welches Negrische Prinzen waren, fiengen in den ersten Jahren des dreyzehnten Jahrhunderts zu Tunis zu regieren an Sie hatten auch Bugia und die benachbarten Gegenden inne. Nazer Ledin Allah, König von Marokko, aus dem Geschlechte der Almohaden, übergab das Gouvernement von Tunis dem Mohammed Abdol Ouahed, welcher als das Oberhaupt der Abu-Hafs angesehen wird. Unter dem Abu Abdallah, dem dritten Nachfolger des Abdol Ouaheds, wurde Tunis von dem heiligen Ludwig, welcher vor dem Platze das Leben verlor belagert. Diese Prinzen, deren Thronfolger nicht bekannt ist, beherrschten das Königreich Tunis 250 Jahre lang. Ihr Staat wurde 485 von den Türken erobert, und dadurch dieser Dynastie ein Ende gemacht. Sie liessen eine zahlreiche Besatzung in diesem Lande zurück, welches über ein Jahrhundert hindurch von Bassen, die der Großherr

dahin

dahin schickte, regieret wurde. Diese Militz empörte sich aber im Jahre 1594, und errichtete zu Tunis eine Art von republikanischer Regierungsform, die noch heutiges Tages bestehet. Algier und Tripoli werden auf eben diese Art beherrschet.

In diesem an Revolutionen so fruchtbaren Jahrhunderte sahe man eine neue Dynastie entstehen, welche auf die Dynastie der Almohaden folgte, und wodurch das dritte Marokkanische Reich gestiftet wurde. Abdol Hacq, vom Stamme der Zeneten, die sonst auch Beni-Merin genannt werden, legte den ersten Grund zu derselben. Man will behaupten, daß Abucara, einer seiner Vorfahren, bereits in diesem Theile von Afrika regieret haben soll.

Abdol errichtete im Jahre 1213, zum Nachtheil der Almohaden, einen kleinen Staat, und hinterließ ihn seinem Sohne Othman, welcher den Abu Yahia, einen andern Sohn des Abdols, zum Nachfolger hatte. Diese Prinzen waren Vasallen der Almohaden. Abdols dritter Sohn, Abu Yusuf, schüttelte aber ihr Joch nicht nur ab, sondern richtete sie auch so gar gänzlich zu Grunde. Abdol starb 1258, und Yusuf 1286. Dieser leztere, welchen man als den ersten König der Zeneten ansehen muß, besaß Fez, Marokko und die umliegenden Länder, nebst Malaga in Spanien.

Abul Zaradat, Yusufs Sohn und Nachfolger, belagerte die Stadt Tremesen vierzehn Jahre lang, ohne sich derselben bemächtigen zu können. Das Jahr seines Todes ist unbekannt,

man

man weiß aber doch, daß er von seinen Unterthanen ermordet worden.

Die Prinzen, so nach dem Zaradat regieret haben, sind fast gar nicht bekannt. Die Arabischen Geschichtverfasser sagen uns weiter nichts von ihnen, als daß es gewaltige Händel unter ihren Nachfolgern gegeben habe.

Abul Hassan, welcher 1331 auf dem Thron saß, machte sich Meister von Tremesen, Bugia, Constantina und Tunis, und starb 1351. Damals giengen die Unruhen aufs neue an, und der Staat von Marokko veränderte innerhalb zehn Jahren sechsmal seine Oberherren. Seit dem Mohammed Abdolhakim, welcher 1361 den Thron bestieg, geschieht der Zenetischen Könige weiter keine Erwähnung. Sie sollen, wie man behauptet, durch die Oatazen, welches ebenfalls Afrikanische Prinzen waren, die bis zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts regieret haben, überwältiget worden seyn. Die Geschichte dieser leztern ist noch viel weniger bekannt. Um das Jahr 1500 richteten die Scherifs das fünfte Reich zu Marokko auf, welches auch noch heutiges Tages bestehet, und wovon wir im folgenden Hauptstück mit mehrerm handeln wollen.

Zwey

Zweytes Hauptstück.

Von den Scherifs, oder, den jetzigen Beherrschern von Marokko.

Beschreibung ihres Reiches.

Erster Abschnitt.

Ursprung der Scherifs von Marokko. Erste Prinzen derselben.

Der Nahme Scherif ist bey den Türken und Afrikanischen Mauren der Titel einer Würde, so wie der Emir-Titel, mit welchem die Araber alle Abkömmlinge Mahomets beehren. Die von Marokko stammen aus dem mitternächtlichen Lybien. Mula oder Mulei Meherez, einer von ihren Ahnherren, hatte sich an die Spitze einiger in diesem Theile von Afrika zerstreuten Arabischen Stämme gesetzt, mit welchen er häufige Anfälle auf die Karavanen der Kaufleute und Pilgrimme, die durch sein Land giengen, unternahm. Der Kayser von Marokko rückte diesem Räuber mit einigen Kriegesvölkern entgegen, zwang ihn die Waffen nieder zulegen, und verpflanzte die sämtlichen Araber, die mit ihm ausgezogen waren, nach Mauritanien *).

Mehe-

*) Moüette Hist. des Conquêtes de Mouley, in der Vorrede.

Meherez selbst war genöthiget sein altes Vaterland zu verlassen, und in der Provinz Tafilet, die von der Zeit an zum Staat von Marokko gehörte, als eine Privatperson zu leben. Er hatte eine Menge Kinder, und weil ihm seine schlechten Glücksumstände nicht verstatteten, sie auf eine anständige Art zu unterhalten, so entschlossen sie sich, ihren Vater zu verlassen und ihre Versorgung in den Provinzen Marokko und Fez zu suchen. Die Arabischen Stämme in diesen Gegenden nahmen die Kinder des Meherez mit aller ihrer Geburth zukommenden Achtung auf, und die Heirathen, die sie daselbst schlossen, vermehrten ihr Geschlecht dergestalt, daß noch heutiges Tages das ganze Land von ihren Nachkommen angefüllet ist, welche den Scherif-Titel führen, und sich gröstentheils in den elendesten Umständen befinden.

Einer von diesen Prinzen, der in der Stadt Tigumedet in Numidien gebohren war, erwarb sich zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts einen grossen Ruhm. Der von mir angeführte Geschichtschreiber nennet ihn Mahamet Ben Hamet, welcher Nahme aber, wie viele andere, von ihm verstümmelt worden, und Mohammed Ben Ahmed geschrieben werden muß. Dieser Mann war in allen natürlichen Wissenschaften sehr erfahren, und wurde so gar für einen Zauberer gehalten. Er gab seinen Kindern eine vortrefliche Erziehung, und schickte sie bey guter Zeit nach Mecha; denn diese Pilgrimmschaft steht bey den Mahomedanern in grossen

Anse-

Ansehen, indem diejenigen, so dieselbe auf eine andächtige Art vollziehen, bey ihrer Zurückkunft auf eine für sie besonders schmeichelhafte Art unterschieden und fast wie Heilige verehret werden.

Die Söhne des Mohammed unternahmen auch Reisen an die Afrikanischen Höfe. Sie begaben sich nach Fez und Marokko, wo sie mit grossen Ehrenbezeugungen empfangen wurden. Der eine derselben wurde von dem Könige Mulei Ahmed genöthiget zu Fez zu bleiben, und die Erziehung seiner Kinder zu übernehmen. Sie belohnten aber alle diese Wohlthaten nachher mit der gröbsten Undankbarkeit. Sie kündigten dem Könige von Fez einen öffentlichen Krieg an, und liessen sich in eine Verschwörung wider den Kayser von Marokko ein, welchen sie im Jahre 1519 niederträchtiger weise ermordeten, um sich seines Königreichs zu bemächtigen. Abdol Qvivir, der älteste von diesen Prinzen, bekam den Staat von Tafilet zu seinem Antheil, und hinterließ denselben seinen Nachkommen. Mulei Mohammed, dessen Bruder, regierete zu Marokko, und Ahmed, welcher der jüngste war, erhielte das Königreich Sus.

Mulei Mohammed führte fast beständig Krieg mit dem Könige von Fez, welcher sich über zwanzig Jahre lang sehr muthig vertheidigte. Nachdem er ihn aber belagert und gezwungen hatte, sich im Jahre 1550 in seine Hauptstadt zu werfen, so verwieß er ihn in die Provinz Dras, entfernte auf gleiche Art alle übrige Prinzen vom königlichen Geblüte, und machte sich Meister von

dem ganzen Lande. Die Emirs und Grossen des Königreichs Fez erkannten ihn für ihren Beherrscher, und leisteten ihm den Eid der Treue.

Die Eifersucht machte, daß diese Scherifs bald mit einander zerfielen. Mohammed und Ahmed hatten blutige Streitigkeiten zusammen, die sich mit dem Untergange des erstern von diesen beyden Prinzen endigten. Von einem stolzen Bruder, der ihm alle seine Eroberungen entriß, aus seinen Staaten vertrieben, begab er sich an den Hof des Abdol-Qvivir, und beschloß seine Tage zu Tafilet. Ahmed, der jüngste von diesen Prinzen, blieb also allein in dem Besitz der Königreiche Sus, Fez und Marokko.

Dieses sind die ersten Scherifs, nach der Angabe des Mouëtte, gewesen, welcher, da er blos die Absicht hatte, die Historie der Afrikanischen Prinzen seiner Zeiten zu schreiben, so fort zu der Geschichte des Mulei Archi übergehet, der im lezten Jahrhundert zu Tafilet regieret hat. Ich finde in der Tabelle des Herrn Deguignes lauter solche Nahmen, die mit denen beym Mouette angeführten wenig überein stimmen. Hassan, der 1516 starb, ist, nach dem Geschichtschreiber der Hunnen, der Vater der neuern Scherifs zu Marokko und Tafilet gewesen. Vermuthlich ist dieser Prinz eben derselbe, den Mouette Mahamet Ben Hamet nennet. Ahmed, sein Sohn, usurpirte die Marokkische Krone im Jahre 1529, und wurde hernach abgesetzt, welches sich mit dem Berichte des Mouette vollkommen vergleichen läßt, indem derselbe sagt, daß Ahmed darauf den Thron

bestiegen, und seinen Bruder Mohammed verjagt hätte. Die andern Prinzen des Herrn Degvignes sind:

Mohammed, Hassans Sohn, getödtet 1556.

Abdallah, Mohammeds Sohn, gestorben 1574.

Mula Mohammed, welcher 1606 Todes verfuhr. Drey Söhne dieses Prinzen, Almanzor, Abu Hassan und Abu Fars genannt, machten sich zween Monathe lang die Krone streitig, und musten sie endlich dem

Mula Zeïdan überlassen, der im Jahre 1630 starb.

Mula Abdolmatik folgte seinem Vater Zeïdan, und erblich 1634.

Mula el Ovalid, Zeïdans zweyter Sohn, regierete bis 1646.

Mula Ahmed, der dritte Sohn des Zeïdan, wurde vom Throne gestossen von dem

Crommelhaich, der seiner Usurpation viele Jahre lang genoß.

Mula Scherif, König von Tafilet, folgte diesem unrechtmäßigen Besitzer. Mouette berichtet, daß dieser Prinz 84 Söhne und 124 Töchter gehabt habe. Seine Kinder führten einen grausamen Krieg mit einander, von welchem wir im folgenden Abschnitt handeln wollen. Der Nahme Mula oder Mulei, den diese Scherifs führen, scheint anzudeuten, daß sie von einem Iman abstammen. Es kann seyn, daß Mohammed, oder Hassan der Numidier, die Aufsicht über eine Moschee gehabt hat.

Zweyter Abschnitt.

Krieg zwischen den Söhnen des Mulei Scherif, Nahmens Mulei Mohammed und Mulei Archi. Archi stößt seinen Bruder vom Throne, und wird durch seine Eroberungen berühmt.

Mulei Scherif erwählte unter der grossen Anzahl von Söhnen, die er mit seinen Weibern und Beyschläferinnen erzeugt hatte, den Mulei Mohammed zu seinem Nachfolger, einen Prinzen von einem vortreflichen Naturell, der seine Unterthanen mit vieler Sanftmuth beherrschte. Archi, ein stolzer, listiger und verwägener Mensch, dessen Ehrgeiz keine Gränzen hatte, konnte sich nicht entschliessen, seinem Bruder zu gehorchen, und faßte den Entschluß, ihn vom Throne zu stossen. Er verließ also den Hof, in Begleitung dreyer Officiere und eines kleinen Haufens Soldaten, denen er sein Vorhaben entdeckt hatte, und begab sich nach der Provinz Dras, mit dem Vorsatze, das Volk daselbst zu empören. So bald aber der Kayser von seiner Entweichung Nachricht erhalten hatte, so folgte er ihm in Person nebst einem Korps Reuterey auf dem Fusse nach, und machte ihn nebst allen seinen Leuten zum Gefangenen. Mit diesen leztern wurde ganz unbarmherzig verfahren. Man schnitte ihnen nämlich die Beine ab, und ihre Körper wurden an

an einen Mauleselschwanz gebunden und durch die Gassen und öffentlichen Plätze geschleifet.

Archi ward in ein Gefängniß gesetzt; allein er hintergieng die Wachsamkeit seiner Aufseher, setzte sich an die Spitze einiger herum streifenden Araber und machte seinem Bruder neue Unruhen. Er wurde in einer Schlacht gefangen, nach Tafilet zurück geführet und viel enger als vorher eingeschlossen, so daß niemand ausser dem Schwarzen, der ihm zu essen brachte, zu ihm kommen durfte. Archi bestach diesen Sklaven durch ansehnliche Verheissungen. Der Prinz saß in einem Thurm, dessen eine Pforte, die nach dem Felde heraus gieng, nur mit einer schwachen Mauer von Ziegelsteinen verwahret war. Es glückte ihm bald, mit Hülfe seines Schwarzen, eine Oefnung in diese Mauer zu machen, und durch solche die Flucht zu nehmen. Der Sklave wolte ihn begleiten; weil aber Archi in die Treue eines Menschen, der sich mit Gelde bestechen lassen, ein gegründetes Mißtrauen setzte, so hieb er ihm in dem Augenblick, da er sich eben bückte, ihm die Sporen anzulegen, den Kopf ab.

Er erreichte ohne Zeitverlust die Provinz Zaouïas, welche von freien Arabern bewohnt wurde, die einen von ihren Marabuts, oder mahometanischen Pfaffen, Nahmens Benbucar, zum Oberhaupt erwählet hatten. Der Scherif verbarg seinen Nahmen und seine Geburt, gab sich für einen Soldaten aus und trug den Scheik seine Dienste an, welcher ihn auch in Sold nahm. Als er aber eines Tages über den Bazar gieng,

so wurde er von einigen Kaufleuten aus Tafilet erkannt, die sich alsbald vor ihm niederwarfen, und allen Leuten offenbareten, daß er der Bruder ihres Beherrschers wäre. Die Söhne des Benbucar fiengen darauf einen heftigen Groll gegen ihn zu hegen an, weil sie argwohneten, daß unter seiner Verkleidung ein Geheimniß verborgen seyn müsse, weshalb sie unter der Hand Anstalt machten, sich von diesem gefährlichen Fremdling zu entledigen. Er wuste aber den ihm gestellten Netzen glücklich zu entgehen, und entwich nach Quiviane, einem andern Arabischen Wohnplatze, in welchem Hali Solimann commandirte.

Hier war es, wo sich sein treuloser Charakter zuerst entwickelte. Denn, nachdem er durch seine Schmeicheleien Solimanns Vertrauen gewonnen und von demselben die Ober-Aufsicht über das Finanz- und Justitzwesen erhalten hatte, so wiegelte er seine Unterthanen wider ihn auf, entriß ihm die Festung Dar-Michal, nebst allen übrigen Plätzen, und ließ ihn endlich ermorden, nachdem er ihm alle seine Schätze geraubt hatte. Die sämtlichen Araber in dieser Gegend erkannten ihn darauf für ihren Oberherrn.

Weil der Kayser von Marokko den Ehrgeiz seines Bruders eben so sehr, als seine Rache zu fürchten hatte, so gieng er mit einem Heere von vierzehn tausend Mann zu Felde, und richtete seinen Marsch auf Quiviane. Archi, welcher nur zehn tausend Soldaten hatte, rückte ihm dem ungeachtet entgegen. Er suchte sich ein vortheilhaftes Lager aus, und stellte zwey tausend

Mann an einem Orte, durch welchen der Feind marschiren mußte, im Hinterhalt. Mulei Mahomed, der das Land nicht kannte, und sich gar nicht einbildete, daß ihm sein Bruder den Durchzug streitig machen würde, fiel bey der Nacht unbedachtsamer Weise in dieses Netz; die versteckten Soldaten fielen seine Truppen auf beyden Seiten an, und Archi, der sie zu gleicher Zeit von vorn angrif, tödtete ihm drey tausend Mann, und machte sechs hundert zu Gefangenen.

Mohammed suchte einige Zeit darauf diese Scharte durch ein zweytes Treffen auszuwetzen, in welchem er aber noch übler behandelt wurde. Archi, stolz auf diese beyden Siege, drang in das Königreich Tafilet, verheerete die Länder aller der Scheiks, die sich ihm nicht unterwerfen wolten, und fing an die Hauptstadt zu belagern. Sein Bruder, der sich zu unvermögend fand, den Ort zu vertheidigen, und sich fürchtete, lebendig in die Hände eines Feindes zu fallen, von dem er keine Gnade zu erwarten hatte, brachte sich aus Verzweiflung selbst ums Leben. Tafilet öfnete dem Ueberwinder die Thore, und alle Emirs des Landes erkannten ihn als Scherif. Mit gleichem Glücke bezwang er auch die Provinzen Fez und Marokko, Mikenez, Salee, Algarbien, das Land der Chavanets, das Gebiete Haha, das Fürstenthum Sus und verschiedene gebürgigte Gegenden. Im Jahre 1672 räumte ihm der Tod aus dem Wege.

Er war ein Prinz von einem erhabenem Genie, der grosse Tapferkeit, jedoch dabey eine bar-

bari-

barische Wildheit besaß. Er war gewohnt, alle Verbrecher mit eigener Hand hinzurichten, und man traf an den Orten, wo er sich aufhielte, keinen andern Henker, als ihn selbst, an. Als er einsmals den reichsten Einwohnern zu Fez anbefohlen hatte, für die Soldaten von seiner Leibwache Kasernen zu bauen, so lebten sie dieser Ordre so saumselig nach, daß, bey seiner Zurückkunft von einem ziemlich langen Feldzuge wider die Chavanets, das Werk kaum angefangen war. Dieser Ungehorsam reizte ihn zum Zorn. Er ließ zweyhundert dieser reichen Bürger an den Pomeranzenbäumen, die um den Hof seines Pallastes gepflanzt waren, binden, gieng mit dem Säbel in der Faust auf sie los, hieb einigen den Kopf, andern aber die Aerme und Beine ab, und richtete überhaupt ein erschreckliches Gemetzel unter diesen unglücklichen Leuten an. Er würde auch das Morden noch weiter getrieben haben, wenn nicht ein Arabischer Herr, dessen Tochter er zur Gemahlin hatte, seinen Zorn gedämpft hätte. Indessen ließ er doch noch überdem eben diese Bürger mit einer schweren Geldstrafe belegen, und da die Weiber der Ermordeten von dieser Auflage ausgenommen zu seyn glaubten, so ließ sie der Scherif in den Pallast kommen, und nachdem er ihre Vorstellungen mit einer anscheinenden Gelassenheit angehöret hatte, so befohl er ihnen, ihre Brüste zwischen einem Kasten zu legen, auf dessen Deckel er hernach selbst in die Höhe stieg, um sie desto stärker zu drücken, und durch diese

barbarische Marter das verlangte Geld zu erzwingen. Um aber die Unmenschlichkeit noch höher zu treiben, so verordnete er, daß sie nach geschehener Erlegung des Geldes ins Wasser geworfen werden solten; allein sein Schwiegervater widersetzte sich dieser äussersten Gewaltthätigkeit. Wenn er bey denen, die dergleichen schrecklichen Hinrichtungen beywohneten, die geringste Bewegung des Mitleidens wahrnahm, so verurtheilte er sie zu eben derselben Strafe, und sagte, daß sie ohnfehlbar Mitschuldige seyn müßten, weil sie die Verbrecher beklagten.

Sonst ließ er sehr schöne Verordnungen zu Verbesserung der Polizey in den Städten und zur Sicherheit der Landstrassen bekannt machen. Gegen Trunkenbolde und lüderliche Leute war er unerbittlich. Als er eines Tages eine Manns- und Frauensperson an einem abgesonderten Orte, wo sie vermuthlich einen verbotenen Umgang mit einander gepflogen, angetroffen hatte, so gab er seinen Schwarzen Befehl, beyde Personen an einander zu binden, die natürlichen Theile des Weibes mit Pulver anzufüllen, und Feuer daran zu legen; worauf er diese Elenden von seinen Pferden zertreten ließ. Wenn er aber gleich die Missethäter scharf bestrafte, so belohnte er doch auch rechtschaffene Leute sehr freygebig, und besonders diejenigen, die eine vorzügliche Ergebenheit gegen seine Person an den Tag legten. Er starb in der Blüte seiner Jahre, nachdem er sich einmal im Wein übernommen hatte, und darauf vom Pferde gestürzt war.

Dritter

Dritter Abschnitt.

Neue Theilung des Marokkanischen Kayserthums. Jsmael bemächtigt sich der drey vornehmsten Königreiche, die dazu gehören.

Nach dem Tode des Archi wurde der Staat von Marokko unter drey Prinzen getheilet. Mulei Jsmael, sein Bruder, ließ sich in der Stadt Fez als Regenten ausrufen; Ahmed, sein Neffe, herrschte zu Marokko, und Aran, Jsmaels Bruder, wurde als König von Tafilet erkannt. Nach der Zeit machte sich Jsmael Meister von Tafilet und Marokko; allein Ahmed setzte sich in dem Fürstenthum Sus, und behielt die Chavanets, die Araber von Tarudant, und andere mächtige Horden, unter seiner Herrschaft.

Mulei Jsmael hatte dieselben Laster und Tugenden, die sein Vorgänger gehabt hatte. Er that sich nämlich durch seinen Muth hervor, er ließ in seinen dreyen Königreichen eine genaue Polizey beobachten, und er besaß eine barbarische Grausamkeit. Er entriß den Engländern zu Tanger verschiedene Festungen, und vertrieb die Spanier aus Mamora *). Seine Tapferkeit war öfters nichts, als eine blinde Tollkühnheit. Er wolte die Atlantischen Araber unter sein Joch brin-

*) Mouette im 2ten B.

bringen, und wagte sich unbedachtsamer weise mitten im Winter in ihre Gebürge. Der Schnee, welcher viele Tage lang gefallen war, machte alle Zugänge undurchdringlich; die Armee stand eine grausame Hungersnoth aus; und Ismael konnte kaum drey tausend Mann mit dem Leben davon bringen; die übrigen starben alle für Frost und Hunger.

Dieser Prinz war ein grosser Freund vom Bauen. Er ließ zu Mikenez einen prächtigen Pallast und weitläuftige Gärten anlegen, die er eben so groß machen wolte, als die Gärten zu Marokko, die einen Umfang von zwo Meilen haben. Alle Bürger der Stadt, die Gefangenen, die Soldaten von der Leibgarde, so gar die Herren und Prinzen von königlichen Geblüte thaten bey diesen grossen Werken Frohndienste, und arbeiteten vor den Augen des Monarchen, welcher den andern ein Beyspiel gab, Kalk und Steine selbst zutrug, und die Maurer mit nachdrücklichen Lanzenstichen zum Fleiß ermunterte, so daß kein Tag vergieng, an welchem er nicht einige von den Arbeitern tödtete. So bald der Pallast aufgebauet war, so verrichtete er die Einweihung desselben durch das Opfer eines Wolfes, den er des Nachts unter dem Haupt-Eingange erwürgte, und dessen Kopf er an eben der Stelle vergraben ließ.

Im Kriege war er gemeiniglich der erste im Sattel, und er ließ sich beständig an der Spitze des Heeres sehen. Er musterte seine Völker

selbst, zählte alle Soldaten, und zahlte ihnen ihren Sold.

An seinem Vezier Abdrahaman Fideli ließ er ein entsetzliches Urtheil vollziehen. Er hatte erfahren, daß dieser Minister, nach einer Ausschweifung im Trunke, der Gemahlin eines Grossen unanständig begegnet hatte. Er ließ ihn also durch seine Schwarzen vor sich führen, jagte ihm eine Kugel durch den Kopf, und befahl, daß er an den Schwanz eines Maulesels gebunden und durch alle Gassen des Lagers geschleift werden solte. Sein Körper, welchen man in eine Ochsenhaut genehet hatte, ward darauf nach Fez und Marokko geschickt, und daselbst auf gleiche Art durch beyde Städte geschleifet. Alle seine Haußbedienten wurden zum Tode verdammt und mit Löwen zerrissen, weil sie bey dieser Gewaltthätigkeit durch die Finger gesehen hatten.

Er versetzte eines Tages einer von seinen Beyschläferinnen einen Stich mit dem Dolche, weil sie aus Unachtsamkeit auf ein wenig Mehl getreten hatte. Weil es ihn aber gereuete, einem Frauenzimmer, das er sonst zärtlich liebte, so grausam begegnet zu haben; so ließ er einen Mohrischen Wundarzt hohlen, und befahl ihm, die Verwundete zu heilen, bey Strafe erdrosselt zu werden. Da aber die Wunde tödlich war, so gab sich dieser Mensch vergebliche Mühe, ihr Leben zu retten; jedoch dem ungeachtet wurde derselbe hingerichtet. Ich könnte noch viele andere Beyspiele von seiner Unmenschlichkeit anfüh-

ren;

ren; denn dergleichen Züge kommen in der Geschichte der barbarischen Völker häufig vor.

Im Jahre 1681 schickte Ismael Gesandten an Ludwig den Vierzehnten, um ihn um Friede zu bitten. Dieser Scherif hatte sich eingebildet, daß Mahomet ehemals ein Schreiben an einen der vorigen Könige von Frankreich abgelassen hätte, welches in einem Kasten von lautern Golde verschlossen gewesen wäre, und zu Paris verwahret würde. Er that also einem Spanischen Ordensmanne den Antrag, daß er nach Frankreich reisen und den Brief aufsuchen möchte; wogegen er alle in seinen Staaten befindliche gefangene Franzosen loszugeben versprach. Die Pest, welche Geissel in der Barbarey eben so gemein, als bey den Türken ist, traf seine drey Königreiche im Jahre 1678, und rafte über vier Millionen Einwohner hinweg.

Ismael starb 1727, nach einer Regierung von fünf und funfzig Jahren, die mit Verschwörungen, innerlichen Kriegen und einer Menge von Unfällen, so er mit vieler Standhaftigkeit überwand, durchflochten gewesen war. Er hatte zu Nachfolgern:

Mulei Achmet Deibit, abgesetzt 1731.

Mulei Abdolmalik, dessen Regierung noch kürzer war.

Mulei Abdallah, verstossen 1735 und wieder eingesetzt 1740. Diese drey Prinzen waren Söhne Ismaels, welcher vom Mouette Mulei Semeïn und von dem Hrn. Deguignes Mula Ismaïl genannt wird.

Vier-

Vierter Abschnitt.

Beschreibung des Kayserthums Marokko.

Wenn man den Staat von Marokko nach seinem ganzen Umfange und ohne etwas davon abzusondern betrachtet, so begreift derselbe das Tingitanische Mauritanien, und einen ziemlich ansehnlichen Theil des Cäsarischen Mauritaniens in sich. Ich habe oben die eigentlichen Gränzen dieser beyden Landschaften beschrieben.

Dieses Kayserthum liegt in dem westlichsten Theile der Barbarey, zwischen den 7ten und 19ten Grad der Länge, und zwischen dem 28sten und 36sten Grad nordlicher Breite. Die Länge desselben von Morgen gegen Abend beträgt also zweyhundert und zwanzig, und von Mittag gegen Mitternacht hundert und vierzig Meilen. Es gränzt gegen Norden an das Mittelländische und gegen Westen an das Atlantische Meer, gegen Süden aber an die Wüste Sahara, und gegen Osten an den Staat von Algier *). Das dazu gehörige Gebiete kann in vier Haupt-Landschaften, die den Titel der Königreiche Marokko, Fez, Tafilet und Sus führen, eingetheilet werden.

I. Das Königreich Marokko.

Es erstreckt sich hauptsächlich längs den Küsten des Weltmeers, und enthält sechs Provinzen, nämlich:

1. Hans

*) Dom Vaissette, Shaw, Mouette.

1. Hana gegen Abend, ein gebürgigtes Land, das von vielen Quellen bewässert wird, voller Gehölze und fruchtbar an Weiden ist, wo aber sonst nichts als Kameele und Ziegen aufgezogen werden, weil der Boden viel zu steil und für andere Arten von Vieh unzugänglich ist. Hirsche, Rehe und Haasen sind in diesen Gebürgen häufig vorhanden. Es wird daselbst viel Wachs und Honig gewonnen, und das schöne Leder zubereitet, welches in Europa unter dem Nahmen Korduan oder Maroqvin so bekannt ist. Das Volk ist kriegerisch, wild, und fast ganz zuchtlos; die Weiber sind hübsch, ziemlich weiß, und sehr zur Wollust geneigt. Die Berbers, so von den alten Mauren abstammen, machen den grösten Theil der Einwohner dieser Gegend aus. Ihr Aufenthalt ist auf verschiedenen Bergen des Atlantischen Gebürges, wo sie mit ihren Heerden umher schweifen, und fast das ganze Jahr hindurch unter Zeltern gelagert sind, ob sie gleich verschiedene grosse Dörfer haben. Man findet im ganzen Lande nur zehn bis zwölf Städte, und die Hauptstadt, Tedneſt, mag etwa drey tausend Häuser haben.

2. Dukuela, gleichfalls gegen Abend, am Gestade des Atlantischen Meers. Es ist ein ebenes mit Korn und Viehzucht versehenes Land. Man trift ohngefähr zwanzig Städte darinnen an, die gröstentheils am Ufer des Meeres liegen. Die vornehmsten darunter sind: Saffy, von andern Azazi genannt, wo man bey acht tausend Häuser zählet; Azamor, so zu Anfange des sechs-

sechszehnten Jahrhunderts von den Portugiesen zerstöret, und seitdem von den Mauren wieder erbauet worden: Mazagan, eine Stadt, die dem Könige von Portugal gehöret.

3. Marokko, den jetztgedachten beyden Provinzen gegen Morgen, und dem Atlantischen Gebürge gegen Norden. Die vielen Quellen, die hier das Land bewässern, machen die Aecker sehr fett und zur Weide für das Vieh besonders dienlich: Die Dattel- Pomeranzen- und andere nützliche Bäume wachsen hier im Ueberfluß. Die Hauptstadt führet den Nahmen der Provinz. Die Marabuts legten sie zu Ende des XI. Jahrhunderts an. Es ist eine sehr grosse und vortheilhaft gelegene Stadt, die mit einer guten Mauer umgeben ist, und vier und zwanzig Thore hat. Ehemals zählte man hundert tausend Einwohner daselbst; jetzt aber hat sie nicht mehr als fünf und dreyßig tausend, wovon die Juden den neunten Theil ausmachen. Mouette rühmt das dasige Schloß, die grosse Moschee, den Pallast und die Gärten des Scherifs, die, wie er sagt, einen Umfang von zwo Meilen haben sollen. Muley Ahmed Deibit, welcher dieses berühmte Serai vor dreyßig Jahren auszuzieren suchte, ließ in den einen Saal desselben die Vorstellung der zwölf Zeichen des Thierkreises aufstellen. Die über dieses Wunder erstaunten Mohren glaubten, ihr Scherif hätte das Werk der Schöpfung nachahmen wollen, und da er durch eine so verwägene That den Zorn Gottes auf sich geladen, so würde er dafür in der Hölle bis an

den Tag des Gerichts gemartert werden. Die übrigen Städte in dieser Provinz Agmet ausgenommen, welches vormals die Hauptstadt war, enthalten nichts merkwürdiges.

4. Gesula, dem Atlantischen Gebürge gegen Mittag. Einige Erdbeschreiber setzen sie in das Königreich Tafilet. Ihre Einwohner, worunter viele Berbers sind, halten sich für das älteste Volk in Afrika. Die Berbers schweifen mit ihren Heerden im Lande herum. Die andern Einwohner bauen die Felder, und gewinnen eine Menge Gerste. Einige legen sich auch darauf, das Eisen und Kupfer, welches sie in den Gebürgen häufig antreffen, zu schmieden. In dieser Provinz giebt es keine Städte, hingegen sind die grossen Dörfer daselbst nichts seltenes.

5. Escura, eine Nordliche Provinz, die zum Theil auf dem Atlantischen Gebürge liegt. Sie ist fruchtbar an Getraide, Oliven, Trauben und allen Arten von Früchten; es wird auch daselbst ein starker Handel mit Tüchern und Korduan getrieben. Ihre Städte sind geringe.

6. Tedle oder Tadela, die östlichste Gegend in diesem Königreiche, so mit Berbers und herum schweifenden Arabern bevölkert, und mehr in Absicht ihrer Fruchtbarkeit, als wegen ihres Umfanges, merkwürdig ist. Tefza, die Hauptstadt darinnen, liegt an dem Flusse Derne.

2. Das Königreich Fez.

Es liegt dem Königreiche Marokko gegen Norden, und stößt auf der einen Seite an das Atlan-

Atlantische, und auf der andern an das mittelländische Meer. Die vornehmsten Flüsse darinnen sind die **Mulul**, so sich in das leztere Meer ergießt, und der **Subu**, ein sehr schneller Fluß, der seinen Ausfluß in das Atlantische Meer hat. Die Anzahl der Araber, die in dieser Gegend wohnen, muß sehr stark seyn, weil sich unter ihnen dreymal hundert tausend Köpfe finden, die über funfzehn Jahre sind, und Tribut erlegen müssen. Sie sind in **Aduars** oder Dörfer eingetheilet, die jedem Stamme, oder den verschiedenen Zweigen desselben, zur Wohnung dienen. Es giebt auch viele von den ehemaligen Mauren im Lande. Man zählt sieben Provinzen darinnen:

Hasbat, die Nordlichste, stößt an die Strasse von Gibraltar, an welcher auch ihre meisten Städte liegen. Die vornehmsten darunter sind: 1. **Tanger**, das alte **Tingis**, am Eingange der Meerenge. Die Portugiesen eroberten es 1471, und überliessen es 1662, als eine Mitgabe der Infantin von Portugal, den Engländern. Diese leztern liessen es 1684 fahren. 2. **Ceuta**, Tanger gegen Morgen, am Berge Avila, nahe bey Gibraltar, wovon es nur durch einen Kanal von fünf Meilen abgesondert ist. Diese Stadt gehört den Spaniern, die sie den Portugiesen abgenommen, und daselbst eine Belagerung von sechs und zwanzig Jahren, die sich 1720 endigte, ausgestanden haben. 3. **Tetuan**, Ceuta gegen Mittag, am Flusse Cus, ein Ort, der sehr anmuthig seyn würde, wenn er nicht von Seeräubern bewohnt würde. Es werden daselbst fünf tausend Juden,

welches Spanische Flüchtlinge sind, gezählet. Die Holländer haben allda eine Factorey. Arzile, das ehemalige Zilia, und Alcassar-Zeguer, liegen am Ocean. Hasbat ist eine der besten Gegenden im mitternächtlichen Afrika. Die Römer und Gothen haben vormals ansehnliche Kolonieen daselbst angelegt.

Die Provinz Fez liegt Hasbat gegen Mittag, im Mittelpunkte des Königreichs. Sie ist fruchtbar an Obst und Hülsenfrüchten; es werden daselbst zahlreiche Heerden von Schaafen, Kameelen und Ochsen unterhalten, und die Pferde sind eben so häufig allda vorhanden. Ihre Wälder dienen den allerwildesten Afrikanischen Löwen zum Aufenthalte. Denn diejenigen, so man in den ebenen Feldern antrift, sind nicht so kühn und blutdürstig. Fez, die Hauptstadt, liegt am Flusse gleiches Nahmens, und ist eine der grössesten Städte in der Barbarey. Sie wird in zween Theile abgesondert, die beyde zu verschiedenen Zeiten erbauet worden, und zwo besondere Städte ausmachen. Die erstere, Fez-Belee, oder das alte Fez genannt, wurde Anfangs des neunten Jahrhunderts von einem Arabischen Fürsten, Nahmens Edris, angelegt, welcher der Stifter eines kleinen Staats war, der hernach durch verschiedene Hände gegangen ist, und den Nahmen eines Königreichs beständig behalten hat. Sie liegt am Abhange zweener Hügel, die der Fluß von einander scheidet. Mouette giebt ihr einen Umfang von ohngefähr vier Meilen, worunter aber die Gärten mit begriffen sind.

Ihre Häuser sind mehr sauber, als prächtig. Sie hat enge Gassen, die des Nachts mit Schlagbäumen versperret werden. Sie ist mit Gärten und zur Nutzung eingerichteten Sümpfen umgeben, die ihr einen Ueberfluß von Obst und Hülsenfrüchten verschaffen. Der Fluß, der ihre Mauren bewässert, ergießt sich durch ihr ganzes Gebiete vermittelst einer Anzahl von sechs Kanälen, die über drey hundert Mühlen in Bewegung setzen, und alle Häuser der Stadt mit Wasser versehen; wie denn, nach dem Mouette, in einem jeden Hause drey bis vier Brunnen seyn sollen.

Dieser Ort hat keine andere Vertheidigung, als zwey alte Schlösser und einige Bastionen, die aber fast gar kein Geschütz haben, und den Umsturz drohen. Die Hauptmoschee hat einen Umkreiß von einer halben Meile, wenn man die Schulen und Herbergen, die zu derselben gehören, mit darunter begreift. Sie ist die schönste und vermuthlich auch die reichste Kirche in der Barbarey, indem sie, wie man sagt, 80 tausend Dukaten an Einkünften haben soll. Der Hof, der sie umgiebt, ist mit Mosaischer Arbeit gepflastert und mit zwölf Becken von Jaspis gezieret, die zu den Reinigungen dienen. Die Einwohner von Fez-Belee sind jederzeit sehr rebellisch gewesen und man hat sie nur erst in den leztern Zeiten zum Gehorsam bringen können.

Diese Stadt ist wegen ihrer Manufacturen in Seide und Baumwolle, wodurch gemeiniglich an die zwanzig tausend Arbeiter beschäftiget werden, berühmt. Ihre Handlung erstreckt sich bis

in die entlegensten Provinzen des Reichs. Ihre vornehmsten Kaufleute stammen von den Mauren, die Philipp III. im Jahre 1610 aus Spanien vertrieb, und die sich hauptsächlich in der Barbarey ausbreiteten, auch verschiedene Künste mit dahin brachten.

Fez-Geedide, oder die neue Stadt, liegt eine Meile von Fez-Belee, an eben dem Flusse. Ein alter König von Marokko, von der Dynastie der Beni-Merin, verschanzte sich zu der Zeit, als er das alte Fez belagerte, in dieser Gegend, und legte zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts den Grund zu dieser neuen Stadt. Sie dient gleichsam der andern Stadt zur Citadell, indem sie eine doppelte Mauer hat, welche mit Thürmen und Bastionen, die in guten Stande sind, versehen ist. Der Scherif Archi hat daselbst einen schönen Pallast anlegen lassen. Die Juden, deren Anzahl sich über zehn tausend Köpfe beläuft, bewohnen eines der vornehmsten Viertheile der Stadt.

Mikenez ist ebenfalls ein ansehnlicher Ort, wo die Kayser von Marokko in den neuern Zeiten ihren Sitz haben. Die Luft ist daselbst viel gesunder als zu Fez; und dieses hat gedachte Prinzen bewogen, ihren Hof dahin zu verlegen. Mulei Ismael hat in dieser Stadt einen Pallast und drey Serajs angelegt, deren Anblick, wegen der vielen Thürme und Pavillons mit sauber lackirten Dachziegeln, sehr anmuthig ist. Sie sind von einem so weitläuftigen Umfange, daß sie mehr als die Helfte des Stadtreviers einnehmen. Man

zählet in dieser jetzigen Hauptstadt an die dreymal hundert tausend Einwohner. Die Christen-Sklaven haben ein besonderes Qvartier, wo sie in unterirrdischen Behältnissen aufbewahret werden. Sie bekommen elende Kost und werden mit Arbeit überhäuft.

Wenn man aus Migrenez kommt, so findet man die Stadt der Schwarzen, die nicht weniger weitläuftig ist Salee liegt zehn Meilen weiter, auf der Seeküste, an der Mündung des Flusses Buragrag, der sie in zwo Städte theilet.

Asgar, die dritte Provinz, liegt Fez gegen Norden, in der fruchtbarsten Gegend dieses Königreichs. Sie wird ihrer ganzen Länge nach von dem Fluß Sabu durchströmet. Die vornehmsten Städte darinnen sind: Alkacar-Qvivir und Larasche. Unter den Mauren von Alkasar war es, wo der König Sebastian im Jahre 1578 die berühmte Schlacht verlohr, in welcher er getödtet wurde. Einige Erdbeschreiber machen aus Asgar und Hasbat eine Provinz, der sie den Nahmen Algarbien beylegen.

Die Landschaft Errif oder Riffe, erstreckt sich Hasbat gegen Osten Nordwärts, wo ihr auch das mittelländische Meer zur Gränze dienet. Das Land ist mit Gebürgen und ebenen Feldern, die mit herumschweifenden Arabern und Berbers bevölkert sind, durchschnitten. Die bekanntesten Wohnplätze sind, Chekuan, eine vortrefliche Gegend, in welcher eine Stadt gleiches Nahmens liegt, und die fünf tausend Soldaten ins Feld

stellen kann; Beni-Goelid, so über sechzig Dörfer enthält, und im Stande ist, sechs tausend Mann zu bewafnen; Beni-Gvamir, so nur fünf und zwanzig Dörfer und vier tausend Soldaten hat; Beni-Gvazeval, wo man eine Stadt gleiches Nahmens und 120 Dörfer antrift, die fünf und zwanzig tausend Mann liefern können: dieses Land ist besonders fruchtbar an Oelbäumen; Beni-Gvariagal und Beni-Masgilda, von welchen beyden Gegenden eine jede zwölf tausend Soldaten ausrüsten kann. Alle diese Kantons sind dem Kayser von Marokko zinsbar. Pegnon-de-Velez, eine Festung, die auf einer kleinen Klippe des mittelländischen Meeres, Malaga gegen über, liegt, gehört den Spaniern.

Chau oder Cust ist die östlichste und grösseste von diesen Provinzen. Sie hat viele Gebürge, die einen Theil des Berges Atlas ausmachen, und hauptsächlich von den Berbers mit dem Beynahmen Zeneten, einem kriegerischen und unbändigen Volke, bewohnt werden. Man findet nur zwo merkwürdige Städte darinnen: Teurert, am Fuß eines Berges, an den Ufern des Flusses Za, und Tezar, so die Hauptstadt des Landes ist. Teurert ist mit sandigen und unzugänglichen Wüsteneien, die aber dem ungeachtet einigen Arabern zum Aufenthalte dienen, umgeben. Dieses Land ist nicht sonderlich bekannt.

Garet, sonst auch Alcalaya genannt, liegt ebenfalls gegen Morgen. Man trift daselbst eben so viel Berge und Wüsteneien an, als in der

Provinz Chau, und die Gegend ist überhaupt sehr unfruchtbar. Die Berbers halten sich in den Gebürgen auf, und die Wüsteneien sind gleichsam ein altes Eigenthum der Araber. Tezut ist die Hauptstadt des Landes. Mellile und Cacaca sind zween andere Seeplätze, so die Spanier inne gehabt haben. Der Fluß Mulloojah fließt durch diese Provinz, und ergießt sich unter den Mauren von Mellile in das mittelländische Meer.

Temesina, die siebente und lezte Provinz, erstreckt sich in den westlichsten Theil des Königreichs, an den Küsten des Oceans. Diese Gegend ist noch weniger bekannt, als die Landschaft Chau. Ihre Einwohner werden Chavier oder Chavanets genannt. Mouette berichtet, daß sie ihrem Ursprunge nach Spanier sind. Als nämlich Almanzor, der König von Marokko, aus dem Geschlechte der Almohaden, sechzig tausend Gefangene aus Spanien weg geführet hatte, so schickte er einen Theil dieser Elenden nach Salee, um daselbst die Mauren zu erbauen, und die übrigen nach Marokko, wo sie eine Wasserleitung anlegen solten. Beyden versprach er, sie in ihr Vaterland zurück zu schicken, so bald diese grossen Werke zu Stande gebracht seyn würden. Er hielte auch denen, die sich zu Salee befanden, wirklich sein Versprechen. Da ihm aber seine Minister vorstelleten, daß es wider die Klugheit liefe, so viele Sklaven aus dem Lande gehen zu lassen, die solches bevölkern könnten, so erklärte sich der Sultan gegen diejenigen, die zu Marokko

waren, daß er ihnen, seiner Zusage gemäß, zwar die Freyheit gäbe, daß sie aber in seinen Staaten bleiben müsten. Er ließ ihnen auch wirklich Ländereien in der Provinz Temesna anweisen, die sie im Monath Chaban in Besitz nahmen, und daher wurde ihnen der Nahme Chabanets oder Chavanets beygelegt, welchen sie auf ihre Nachkommen fortgepflanzt haben. Die meisten von diesen Gefangenen nahmen den mahometanischen Glauben an. Dem Dom Vaissette scheinen alle diese besondere Nachrichten unbekannt gewesen zu seyn. Er hat Unrecht, wenn er die Chavier für eine Afrikanische Nation ausgiebt. Die verderbte Sprache, die er ihnen in den Mund legt, ist ohne Zweifel eine Vermischung des Arabischen und Spanischen. Sie haben langwierige Kriege mit den Scherifs geführet, und endlich sind sie unter der Regierung des Archi gänzlich überwältiget worden. Sie konnten ehemals zweymal hundert tausend Soldaten ins Feld stellen; jetzt aber beläuft sich ihre Kriegsmacht nicht höher, als auf funfzig tausend Mann Fußvolker und acht tausend Reuter. Ihre Weiber sind für Afrikanerinnen noch so ziemlich weiß, und so buhlerisch, wie es dieses Geschlecht in der Barbarey durchgehends zu seyn pflegt.

3. Das Königreich Tafilet.

Dieses ist das gröste Königreich im Kayserthum Marokko, und dennoch ist es unter allen am wenigsten bekannt. De Lisle, Danville und Dom Vaissette machen eine so unbestimmte Einthei-

theilung von diesem Lande, daß man durch ihre Beschreibungen gar nicht klüger wird. Die Schuld liegt aber nicht an diesen geschickten Erdbeschreibern, sondern vielmehr an den unvollständigen Nachrichten, die wir von diesem Königreiche haben. Es hat gegen Norden den Staat von Fez, und gegen Westen das Marokkanische Gebiete, von welchem es blos durch den Berg Atlas geschieden wird, zu Gränzen. Südwerts erstreckt es sich bis an die Wüste Sahara. Die vornehmsten Städte darinnen sind, Tafilet, mitten im Königreiche, an einem Flusse gleiches Nahmens, der auf dem Atlantischen Gebürge entspringt; Segelmesse, am Flusse Fez, im nordlichen Theile des Königreichs; Taragale, Timeskit, Tinzulin, Beni-Sebith und Riteoa, in der Provinz Dras, die gegen Süden liegt. Zu Tafilet wird ein grosser Handel mit Zeugen, die auf Mohrische Art gestreift sind, imgleichen mit Indigo, Korduan, Decken und Teppichen, getrieben.

Das Land ist durchgehends sandigt und nicht sonderlich fruchtbar an Korn. Das Wasser mangelt in allen Gegenden, die von den Flüssen entlegen sind, und man ist gezwungen, sich des Wassers aus den Cisternen, die im Winter angefüllet werden, zu bedienen. Die Datteln, so daselbst im Ueberfluß angetroffen werden, sind fast die einzige Nahrung der Einwohner, die aus Berbers und Arabern bestehen. Man findet auch allda viele sehr grosse Strausse, und eine Menge Dromedarien von ausserordentlicher Ge-

schwindigkeit. Die Hauptflüsse im Lande sind, Tafilet, Gihr, Zis und Dras, die aus Norden kommen, und sich in einen See der Wüste Saharah ergiessen.

4. Das Königreich Sus.

Dieser kleine Staat liegt dem Königreiche Tafilet gegen Abend, Marokko gegen Mittag und der Wüste Sahara gegen Norden. Er erstreckt sich längs dem Ufer des Atlantischen Meeres, von Agvader Aguer oder St. Crux gegen die äusserste Spitze des Berges Atlas bis an das Cap Non. Der Fluß Sus, der seinen Ausfluß in den Ocean hat, durchschneidet das Land in zween fast gleiche Theile. Die schönsten Wohnplätze sind an den Ufern desselben. Man hat angemerkt, daß die Völker in dieser Gegend viel arbeitsamer und tapferer sind, als die übrigen barbarischen Einwohner des Kayserthums Marokko zu seyn pflegen.

Tarudant ist eine ziemliche Handelsstadt und liegt zwölf Meilen vom Meere. Sie ist jetzt die Hauptstadt des Reiches, ehemals aber eine Zeitlang eine freye Republik gewesen. Tagaost liegt acht Meilen weiter gegen Osten. Man zählt daselbst über 8000 Häuser. Das umliegende Land bringt viel Getraide und Futter für zahlreiche Heerden. Die Scherifs halten in dieser Stadt eine Besatzung von 400 Mann. Techait ist ebenfalls eine grosse Stadt, deren Felder an Korn und Zuckerrohr fruchtbar sind, und von dem Flusse Sus bewässert werden, der

sich

sich durch das Land in verschiedene Kanäle theilet. Messa, das alte Temese, liegt an eben dem Flusse, in der Nachbarschaft des Berges Atlas. Agoader-Aguer, ein guter Hafen am Ocean, wo die Portugiesen die Festung St. Crux besessen haben, ist eine Stadt, die im Jahre 1731 durch ein Erdbeben fast gänzlich zu Grunde gerichtet worden. Die Berbers haben gegen Süden einige Dörfer und Schlösser. Sie beschäftigen sich mit dem Ackerbau, der sehr einträglich für sie ist. Ueberhaupt hat das Land einen Ueberfluß an Weizen, Gerste, Hülsenfrüchten, Obst und Zuckerrohr. Man findet auch daselbst Indigo, Alaun, Gallmey und rothes Kupfer.

Drittes Hauptstück.

Von dem Königreiche Algier.

Erster Abschnitt.

Beherrscher von Algier seit dem Einfall der Sarazenen bis zur Zeit der Einsetzung der Deys.

Die Zeiriden, die sich um das Jahr 970 der christlichen Zeitrechnung in dem westlichen Numidien niedergelassen hatten, können für die ersten Stifter des Königreichs Algier angesehen wer-

werden. Sie besassen im Anfange nichts weiter, als Bugia, Algier, die Schlösser Hammad und einige andere Oerter. Hernach eroberten sie auch Tremesen, Fez, Segelmesse und fast den ganzen übrigen Theil von Mauritanien bis an den Ocean.

Diese Fürsten, deren Dynastie nur zwey hundert Jahre währete, machten den Almohaden Platz, die das ganze mitternächtliche Afrika und einen ansehnlichen Theil von Spanien unter ihr Joch brachten. Das Königreich Algier war damals weiter nichts, als eine blosse Provinz des weitläuftigen Reichs, davon Marokko die Hauptstadt war. In diesem Zustande blieb es auch noch unter den Beni-Merin oder Zeneten, die den Almohaden um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts in der Oberherrschaft folgten. Als aber den Zeneten eben das Schicksal begegnete, welches die andern Prinzen, die vor ihnen geherrschet, erfahren hatten, so wurde das Afrikanische Reich einer neuen Veränderung ausgesetzt, indem die Scherifs die Königreiche, von denen wir gehandelt haben, in Mauritanien aufrichteten, bey welcher Gelegenheit die Provinz Algier in vier Fürstenthümer, nämlich, Tremesen, Algier, Tenes und Bugia, eingetheilet wurde.

Einige Zeit darauf wurde der Fürst von Bugia der Mächtigste, und machte sich den ganzen übrigen Theil des Landes unterthan. Als ihm aber die Spanier im Jahre 1505 Oran, Bugia nebst einigen andern Plätzgen weggenommen

men hatten, und die Algierer sahen, daß es ihm an Kräften fehlte, sie zu beschützen, so riefen sie einen benachbarten Prinzen, Nahmens Selim Eutemi, der mit einer zahlreichen Horde von Arabern, die ihm unterworfen waren, in den Feldern bey Mustija sein Lager aufgeschlagen hatte, zum Beystand an *). Selim begab sich nach Algier, und nahm die wackersten von seinen Soldaten, nebst der Zaphira, seiner Gemahlin, einem Frauenzimmer von ausnehmenden Verdiensten, und einem Sohne von zwölf Jahren, mit sich dahin; worauf ihm die Befehlshaberstelle in der Stadt übertragen wurde.

Die Algierer musten sich aber, ungeachtet dieser Verstärkung, zu Erlegung eines Tributs an die Spanier verstehen, und ihnen erlauben, daß sie eine Festung auf der kleinen Insel, die Algier gegen über liegt, anlegen konnten. Es war unter Ferdinand V, Könige von Arragonien, da es den Christen auf solche Art glückte, diesen gefährlichen Korsaren, welche die Spanischen Küsten mit ihren Streifereien unaufhörlich beunruhigten, Gesetze vorzuschreiben. Die Stadt Oran hatte damals fast keine andern Einwohner als Mauren aus Arragonien, Granada und Valencia, welche einige Jahre zuvor aus diesen Provinzen waren vertrieben worden.

Die Barbaren ertrugen dieses Joch so lange als Ferdinand lebte; nach seinem Tode aber verbanden sie sich mit dem berüchtigten türkischen Seeräuber Aruch Barbarossa, welcher den Chri-

*) Hist. d'Alger par Laugier de Tassy, L. 1.

Christen viele Beute abgenommen hatte, und damals eine starke Seeflotte auf seine Kosten unterhielte. Er schickte ihnen verschiedene Schiffe unter der Anführung seines Bruders, und bald darauf begab er sich selbst nach Algier, wo er von dem Volke mit grossen Freudenbezeugungen empfangen wurde. Dieser Korsar, welcher mit einer barbarischen Wildheit einen übertriebenen Stolz verband, hatte kaum den Fuß in die Stadt gesetzet, so faßte er den Schluß, sie unter sein Joch zu bringen. Nachdem er also den Selim Eutemi mit eigener Hand im Bade erwürget hatte, so ließ er sich durch die türkischen Soldaten zum König ausrufen, und in den vornehmsten Häusern bekannt machen, daß die Einwohner einen neuen Oberherrn erhalten hätten. Er unterstand sich, der Saphira seine Hand anzubieten; allein diese tugendhafte Afrikanerin faßte viel lieber den Schluß, sich selbst das Leben zu nehmen, als ihr Bette mit dem Mörder ihres Gemahls zu theilen. Diese Begebenheit wird vom Laugier berichtet, der dieselbe mit einigen romanhaften Umständen begleitet, die ich aber hier nicht wiederholen will.

Barbarossa behandelte die Stadt Algier nicht anders, als einen mit stürmender Hand eroberten Ort. Er ließ alle Personen, die über seinen unrechtmäßigen Thronbesitz mißvergnügt zu seyn schienen, niedermachen, legte den reichen Bürgern beträchtliche Steuern auf, und erlaubte seinen Soldaten alle Arten von Gewaltsamkeiten zu begehen. Unter den Einwohnern breitete sich ein

solches

solches Schrecken aus, daß sie sich in ihren Häusern verbargen, so bald sie einen Türken gewahr wurden. Sie suchten sich zu verschiedenen mahlen von diesem Joche zu befreyen, so gar, daß sie auch mit Spanien in Unterhandlung traten, welches im Jahre 1517 eine ansehnliche Flotte ausrüstete, die den Barbarossa verjagen solte. Allein als selbige in der Gegend von Algier eingetroffen war, so überfiel sie ein schrecklicher Sturm, wodurch sie fast gänzlich zu Grunde gerichtet wurde. Der gröste Theil der Spanier fand sein Grab in den Wellen, und diejenigen, die dem Schifbruch entronnen waren, wurden von den Türken theils niedergemacht, theils in Fesseln geschlagen.

Die in Numidien zerstreuten Araber wagten ebenfalls einige Versuche, das Joch ihrer neuen Beherrscher abzuschütteln. Ihre Scheiks versammleten sich und beschlossen, Abgeordnete an den König von Tenes Hamidalabde zu schicken, die ihn um Schutz wider die Türken ansprechen und ihm zugleich versichern solten, daß sie sich seiner Herrschaft unterwerfen wolten, wenn er diese Barbaren vertreiben würde. Hamidalabde näherte sich demnach mit zehn tausend Reutern der Algierischen Gränze, und so bald er erschien fiengen die auf dem platten Lande sich aufhaltenden Araber einen öffentlichen Aufstand an, und vereinigten sich mit ihm. Allein diese Völker waren so schlecht abgerichtet, und mit so schwachen Waffen versehen, daß es dem Barbarossa wenig Mühe kostete, sie mit einem Haufen von funfzehnhundert Mann in die Flucht zu jagen. Der

König

König von Tenes warf sich in seine Residenz, wohin ihm der Sieger folgte, sich der Stadt bemächtigte, und darinn rauben und plündern ließ. Kurz darauf fiel auch Tremesen in die Hände der Türken, welches durch Verrätherey der Einwohner geschahe, die dem Barbarossa den Kopf ihres Königs, nebst den Schlüsseln zu den Stadthoren, überschickten.

Bey diesen Umständen fiengen die in der Nachbarschaft von Tremesen angesessenen Spanier wegen ihrer eigenen Besitzungen zu zittern an. Der Gouverneur von Oran, Marqvis von Gomarez, begab sich nach Madrit, und gab dem Spanischen Staatsrath zu erkennen, daß man sich entweder aller in Afrika gemachten Eroberungen begeben, oder eine schleunige Verstärkung herüberschicken müsse. Karl der Fünfte gab ihm zehntausend Mann, und nachdem Gomarez mit diesen Völkern über Meer zurück gegangen war, so marschierte er gerade auf Tremesen, und wurde auf diesem Zuge von dem vermuthlichen Thronerben dieses Staats, dem jungen Selim, des Eutimi Sohn, wie auch von vielen andern Mohrischen und Arabischen Prinzen, begleitet. Barbarossa, den ein blinder Eigendünkel ins Verderben stürzte, setzte den Spaniern nicht mehr als funfzehn hundert Türken und fünf tausend Mauren entgegen, und unterstand sich mit diesem kleinen Heere aus Tremesen zu rücken. Als er aber hernach die Gefahr bedachte, so zog er sich wieder in die Stadt zurück und faßte den Schluß, sich daselbst zu verschanzen.

Weil

Weil er jedoch in die Treue der Einwohner einiges Mistrauen setzen mochte, so rückte er zum zweyten mahle heraus, blos von seinen türkischen Soldaten begleitet, mit denen er den Weg nach Algier nahm. So bald Ohomarez von seiner Entweichung Nachricht erhalten hatte, folgte er ihm auf den Fuß nach, und erreichte ihn in der Nachbarschaft von Huezda, acht Meilen von Tremesen. Barbarossa suchte inzwischen die Spanier durch List aufzuhalten, um Zeit zu gewinnen, über den Fluß zu setzen, weshalb er auf dem Wege eine Menge Gold und Silber, nebst seinem Tischgeschirr und Kleinodien, hin und wieder ausstreuen ließ. Allein die Christen verachteten diese Schätze und giengen muthig auf die Ungläubigen los, davon die eine Helfte noch diesseits des Flusses befindlich war, welches den Barbarossa bewog, über den Strohm wieder zurück zu gehen, um diesem seinem Hintertreffen zu Hülfe zu kommen. Die Türken fochten wie Löwen, und kamen sämtlich, nebst ihrem Feldherrn, in der Schlacht ums Leben.

Cheredin sein Bruder folgte ihm als Befehlshaber über die Kriegesvölker, und wurde von den türkischen Soldaten, wie auch von den See-Officiers, zum König von Algier erwählet. Weil er sich aber zu schwach fand, den Spaniern und den innerlichen Feinden, die er zu Algier und in andern Gegenden seines Gebietes hatte, widerstehen zu können, so unterwarf er sein Königreich dem türkischen Sultan, Solimann dem Ersten. Der Vergleich, welcher deshalb

geschlossen und von der Miliz bestätiget wurde, gieng dahin, daß Solimann und dessen Thronfolger die Oberherrschaft von Algier besitzen solten, imgleichen, daß der Sultan ein Korps Janitscharen, zur Vertheidigung des Landes, dahin absenden, und Cheredin solches in der Würde eines Bassen regieren solte.

Nachdem der neue Statthalter von Solimannen eine Verstärkung von zwey tausend Janitscharen erhalten hatte, so vertrieb er die Spanier aus der Insel, die sie im Hafen von Algier inne hatten, und vereinigte diese Insel mit der Stadt vermittelst eines Dammes, welcher einen neuen Hafen formirte, der viel besser als der andere war, und der Hauptstadt zugleich zur Vertheidigung diente. Er ließ die Festung, die sie angelegt hatten, ausbessern, und mit vielen Werken vermehren, auch an verschiedenen Orten Batterien aufrichten, von welchen die sämtlichen Zugänge des Hafens vertheidiget werden konnten.

Einige Zeit darauf, nämlich um das Jahr 1533, wurde Cheredin nach Constantinopel berufen, um daselbst die Würde eines Capitain-Bacha, oder Admirals, zu übernehmen. Der Pachalik von Algier hingegen wurde dem Hassan, einem italiänischen Renegaten, aus Sardinien gebürtig, aufgetragen, welcher ein kluger und entschlossener Mann war, der das Kriegeshandwerk von dem Cheredin gelernt hatte.

Unter diesem zweyten Bassen unternahmen die Spanier einen neuen Feldzug wider die Algierer. Karl der Fünfte, welcher auf die im Jahre

1536

1536 erfolgte Eroberung von Tunis stolz war, erschien fünf Jahre darauf mit einer Flotte von hundert Schiffen und dreyßig tausend Mann vor Algier. Verschiedene Standespersonen hatten bey der Armee, als Freywillige, Dienste genommen, und einige Hof-Damen waren mit ihnen zu Schiffe gegangen; einer grossen Anzahl Kaufleute und Künstler von beyderley Geschlechte, die sich in der Barbarey niederlassen wolten, nicht zu gedenken. Die Stadt Algier hatte keine andere Vertheidigung, als einen Graben, eine blosse Mauer und die obgedachten Festungswerke. Ihre Besatzung bestand in acht hundert Janitscharen und sechs tausend Mohren, weil die übrigen Türken abwesend waren, den Tribut einzufordern. Die Landung geschahe ohne Widerstand nahe bey einem Vorgebürge, welches nur zwo Meilen von Algier gelegen ist, und die Spanier setzten sich sofort am Fuß eines Hügels, von welchem man den Platz bestreichen kann. Alles schien den glücklichsten Ausgang dieser Unternehmung zu verkündigen, als sich eine höhere Macht, welcher nichts widerstehen kann, plözlich wider die Spanier erklärete. Der Himmel überzog sich den 28sten des Weinmonats mit Wolken, und es erhob sich ein gewaltsamer Sturm, mit entsetzlichen Hagel und Regengüssen. Die Erde ward durch fürchterliche Stösse erschüttert, und das Meer wütete so grausam, daß ein Theil der Flotte von den ungestümen Wellen verschlungen wurde. Ganze Ströme, die von den Hügeln herunter stürzten, überschwemmeten das Lager

der Spanier, und rissen alle Zelter zu Boden Als der Kayser dieses Unglück sahe, so war ihm weiter nichts übrig, als auf die Flucht zu denken. Seine erschrockenen Kriegesvölker musten sich also schleunig wieder auf die wenigen Schiffe, die noch übrig geblieben waren, an Bord begeben, und das schwere Geschütz, das Gepäcke, und eine grosse Anzahl Personen, die nicht eilig genug entrinnen konnten, und von den Türken ohne Barmherzigkeit nieder gehauen wurden, im Stich lassen. Man sagt, daß ein geringer Verschnittener, Nahmens Jsuf, ein Mensch, der wegen seiner vorgeblichen Offenbarungen von dem Pöbel hochgehalten, von den Höhern aber, die ihn für einen Schwärmer hielten, verachtet wurde, dieses Unglück viele Tage vorher, ehe es geschahe, in öffentlicher Versammlung des Divans, verkündiget, und daß diese Prophezeihung die Algierer vom Capituliren abgehalten hätte. Die Barbaren schrieben ihre Befreyung auch sonst noch dem Gebethe des Marabut Cid Utica zu, welcher das Meer mit seinem Stabe geschlagen und dadurch das jetztbeschriebene Ungewitter erregt haben solte. Es wurde ihm deshalb ein Grabmal aufgerichtet, welches man mit einer Moschee umgab; und seitdem hat das Volk die Meynung beständig beybehalten, daß es bey einer ähnlichen Begebenheit schon genug seyn würde, wenn man das Meer nur blos mit den Knochen dieses Heiligen schlüge, und daß alsdenn eine feindliche Flotte, wenn sie auch noch so zahlreich wäre, auf eben solche Art zu Grunde gehen müste.

Zweyter Abschnitt.
Einsetzung des Deyes, Aufhebung der Bassen-Würde.

Die Bassen, welche den Staat von Algier nach dem Cheredin und Hassan regierten, maaßten sich eine tyrannische Gewalt an, und machten sich eben so sehr bey den Arabern, als bey den Türken gehäßig. Die Miliz, der sie öfters den Sold zu Wasser machten, entschloß sich demnach, diese Regimentsform abzuschaffen. Sie schickte zu dem Ende Abgeordnete nach Constantinopel, welche daselbst vorstellen musten, daß diese Staatsbedienten ihrer Gewalt mißbrauchten, die Schätze des Staats zu ihrem Nutzen anwendeten, und sich so gar das von dem Sultan zum Unterhalt der Kriegesvölker eingeschickte Geld zueigneten; daß die Armee ihren Sold nicht richtig bekäme, und überdem niemals vollzählig wäre, daß der Staat von Tage zu Tage schwächer würde, und wenn man diesen Unordnungen nicht bald abhülfe, zu befürchten wäre, daß entweder die Mohren und Araber das Joch abschütteln, oder die Spanier einen abermaligen Einfall mit glücklichen Erfolge unternehmen möchten. Diesen Beschwerden fügten sie die Bitte hinzu, daß ihnen erlaubt würde, einen andern Befehlshaber, unter dem Nahmen eines Dey, zu erwählen, dessen Amt seyn solte, den Tribut zu heben, das Finanzwesen zu verwalten, die Truppen zu

bezahlen, und zu dem Unterhalt derselben blos die Einkünfte des Königreichs anzuwenden, ohne von Sr. Hoheit den geringsten Beytrag zu fordern.

Achmet der Erste regierte damals in der Türkey. Diesem Prinzen gefiel ein Vorschlag, der ihm billig zu seyn schien, und wodurch der Pforte überdem ansehnliche Geldsummen erspare werden konnten. Die barbarischen Bothschafter erhielten demnach die Bewilligung, daß sie sich ein neues Oberhaupt erwählen durften. Der Bassa wurde zwar mit dem vorigen Gehalt und mit eben den Ehrenbezeugungen beybehalten; allein die Algierer legten ihm auf, daß er sich nicht weiter um Regierungssachen bekümmern, und dem Staatsrath nur dann und wann beywohnen, auch nicht eher seine Meynung von sich geben solte, als wenn man ihn darum bitten würde.

Diese Veränderung ereignete sich zu Anfange des lezten Jahrhunderts. Der Staat von Algier wurde aber dadurch gar nicht in ruhigere Umstände gesetzt. Die Soldaten waren selten über die Wahl eines Oberhaupts einig, sie fiengen bey Gelegenheit des geringsten Mißvergnügens einen Aufstand an, und ermordeten oder entsetzten ihre Deys nach ihrem Gutdünken. Die Ottomannischen Unterkönige suchten diese Spaltungen zu nähren, und unter Begünstigung dieser verwirrten Umstände wiederum zu ihrem vorigen Ansehen zu gelangen. Allein alle ihre Versuche waren vergebens. Denn nachdem Baba-Ali im Jahre 1610, ungeachtet aller geheimen

heimen Ränke des Bassen zur Würde eines Dey erhoben worden war, so ließ er diesen Minister in Verhaft nehmen, und zwang ihn, sich nach Constantinopel einzuschiffen, mit der beygefügten Drohung, daß er ihn erdrosseln lassen würde, wenn er sichs einkommen liesse, jemals wieder nach Algier zu kommen. Zu gleicher Zeit schickte er Abgeordneten an Achmet den Dritten, nicht so wohl um sein Verfahren zu rechtfertigen, als vielmehr dem Sultan zu erkennen zu geben, daß die Algierer entschlossen wären, keine Unterkönige weiter anzunehmen. Da nun Achmet sein Ansehen nicht unnützer weise aufs Spiel setzen wolte, so verschmerzte er diese Beleidigung, und begnügte sich daran, die Würde eines Bassen mit der Stelle eines Dey, die jederzeit von der Miliz vergeben wird, zu vereinigen; und seitdem dieses geschehen, ist die Republik Algier von der Pforte beständig unabhängig gewesen. Der Grosherr pflegt von Zeit zu Zeit einige Chiaoux dahin zu schicken, die zwar jederzeit mit grossen Ehrenbezeugungen aufgenommen werden, die man aber gern je eher je lieber los zu werden sucht, theils weil sie die ganze Zeit ihres Aufenthalts über auf Kosten des Staats frey gehalten werden müssen, theils aber auch, weil durch ihre Gegenwart bey den Unterthanen das Andenken ihrer ehemaligen Knechtschaft erneuret wird.

Dritter Abschnitt.
Gegenwärtige Gestalt der Regierung.

§. 1.
Von dem Dey.

Der Staat von Algier macht eine Art von Republik aus, in welcher die Aristocratie die Oberhand hat. Die oberste Gewalt ist eigentlich in den Händen der Kriegesleute, welches die Edlen des Landes sind, die insgesamt Effendi oder Herren, genannt werden. Das Oberhaupt der Republik führt den Nahmen eines Dey *), das ist, eines Königes **). Er hat in gewissen Stücken eine unumschränkte Gewalt. Es kommt auf ihn an, Friede zu stiften oder Krieg anzufangen. Er theilt die Aemter und Begnadigungen aus, er hat über das Finanzwesen zu gebieten, er verwaltet die Gerechtigkeit, und verordnet überhaupt in allen Angelegenheiten nach freyer Willkühr, ausgenommen in Religionssachen, die allein für die Priester gehören.

Er muß zufolge der Grundgesetze des Staats einmüthig von der Miliz erwählet werden; allein diese Wahl pflegt selten ohne Unruhe und Blutvergiessen abzugehen. Im Divan herrschen beständig geheime Verständnisse. Eine jede Partey hat daselbst ihren Anhang, und jede sucht den

*) Es wird Dai ausgesprochen.

**) Laugier 2 B. 5tes Cap.

Deilik für den Candidaten, den sie in ihren Schutz genommen hat, davon zu tragen. Man hat schon gesehen, daß in einem Tage sechs Deys von den einander entgegen gesetzten Parteyen erwählet und niedergemacht worden. Ihre Gräber werden zu Algier ausserhalb dem Thore Babaluet gezeigt, wo sie einen Zirkel formiren. Wenn sich hingegen die Stimmen zum Vortheil eines der Prätendenten vereinigen, so wird ihm ein Kaftan um die Schultern gehangen und er darauf von den Soldaten auf den Thron gesetzt, wobey sie alle zugleich ausrufen: *Es sey also! Es sey also! Gott gebe ihm eine glückliche Regierung!* Der Mufti liest ihm alsdenn einen schriftlichen Unterricht über die vornehmsten Pflichten eines Königs mit lauter Stimme vor. Die Cärimonie der feierlichen Einsetzung dauert kaum eine Stunde, und wird mit einigen Kanonenschüssen aus den Festungen beschlossen.

Alle Türken, die in die Rolle der Militz eingeschrieben worden, können zu dieser höchsten Reichswürde gelangen, und es ist schon genug dazu, wenn man sich nur eine mächtige Partey zu machen weiß, die den regierenden Dey absetzet oder ermordet. Es fehlt niemals an einem solchen Anhange, und man kann sich solchen leicht verschaffen, wenn man nur Bedienungen oder Geld dafür zu geben verspricht; und daher pflegt es zu geschehen, daß wenn ein Türk durch gewaltsame Mittel zum Deylik gelanget, derselbe gemeiniglich die meisten Beysitzer des Divans aus dem Wege zu räumen bedacht ist, um

entweder ihre Bedienungen seinen Anhängern zuzuwenden, oder den Verschwörungen zuvor zu kommen, die sie wider ihn anstiften könnten. So ließ Baba Ali, der ebenfalls durch ein solches Komplot auf den Thron erhoben wurde, in dem ersten Monathe seiner Regierung, siebenzehn hundert Personen um das Leben bringen.

Der Dey residiret zu Algier, in dem öffentlichen Pallaste, wo die Versammlungen des Divans gehalten werden. Wenn er vermählt ist, oder Beyschläferinnen hat, so muß er dem Frauenzimmer Privathäuser zu Wohnungen anweisen. Seine Kinder haben nach seinem Tode nicht die geringsten Vorzüge zu geniessen. Sie werden so gar von allen Bedienungen ausgeschlossen, und auf den blossen Janitscharen-Sold gesetzt. Die vornehmste Verrichtung dieses Oberhaupts der Republik besteht darinn, daß er die Justitz verwalten, und allen, die sich vor ihm zeigen, sie mögen von einem Stande seyn, von welchem sie wollen, Gehör geben muß. Dieses geschieht in einem niedrigen Saale, wo er auf einem von Ziegelsteinen gemauerten Stuhle sitzt, der die Gestalt einer Estrade hat, und mit einem schlechten Teppich wie auch mit einer Löwenhaut bedeckt ist. Mit dieser Beschäftigung bringt er den grösten Theil des Tages zu. Die vier Hojas, oder Staats-Secretarien, und der Casnadar, oder der Ober-Schatzmeister, halten sich in eben diesem Saal auf, um daselbst ihre Amts-Verrichtungen abzuwarten. Alle bürgerliche und peinliche Rechtshändel werden vor diesem Gerichte,

richte, ohne Aufschub, ohne Kosten und ohne Appellation, entschieden. Ein jeder wird vorgelassen, und kann seine Nothdurft selbst vortragen. Der geringste Sklave hat so gar die Freyheit, seine Klagen gegen die mächtigsten Staatsbedienten daselbst anzubringen.

Wenn der Dey Audienz giebt, so versammlen sich unterdessen die ältesten Hauptleute der Miliz in einem benachbarten Hause, oder setzen sich auf den Bänken, die vor der Thür des Pallastes befindlich sind, um gleich bey der Hand zu seyn, und die Befehle des Prinzen empfangen zu können. Da also die vornehmsten Bedienten der Republik fast täglich an einem Orte beysammen sind, so ist es den Privatpersonen leicht, alle diejenigen, deren sie nöthig haben, sofort anzutreffen; welcher Vortheil an fürstlichen Höfen etwas seltenes ist.

Der Dey hat zwar eine sehr unumschränkte Gewalt, wenn er sich derselben bedienen will; er muß aber eine grosse Behutsamkeit gegen seine Unterthanen beobachten. Ein standhaftes und gerechtes Betragen, mit Güte und Ernst vermischt, eine beständige Aufmerksamkeit, dem Murren des Volkes zuvor zu kommen, oder solches gleich in der Geburt zu ersticken; dieses sind die einzigen Mittel, sich bey diesem gefährlichen Posten, der von allen Oberhäuptern der Miliz beneidet wird, zu erhalten. Die meisten, von denen, die ihn bekleidet haben, sind auf eine tragische Art um ihr Leben gekommen. Um nur allein der Deys aus diesem Jahrhunderte zu erwähnen,

wähnen, so wurde Ibrahim, der im Jahre 1710 zu dieser Würde gelangte, zu Ende des ersten Monats seiner Regierung, von einem Portugisischen Renegaten, Nahmens Mahmuth Rais, dessen Frau derselbe nothzüchtigen wollen, ermordet. Nachdem die Verschwornen auf der Strasse zween Flintenschüsse nach ihm gethan hatten, ohne ihn zu verwunden, so verfolgten sie ihn in seinen Pallast, und drungen bis vor sein Zimmer, dessen Thüren er verriegelte. Man nahm darauf Aexten zur Hand, um sie einzuhauen; weil aber Ibrahim viel Feuergewehr bey sich hatte, so schoß er durch die gemachten Oefnungen, und tödtete alle, die sich näherten. Man sahe sich also genöthiget, auf das Dach zu steigen, und daselbst ein Loch einzuschlagen, durch welches eine Menge Granaten geworfen wurden, die ihn endlich zu Boden schlugen. Baba Ali, der dem Ibrahim folgte, verstand die Kunst, den ihm gestellten Netzen glücklich zu entgehen, und starb 1718 eines natürlichen Todes. Laugier führet ihn gleichsam als das einzige Beyspiel von einem Dey an, der auf seinem Bette gestorben. Es war ihm gelungen, die Algierer vollends von dem Joche der Pforte zu befreien.

Die Mitglieder des Divans setzten darauf den Mehemed Ben Assein, der in seiner Jugend in Aegypten ein Hirte gewesen war, auf den Thron. Er war ein rauher und heftiger Mann, lang gewachsen, stark und frisch, und dabey ausserordentlich dick, ob er gleich nur sechs und dreyßig Jahr alt war. Er konnte weder

lesen

lesen noch schreiben. Weil er nach morgenländischen Geschmacke der Knabenliebe ergeben war, so heirathete er niemals. Die Türken ermordeten ihn 1724, und setzten den Abdi, welcher General von der Reuterey war, an seine Stelle. Dieses ist der lezte Dey, dessen Laugier erwähnet, der in seiner Algierischen Geschichte nicht weiter geht, als bis auf die ersten Jahre seiner Regierung. Ehe wir diesen Abschnitt beschliessen, müssen wir noch anmerken, daß zwischen den Regierungen zu Algier und Marokko ein wesentlicher Unterschied ist. Die Scherifs dieses leztern Landes gehen mit ihren Unterthanen nicht anders als mit elenden Sklaven um, und schalten mit dem Leben der Privatpersonen, wie es ihnen gut dünkt; dahingegen zu Algier die Unterthanen dem Regenten Gesetze vorschreiben, und so gar über seine Tage nach eigenem Willkühr gebiethen.

§. 2.

Von den Beys.

Dieses sind die Statthalter der Provinzen. Es sind derselben drey, die nach der verschiedenen Lage ihrer Gouvernements den Nahmen führen. Sie heissen nämlich: Die Statthalter der östlichen, der westlichen und der südlichen Landschaften.

Der Bey der östlichen Gegenden hat seinen Sitz zu Constantina, und ist ausserdem über die Districte von Bona, Gigeri, Bugia, Steffa, Tebef, Zamura und Piscara gesetzt, an welchen

Oertern die Türken Besatzungen unterhalten. Cuco und Labez, so ehemals zwey besondere Königreiche ausmachten, gehören ebenfalls zu diesem Gouvernement; allein die Beys haben viel Mühe, ihre Herrschaft daselbst geltend zu machen, weil es ein gebürgigtes und wegen seiner Lage fast unzugängliches Land ist, welches noch überdem von einem kriegerischen und zuchtlosen Volke bewohnt wird. *) Dieser östliche Gouverneur hat eine Leibwache von drey hundert türkischen Reutern und funfzehn hundert Mohren.

Tremesen, Shershel, Mustagan und Tennes, machen das Gebiete des westlichen Bey aus, welcher seinen Hofstaat in der erstern von diesen Städten angelegt hat, und daselbst, ausser der gewöhnlichen Garnison, noch von funfzehn hundert Mohren und zween tausend Culolis, oder Zwitter-Türken, bewachet wird.

Der südliche Bey hingegen hat gar keine Stadt unter seiner Gerichtsbarkeit. Alle seine Unterthanen sind unter Zeltern gelagert, woraus sie ihre Aduars, oder fliegenden Dörfer, formiren, die sie, nach Beschaffenheit des Bodens und nach der Bequemlichkeit der Weiden, bald hier bald dorthin verlegen. Der Bey ist selbst mitten unter ihnen gelagert, und hat seine Leibwache bey sich, die aus hundert türkischen Reutern und fünf hundert Mohren bestehet. Wenn es Zeit ist, den Tribut zu heben, so wird ihm ein Haufen Kriegsvölker aus Algier zugeschickt, mit welchem er in die Landschaft Biledulgerid, oder in die

*) Laugier 1 Buch 9 Kap.

die Wüste Sahara einrücket, und so tief ins Land dringet, als ihm nur möglich ist, um das Geld von den zinsbaren Völkern zu erpressen. Es ist sonst kein ander Mittel vorhanden, die Araber im Zaum zu halten, und der Dey sieht sich genöthiget, diese Art von kleinen Kriege alle Jahre mit seinen Unterthanen zu führen.

Die Beys werden von dem Oberhaupt der Republik ernennet, und mit einer unumschränkten Gewalt versehen. Sie ordnen die Abgaben an, und heben sie auch gemeiniglich selbst, so wohl auf dem Lande als in den Städten. Es ist ihre Pflicht, sich alle Jahre in Algier einzufinden, und den Garam, oder die Steuern, die in den öffentlichen Schatz gelegt werden, dahin zu überbringen. Der Dey läßt ihnen alsdenn einen Caftan reichen, und empfängt sie mit vorzüglichen Ehrenbezeugungen; allein sie verstehen sich allemahl sehr ungern zu dieser Reise, weil sie fürchten, daß der Fürst auf ihren Untergang bedacht seyn möchte, entweder um sich mit ihrem Vermögen zu bereichern, oder um sie wegen der Erpressungen, die sie vornehmen, zu strafen. Diese Furcht vermehrt sich um ein grosses, wenn die Republik ihr Oberhaupt verändert, weil die neuen Deys die Gewohnheit haben, mit den Bedienungen des Staats nach ihrem gegenwärtigen Vortheil zu schalten, als welche sie ihren Anhängern öfters schon zum voraus versprechen, und bey deren Vergebung sie überdem ohne sonderliche Mühe unsägliche Reichthümer gewinnen.

§. 3.

§. 3.
Von den Hoja=Bachi, dem Cadilesker, dem Caznadar, und einigen andern Staatsbedienten.

Die Hoja=Bachi, deren Anzahl sich auf viere beläuft, verwalten das Amt der Staats-Secretarien. Sie sind auch über die Finanzen, über die Zölle, über die Rechnungssachen, über die Ausgaben und Einkünfte des Landes gesetzt. Diese Minister machen den Staatsrath des Dey aus, und begleiten ihn beständig, wenn er Gericht hält. Sie haben achtzig Unterbedienten zur Seite.

Der Cadilesker ist der geistliche Richter, der seine Bestallung von dem Mufti zu Constantinopel erhält, und von dem Großherrn nach Algier geschickt wird, um daselbst das Amt eines obersten Bischofs zu verwalten. Alle Religions-Angelegenheiten gehören zu seiner Gerichtsbarkeit; allein in bürgerlichen Sachen hat er nichts zu sprechen, und wenn sich unter den streitigen Fällen, die ihm vorgelegt werden, eine oder die andere finden solte, die den Staat betrift, so kann der Dey den Divan darüber erkennen lassen, jedoch müssen alle Gesetzverständige dabey gegenwärtig seyn. Diese Pfaffen, die nur hierher kommen, um sich zu bereichern, lassen sich von den Leuten, die sich bey ihnen Raths erhohlen, gar leicht bestechen. Die Mohren haben einen Cadilesker von ihrer Nation.

Der Caznadar ist der Oberschatzmeister der Republik. Er hat bey seinem Amte einen Coantador, oder Oberempfänger, zum Gehülfen, dem hinwiederum verschiedene türkische Schreiber und zween Juden zugeordnet sind, von welchen leztern der eine die Münzen wägen, der andere aber ihren Werth untersuchen muß.

Die Aufsicht über die Polizey ist zum Theil dem Mezuard, zum Theil aber dem Chekelbeled anvertrauet. Der erste von diesen Bedienten muß für die Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit sorgen, und hat eine Compagnie Soldaten unter sich, mit welchen er alle Nachte die Runde geht. Seine Gewalt erstreckt sich insbesondere über die unzüchtigen Weibspersonen, die, wenn sie hieselbst ihr Handwerk treiben wollen, einen Zinß erlegen müssen, den der Mezuard gepachtet hat. Er läßt diejenigen, die ihn um das Schutzgeld betrügen, durch seine Häscher aufheben, und bey sich im Hause einsperren. Alsdenn bestimmt dieser Beamte ihr Schicksal, und pflegt sie an Türken oder Mohren auf eine gewisse Zeit zu vermiethen, nach deren Ablauf die Pächter diese Weibspersonen entweder zurück bringen, oder die Pacht erneuren müssen. Die Mädchen, so in der Stadt auf Buhlschaft ausgehen wollen, erhalten die Erlaubniß dazu gegen einen geringen Zinß, den sie für einen jeden Gang entrichten müssen. Eben dieser Beamte ist auch zugleich Scharfrichter in der Hauptstadt, worüber man sich eben nicht so sehr wundern wird, wenn man weiß, daß ein

ein Mohr die Bedienung eines Mezuard verwaltet.

Die Verrichtungen des Chekelbeled sind eben so unanständig. Sein Hauß dient zum Gefängnisse für Frauenspersonen von einigen Stande, die daselbst mit der Züchtigung, die sie verdient haben, in geheim belegt werden. Der Dey giebt ihm auch die fremden Sklavinnen, von denen er ein gutes Lösegeld zu hoffen hat, in Verwahrung, und läßt sie, bis zur Zeit ihrer Befreyung, mit allen Nothwendigkeiten versehen.

Der Bethmagi muß die Erbschaften, die dem Staate durch ohngefähre Zufälle anheim fallen, im Nahmen der Republick in Empfang nehmen. Wenn ein Mensch, der weder Kinder noch Brüder hat, verstirbt oder in die Sklaverey geräth, so gehören alle seine Güter dem Staate. Um in diesem Stücke allen Unterschleifen vorzubeugen, darf niemand ohne einen Zettel von dem Bethmagi beerdiget werden; und weil man alle Leichen ausserhalb der Stadt begräbt, so müssen diese Zettel bey den Thorschreibern abgegeben werden. Der Bethmagi stellt in der Wohnung des Verstorbenen eine genaue Haußsuchung an, um zu erforschen, ob nicht irgendwo ein Schatz verborgen seyn möchte, indem die Einwohner der Barbarey die Gewohnheit haben, ihr Gold und Silber zu vergraben, aus Furcht, der Geiz ihrer Deys möchte in Versuchung gerathen, nach diesen Reichthümern zu streben.

Der

Der Dragoman, oder erste Dollmetscher, hat einen vorzüglichen Rang bey Hofe. Er übersetzt die auswärtigen Briefe in das türkische, und dient bey öffentlichen Audienzen zum Ausleger. Ausserdem hat er das Siegel des Dey in seiner Verwahrung, und muß in seiner Gegenwart die Edicte, Tractate, Firmans und überhaupt alle Ausfertigungen untersiegeln.

Die Chaoux sind die Gerichtsdiener des Divans, und die gewöhnlichen Boten des Fürsten, dessen Befehle sie in alle Gegenden des Reichs überbringen. Sie nehmen die vornehmern Unterthanen, welches hier die Türken sind, in Verhaft; denn sie würden glauben ihre Ehre zu schmälern, wenn sie an einen Mohren, Christen oder Juden, Hand anlegen solten. Ob sie gleich nicht bewafnet sind, so ist es doch etwas unerhörtes, sich ihnen zu widersetzen. Der allerverwägenste Mensch zittert beym Anblick eines Chaoux, und läßt sich geduldig nach der Wohnung des Aga führen, wo entweder Prügel oder gar der Tod, nachdem es der Befehl des Dey mit sich bringt, auf ihn warten. Dieses Korps, welches beym Staat in grossen Ansehen ist, besteht aus zwölf Mitgliedern, und einem Vorgesetzten, der Bachaoux genannt wird. Man nimmt keine andere als Türken dazu. Die Würde eines Bachaoux führet öfters zum Deylik. Sie tragen ein grünes Kleid, eine rothe Schärpe, und eine weisse spitzig zugehende Mütze. Für die Mohren und Araber sind besondere Chaoux verordnet.

Die Aufsicht über die Bagnos, oder Sklaven-Gefängnisse, ist gewissen Bedienten, die man Bachis nennt, anvertrauet. Sie haben einen Ober-Bachi an ihrer Spitze, der gemeiniglich aus den ältesten Korsaren-Hauptleuten gewählet wird. Derjenige, so diesen Posten bekleidet, hat eine grosse Gewalt in Händen.

Der Rais vom Seewesen, oder Hauptmann des Hafens, ist ebenfalls ein Beammter von vorzüglichen Range. Er muß dem Dey von den ankommenden Schiffen Bericht abstatten, und die See-Capitains bey ihm zur Audienz führen. Alle Streitigkeiten, die zwischen den Seeleuten vorfallen, werden ihm vorgetragen, und von ihm entschieden, ohne daß man sich an einen höhern Richter wenden darf. Jedoch muß er dem Dey vor der Vollziehung des rechtlichen Spruches die Sache vortragen, von welchem das Urthel jederzeit bestätiget wird.

Die Rais, oder Korsaren-Hauptleute, machen ein mächtiges und in grossen Ansehen stehendes Korps aus, welches für die kräftigste Stütze des Algierischen Staats gehalten wird. Ein jeder derselben hat auf seinem Schiffe unumschränkt zu gebieten, wenn sie aber auf der See mit dem Admiral der Republick zusammen sind, so müssen sie dessen Befehlen gehorchen.

§. 4. Von

§. 4.

Von den gerichtlichen Urtheln und den Gesetzen.

Die bürgerlichen und peinlichen Processe gehören, wie bereits oben gedacht worden, vor den Richterstul des Dey, und werden von denselben auf der Stelle entschieden. Wenn die Sache zum Exempel eine Schuld betrift, so läßt der Dey den Schuldner sofort durch einen Chaoux vorladen, und frägt ihn, ob die Anklage Grund habe? So bald der Beklagte antwortet, daß er nichts schuldig sey, so stellt der Gläubiger seine Zeugen auf, deren Aussage angenommen wird, wenn es Leute sind, die in guten Ruf stehen. Wenn die Sache auf solche Art bewiesen ist, so wird der Schuldner zuvörderst mit der Bastonade bestraft, weil er vor dem Richter gelogen hat, darauf aber verurtheilt, die Schuld doppelt zu bezahlen. Erkennt der Schuldner hingegen die Forderung für richtig, und kann er hinlängliche Ursachen angeben, warum es ihm unmöglich gewesen, die Zahlung zur Verfallzeit zu leisten, so wird ihm von dem Richter eine fünfwöchentliche Frist bewilliget. Wenn er aber den Gläubiger binnen solcher Zeit nicht befriediget, so wird ihm ein Chaoux ins Hauß geschickt, der sich alsdenn seines Haußgeräths bemächtiget, und solches auf öffentlicher Strasse an die Meistbietenden verkauft, welches ohne grosse Unkosten vollzogen wird.

Die

Die übrigen Rechtshändel werden fast auf gleiche Art geschlichtet. Auf Diebstäle ohne Gewaltsamkeit ist die Strafe des Abhauens der rechten Hand gesetzt, und der Verbrecher wird noch ausserdem auf einem Esel durch die Gassen geführet, wobey sein Gesicht nach dem Schwanze des Thieres gekehret und die abgelösete Hand auf der Brust angehangen ist. Vor ihm sieht man einen Chaoux, der mit lauter Stimme ruft: Das ist der Lohn der Diebe! Dergleichen schimpfliche Strafen sind aber nur für die Mohren; denn ein Türk mag ein Verbrechen begehen, was er für eines will, so wird er doch niemals öffentlich gezüchtiget. Die vorsetzlichen Bankerutirer können der Todesstrafe nicht entgehen. Strassenräuber werden zu den Haaken verurtheilt, das ist, man stürzt sie von einer Mauer herunter, die mit eisernen Spitzen und krummen Nägeln gespickt ist, woran sie so lange hangen bleiben, bis ihnen die Seele ausfährt. Die gewöhnliche Art die Juden hinzurichten, besteht darinn, daß sie wegen solcher Verbrechen, welche die Regierung angehen, lebendig verbrannt werden. In andern Fällen hingegen wird die Sache von obrigkeitlichen Personen aus ihrer Nation nach ihrem Gesetze entschieden. Freye Christen haben keinen andern Richter, als ihren Consul, ausgenommen wenn sie mit Türken oder Mohren in Rechtshändel verwickelt sind. Im leztern Fall müssen sie vor dem Dey erscheinen, der aber das Urtheil nicht anders, als in Gegenwart des Consuls, spricht.

Die nächtlichen Beraubungen fallen in Algier sehr selten vor; denn ausserdem, daß der Mezuard die Runde geht, so wird die Stadt auch von einem Haufen Araber bewacht, die von der Nation der Biscaras sind, welche sich in dem mittäglichen Numidien niedergelassen haben. Ihr Anführer, der den Emirtitel führet, vertheilt sie alle Abende in der Gegend der Bazars, und da sie für alle Diebstäle stehen müssen, so kann man sich auf ihre Wachsamkeit verlassen.

§. 5.

Von den Türken und der Miliz.

Die Türken, die seit zwey hundert und funfzig Jahren Herren von Algier sind, machen das Korps der Edlen aus. Ihre Anzahl beläuft sich, nach dem Laugier, im ganzen Königreiche auf zwölf tausend, nach dem Schaw aber nur auf 6500 Köpfe. Sie sind alle Soldaten, widrigenfalls sie zu keiner Bedienung würden gelangen können. Sie begegnen den Mohren und Arabern mit dem äussersten Stolze, so, daß diese Leute schon bey dem Anblick eines blossen Janitscharen zu zittern pflegen. Man muß sich darüber um desto mehr wundern, da man hier gegen einen Türken zwey hundert ursprüngliche Afrikaner rechnen kann. Eben so ist es in den Staaten des Großherrn beschaffen, wo sich eine Hand voll Ottomannen bey den Griechen in ein solches Ansehen zu setzen weiß, daß das Land noch niemals den geringsten Versuch gewagt hat, sich von der Skla-

Sklaverey zu befreyen. Dieser Character der Herrschsucht, den sie überall von sich blicken lassen, ist in der That merkwürdig, und scheinet anzuzeigen, daß sie gemacht sind, über andere Menschen zu gebieten.

Die christlichen Renegaten geniessen eben die Freyheiten, als die Türken, wenn sie unter die Miliz gehen; Sie können die vornehmsten Bedienungen bey der Regierung davon tragen, ja so gar zur Würde eines Dey gelangen; allein sie verlieren diese Gerechtsame, wenn sie ein Arabisches oder Mohrisches Frauenzimmer heirathen. Die Türken sind eben dieser Verordnung unterworfen. Die Kinder, die aus solchen Ehen erzeugt werden, heissen Coulolis. Man nimmt sie zwar unter der Miliz auf; sie werden aber von allen ansehnlichen Aemtern ausgeschlossen. Hingegen ist es mit denen, welche christliche Sklavinnen heirathen, nicht so beschaffen, indem ihre Kinder für Türken gehalten werden, und sich aller mit diesem Stande verknüpften Vorrechte zu erfreuen haben.

Dieses so stolze und herrschsüchtige Volk ist nichts anders, als ein elender Haufen von Korsaren, Verbanneten, unvermögenden Schuldnern, Renegaten, und allerhand Räubern, die hieselbst ihre Sicherheit suchen. Sie werden in der Türkey durchgehends so sehr verachtet, daß man einen Vater, der seine Tochter einen Einwohner von Algier geben solte, für einen unehrlichen Mann halten würde. Es giebt also wenig türkische Frauen in diesem Lande. Der Miß-

brauch

brauch junger Knaben ist hier ein unstrafbares und fast allgemeines Laster. Die Deis und die Grossen gehen hierinn andern mit ihrem Beyspiel vor. Weil es ihnen Mühe kostet Gemahlinnen von anständiger Geburth zu finden, und weil sie es überdrüssig sind, sich mit Beyschläferinnen einzulassen, die allemahl die Ruhe eines Seraj durch ihre Zwistigkeiten stören, so pflegen sie sich an deren Stelle junge Europäische Sklaven zu halten, und alle nur ersinnliche Mittel anzuwenden, um sie zu verführen. Laugier berichtet eine Begebenheit, die den Character der Algierer von einer fürchterlichen Seite zeiget. Ein Portugiese von ohngefähr achtzehn Jahren, welcher als Sklave bey einem Türken stand, der ihn brünstig liebte, widersetzte sich den viehischen Liebkosungen seines Herrn mit vieler Standhaftigkeit, weshalb der leztere endlich Gewalt brauchen wolte. Als der Sklave seine Keuschheit in der grösten Gefahr sahe, so ergrief er ein Messer, welches der Türk am Gürtel trug, uud stieß es ihm so tief in den Leib, daß er ihn ausser Stand setzte, in seinen schandbaren Nachstellungen weiter fortzufahren. Die Sache kahm vor den Divan, und die ungerechten Richter verurtheilten den Portugiesen, daß er mit den Füssen an einen Pferdeschwanz gebunden und so lange durch die Strassen der Stadt Algier geschleift werden solte, bis ihm unter dieser Marter die Seele ausgefahren seyn würde. Alle christliche Consuls thaten vergebliche Fürsprache für ihn, und boten so gar ansehnliche Summen, ihn los zu

zu kaufen. Der Dey erklärte sich dagegen, daß er ihm nur auf zwo Bedingungen Gnade angedeyen lassen könnte; wenn nemlich zuvörderst von zween Zeugen dargethan würde, daß er bereits vor Begehung der That entschlossen gewesen wäre, ein Muselmann zu werden, und zweytens, wenn er dieses Zeugniß selbst bestätigen und das Christenthum abschwören wolte. Jedoch der tugendhafte Sklave zog den Tod diesem schimpflichen Antrage vor, und litte ihn mit solcher Gelassenheit, daß sich selbst die Türken der Thränen nicht enthalten konnten.

Ich sage nichts von der Kleidung der Algierer, die überhaupt ganz schlecht, und von der Tracht der Türken in der Levante wenig unterschieden ist. Der Turban der Einwohner der Barbarey ist viel leichter und von bessern Geschmacke, als diejenigen sind, die in der Türkey getragen werden. Die jungen Leute bedecken sich den Kopf nur mit einer kleinen wollenen Mütze. Die Damen kleiden sich prächtig, und tragen reiche Armbänder, Ringe, Ohrgehänge und Halsgeschmeide von verschiedenen Reihen von Steinen, ausser den Juwelen, womit sie zuweilen noch besonders die Haare schmücken. Die Unvermögendern bedienen sich anstatt der Edelsteine des Bernsteines und der Korallen. Die kleinen Kinder haben flache Hüte, deren Ränder mit Goldstücken, so man Sultanins nennet, eingefaßt sind. Man siehet Mützen, die ganz damit bedeckt sind, welches hier für sehr vornehm gehalten wird. Diese Goldmünzen werden zwar zuweilen

len, wenn man Geld braucht, herunter geschnitten; allein man pflegt doch die Lücken so bald es nur möglich ist, wieder auszufüllen.

Die zwolf tausend Türken, die im Algierischen Gebiete vertheilt sind, machen die vornehmste Kriegesmacht dieses Staates aus. Die meisten kommen aus der Levante, und sind, wie bereits gedacht worden, Landstreicher, die entweder aus Uebermuth oder aus Furcht vor der Strafe aus der Türkey gegangen und hundertmal ärger sind, als die Banditen, die wir nach unsern Kolonieen verweisen. Ein jeder, der nur kömmt, wird in Sold genommen, und der Republick einverleibet. Diese Ebentheurer haben eben das Ansehen im Königreiche, als die Nobili in gewissen italienischen Republicken. Ihre hauptsächlichsten Vorrechte bestehen darinnen, daß sie den Dey erwählen können, der allemal aus ihren Mitteln genommen werden muß; ferner daß sie die Mohren und Araber ungestraft mißhandeln dürfen: ingleichen, daß sie von allen Steuern und Gaben frey sind, und einen festgesetzten Sold empfangen, von welchem sie auf eine anständige Art leben können.

Diejenigen, welche die Besatzung von Algier ausmachen, haben einen Befehlshaber, der Aga genannt wird, und jederzeit der älteste Soldat des gantzen Haufens ist. Diese Bedienung dauret nur zween Monathe, und ein jeder kann nach seinem Range dazu gelangen. Diejenigen, so diesem Posten vorgestanden haben, sind fürs künftige von allen Diensten zu Lande und zu

Wasser

Wasser frey, sie verlieren aber zugleich die Hofnung, zu einem andern Amte zu gelangen. Dem ungeachtet wohnen sie den ausserordentlichen Raths Versammlungen bey, und werden von dem Dey in allen richtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen. Alle Abende werden die Stadtschlüssel dem Aga überbracht, und alle Befehle, so die Kriegsvölker betreffen, in seinem Nahmen ausgefertiget. In seinem Hause empfangen die Türken, die etwas begangen haben, in geheim entweder die Bastonnade, oder werden daselbst erdrosselt, weil keiner von ihnen öffentlich gestraft werden kann. Die Republick giebt ihm ein ansehnliches Gehalt, und ein besonders Hauß zur Wohnung, in welches aber seine Weiber und Kinder nicht zugelassen werden. Wenn er öffentlich erscheint, so sitzet er zu Pferde, und zween Chaoux gehen vor ihm her, die mit lauter Stimme rufen: **Machet Platz, der Aga kömmt!**

Der zweyte Officier von der Miliz ist der Chaja, oder der Aelteste unter den Hauptleuten. Auch dieser Posten wird nur zween Monathe verwaltet, worauf man sogleich zu der Stelle eines Aga gelanget. Der Chaia hat den Vorsitz bey einem besondern Gerichte, welches aus vier und zwanzig alten ausgedienten Hauptleuten besteht, die den ehrwürdigsten Theil des Divans, oder des obersten Staatsraths der Republick, ausmachen. Sie werden Aya Bachi genannt, und versammlen sich täglich in einem Saale, der dem Pallast gegen über liegt, zu eben der Stunde, da der Dey Audienz giebt. Wenn dieser Fürst zu sehr

mit

mit Geschäften überhäuft ist, so läßt er viele Sachen durch dieses Gericht entscheiden. Die an auswärtige Höfe bestimmte Gesandten werden gemeiniglich aus dem Mittel der Aya-Bachi genommen.

Die Hauptleute zu Fuß werden Boluk-Bachi genennet. Man nimmt aus ihnen die Agas, oder Befehlshaber der Kriegesplätze, die man nach Ablauf eines Jahrs zurück zu rufen pflegt, da sie denn mit der Zeit nach ihrem Range und Alter, zu dem Posten eines Aya-Bachi erhoben werden. Diese Agas haben nicht blos die Aufsicht über den Krieges-Dienst; sondern sie verwalten auch die Justitz in ihrem Gouvernement, ebtn so wie sie der König selbst zu Algier verwaltet. Sie tragen zum Unterschiede eine sehr hohe Mütze, mit einer ledernen Binde, die mit einem rothen Kreutze bezeichnet ist, und auf die Schultern herunter hänget.

Die Lieutenants werden Oldak-Bachi genennet. Sie gelangen mit der Zeit, nach den Jahren ihrer Dienste, zum Range eines Hauptmanns, weil es hier vielmals nach Gunst geht. Der Dey selbst würde diese Einrichtung nicht ändern können, ohne sein Ansehen, und wohl gar sein Leben, in Gefahr zu setzen.

Unter den Gemeinen haben zwölf alte ausgediente Soldaten einen vorzüglichen Rang, davon die vier ältesten Peïs, die andern aber Solaki genennt werden. Die Peïs gelangen zu den Lieutenantsstellen, wenn dergleichen erlediget werden, und die Solaki dienen dem Dey als eine

Leibwache. Beyde werden durch einen Zierrath von Kupfer, den sie am Turban tragen, unterschieden.

Die Sagaïrdgi machen ein besonderes Korps von Soldaten aus, und führen keine andere Waffen, als eine Lanze. Im Felde ist ihr Amnt, Wasser zu tragen, und ein jedes Zelt damit zu versorgen.

Man schreibt den Nahmen eines jeden Türken, von dem geringsten Soldaten an bis auf den Dey, in eine Rolle, und nach solcher Ordnung wird der Soldat bezahlet. Dieser Sold ist aber verschieden. Der geringste beträgt acht Saïmes, oder, ohngefähr zwo französische Pistolen, auf zween Monathe; der höchste hingegen, welchen die ältesten Oberhäupter der Miliz bekommen, steigt auf achtzig Saïmes, oder zwanzig Pistolen *). Der Sold der Gemeinen wird ordentlicher weise alle Jahre um einen Saïmi erhöhet, und pflegt auch noch ausserdem bey gewissen Vorfällen, als, bey der Wahl eines Dey, bey Gelegenheit eines Sieges, eines ausserordentlichen Festes, oder einer andern freudigen Begebenheit, anzuwachsen. Den höhern Sold erhält man gemeiniglich nach funfzehn oder zwanzig jährigen Diensten, und man kann noch eher dazu gelangen, wenn man sich durch eine rühmliche That hervor gethan hat.

Ausser dem Solde bekommt ein jeder Soldat täglich noch vier kleine Brodte, und kann das Fleisch um ein Drittheil weniger kaufen, als die andern

*) Langier im 12ten Kap.

andern Einwohner. Er erhält auch von der Regierung freye Wohnung in räumlichen und beqvemen Kasernen, welche Cacheri genennet werden. In einer jeden Kammer haben nur drey Mann ihr Qvartier, und der Staat hält in diesen Häusern eigene Sklaven, die den Soldaten aufwarten müssen. Die Verheiratheten müssen ausser den Kasernen wohnen, und bekommen nur den gewöhnlichen Sold, ohne die vorerwähnten Zulagen.

An dem Tage, da die Löhnung ausgegeben wird, welches gemeiniglich von zween zu zween Monathen geschieht, versammlet sich die Miliz auf dem grossen Platz vor dem Divan, und der Aga ruft alsdenn einen Nahmen nach dem andern ab, wobey er von dem Dey anfängt, welcher nichts anders, als der erste Soldat der Republick ist. Diejenigen, so Alters halber, und empfangener Wunden oder anderer Schwachheiten wegen, nicht länger dienen können, haben ihren ganzen Sold bis an ihr Ende zu geniessen. Man verliert aber die Helfte, wenn man den Dienst verläßt, ehe man die Jahre eines alten ausgedienten Soldaten erreichet hat, und die Helfte, so man behält, wird durch keine Zulage vermehret.

Die Truppen, so aus Algier ziehen, um ins Feld zu rücken, lagern sich unter weitläuftigen Zeltern, deren jedes ohngefähr fünf und zwanzig Mann in sich faßt, nämlich siebenzehn Oldak, oder Soldaten, fünf bis sechs Mohren, die Bagage fortzuschaffen und im Zelte aufzuwarten; einen Vekilardgi, oder Marketender; einen

Oldak-

Oldak-Bachi, der den Lieutenants-Posten versiehet, und einen Boluk-Bachi, der den Trupp anführet. Der Soldat hat weiter nichts, als seine Waffen, zu tragen, indem die Republick ein jedes Zelt mit sechs Mauleseln oder so viel Pferden, zu Fortschaffung des Gepäckes, versorgen läßt.

Das Reisegeräthe pflegt vorangeschickt zu werden, damit der Soldat bey seiner Ankunft die Zelter gleich aufgeschlagen findet, und für weiter nichts sorgen darf, als sich auszuruhen und Nahrung zu sich zu nehmen. Es sind auch jederzeit beym Nachtrab der Armee Vorspannpferde vorhanden, um die Stelle derer zu ersetzen, die auf dem Wege umfallen, oder sonst unbrauchbar werden.

Die verschiedenen Korps der Miliz müssen, zufolge einer alten Verordnung, von welcher niemand ausgenommen ist, eines nach dem andern in den Krieg ziehen. Sie marschiren alle, sowohl Officier als Gemeine, zu Fuß, nur den General, den Aga, und den ältesten Hauptmann ausgenommen.

Der Dey läßt alle Jahre drey Läger aus Algier rücken, die den Tribut in den östlichen, westlichen und südlichen Beiliks heben müssen. Diese kleinen Haufen von Kriegesvölkern stossen zu den Truppen eines jeden Bey, der das ganze für sein Gouvernement bestimmte Korps als Chef commandiret.. Der Aga und Chiaia hingegen sind über die Polizey im Lager gesetzt, und den andern Officiers ist es nicht erlaubt, einen Türken zu strafen.

Diese Läger breiten überall, wo sie hin kommen, Angst und Schrecken aus. Der Bey fordert mit dem Säbel in der Faust die festgesetzten Steuern, und läßt die säumigen Schuldner doppelt bezahlen, welches zu barbarischen Bedrückungen, und öfters zu sehr ungerechten Erpressungen Gelegenheit giebt. Ein jeder Feldherr bemühet sich, eine neue Nation von Mohren oder Arabern zinsbar zu machen, besonders in Biledulgerid, wo die neuen Pflanzstädte am zahlreichsten sind. Die Türken pflegen keinen Feldzug in dieser Gegend zu thun, ohne eine Menge Sklaven weg zu führen. Da die Einwohner daselbst fast beständige Kriege führen, und sich einander aufzureiben suchen, so fällt es nicht schwer, sie insgesammt nach und nach unter das Joch zu bringen.

Der Feldzug dauret gemeiniglich sechs Monathe. Das Land, wo die Armee durchziehet, muß derselben die nöthigen Lebensmittel liefern. Was ihre Schlachtordnung betrift, so pflegen sie das Fußvolk in die Mitte, und die Reuterey auf beyde Flügel zu stellen, doch so, daß sich allemal ein starker Haufen Infanterie voran befindet. Die Mohren stehen hinten, theils das Gepäcke zu bewachen, theils, im Nothfall den Feind anzugreifen, wenn sie dazu Befehl erhalten. Ein Umstand, der den Türken viel Ehre macht, ist dieser, daß sie sich nicht nur während der Schlacht, sondern auch nach erfochtenem Siege, des Plünderns enthalten, und es den Mohren, wie auch den Sklaven überlassen, Beute zu machen. Ein Soldat, der anders handeln solte, würde für un-

ehrlich gehalten, und auf eine schimpfliche Art herunter gesetzt werden.

§. 6.
Von den Mohren.

Diese Völker, welche man als die ersten ursprünglichen Einwohner des mitternächtlichen Afrika ansehen muß, haben den Nahmen ihrer Vorfahren behalten, die sich hauptsächlich in Mauritanien ausgebreitet hatten. Ihre Farbe ist mittelmäßig braun, und wenn ja einige Schwarzen im Lande sind, so stammen solche von den mittäglichen Afrikanern her, davon sich einige Familien von Zeit zu Zeit in der Barbarey niederlassen, ohne der Sklaven zu gedenken, die von den Türken in Biledulgerid, wo es eine Menge von Negern giebt, gemacht werden *).

Sie werden in zwo Haupt-Arten, nämlich in Stadt- und Land-Mohren, eingetheilet. Die Mohren von der ersten Klasse leben mit den Türken in Gemeinschaft. Einige gehen unter die Miliz; andere verwalten Finanz-Bedienungen; die meisten aber legen sich auf mechanische Künste oder auf die Handlung.

Der größte Theil der Mohren, die sich in den Städten aufhalten, stammet von den unglücklichen Emigranten her, die zu verschiedenen Zeiten aus Spanien vertrieben wurden, besonders aber im Jahre 1610 unter Philip dem Dritten, welcher in einem Tage neunmal hundert tausend Maranen verbannete. Man hat angemerkt, daß sie viel

*) Laugier 1 Buch 2 Kap.

viel arbeitsamer sind, als die Eingebohrnen des Landes. Es giebt auch viele sehr bemittelte Personen unter ihnen. Sie kleiden sich sehr sauber, jedoch auf eine Art, die von der Tracht der Türken etwas unterschieden ist.

Die Land-Mohren führen eine ganz entgegen gesetzte Lebensart. Sie sind in verschiedene Horden getheilet, die von einem Orte zum andern herum schweifen, und sich, so viel nur möglich ist, von den Städten, besonders aber von der Hauptstadt, zu entfernen suchen. Sie hegen die äusserste Verachtung gegen die Mohren von der ersten Klasse, die sie für niederträchtige und dem Eigensinn der Türken gänzlich unterworfene Sklaven halten.

Diese umher streifende Völker besitzen kein eigenthümliches Land, und ihre Armuth gleicht ihrer Liebe zur Unabhängigkeit. Eine jede Horde macht einen Aduar, oder ein Lager, aus, welches aus einer Menge von Zeltern besteht, davon jedes einer Familie zur Wohnung dienet. Ihr Führer wird Scheik genannt. Seine Wahl kommt auf das Volk an, welches ihn gemeiniglich aus den edelsten Geschlechtern nimmt. Ihre Zelter sind von Wolle. Sie dienen eben so wohl den Menschen zur Wohnung, als dem Vieh zum Aufenthalte, weshalb sie sehr unfläthig sind, und einen häslichen Gestank von sich geben. Das Zelt des Scheiks liegt in der Mitte des Lagers, und ist höher, als alle die übrigen. Es werden diese Zelter, die eine länglichrunde Gestalt haben, von Hunden bewachet, welche die Füchse verjagen, und

bey der Annäherung eines Löwen gleich anzuschlagen pflegen. Die Katzen schützen solche vor den Ratzen und Schlangen, die in gewissen Gegenden viel Beschwerde verursachen.

Die Mohren aus jedem Aduar nehmen Acker in Pacht, um solche zu bauen, und geben dem Eigenthümer einen Theil der Früchte, die sie gewinnen. Den übrigen Theil verkaufen sie auf den Stadtmärkten. Wenn sie besseres Land antreffen, so begeben sie sich so fort dahin, und legen daselbst ihre fliegenden Dörfer an. Eine jede Horde bezahlt der Regierung eine festgesetzte Kopfsteuer, die der Scheik dem Bey auf die erste Anforderung überbringen muß. Sie haben keine andere Stühle und Betten, als blosse Matten von Palmblättern. Ihr ganzes Haußgeräthe besteht in einigen irrdenen Töpfen, und in einer Handmühle, die aus zween Steinen zusammen gesetzt ist, zwischen welchen sie ihr Getraide mahlen. Sie kneten dieses Mehl ohne Sauerteig, und machen kleine flache Kuchen daraus, die sie in heisser Asche backen. Das Fleisch ist bey ihnen eine sehr seltene Kost; hingegen essen sie Obst in Menge. Ihr gewöhnlicher Schmauß besteht darinn, daß sie ihr Brod in Oel und Weineßig tunken, wenn sie es habhaft werden können.

Ihre ganze Kleidung besteht in einem Stück Zeug von weisser Wolle, Haïk genannt, welches sie um sich zu schlagen pflegen. Die Scheiks und die übrigen vornehmen Mohren bedecken sich den Leib mit einem Hemde, und tragen, anstatt des Haïk, einen wollenen Mantel ohne Nath, Barnus

nus genannt, der ihnen bis an die Waden geht, und mit einer Kappe versehen ist. Wenn es regnet, so nehmen sie ihren Barnus ab, anstatt sich damit zu bedecken, legen ihn sorgfältig zusammen und setzen sich darauf, damit er nicht naß wird, nehmen ihn auch nicht eher wieder um, als bis das Ungewitter vorüber ist. Die Frauenspersonen kleiden sich eben so schlecht, als die Männer; sie wissen aber ihre Haare sehr artig zu flechten, und tragen an den Aermen und Füssen Ringe, die mit Korallen, Fischzähnen, Perlen und Muscheln geschmückt sind. Sie machen sich im Gesichte, an den Händen und Schenkeln kleine Einschnitte mit Nadeln, und reiben die Wunde mit einem schwarzen Pulver, welches unauslöschliche Spuren hinterläßt. Diese Narben, welche in andern Ländern den schönsten Körper verunstalten würden, werden hier für reizende Annehmlichkeiten, die der Schönheit einen neuen Werth beylegen, gehalten.

Die Männer beschäftigen sich mit dem Ackerbau, und mit dem Verkauf der Lebensmittel. Sie sind von starker Leibesbeschaffenheit, abgehärtet, alles Ungemach der Witterung zu vertragen, und von sehr schwarzbrauner Farbe, weil sie sich der brennenden Sonnenhitze ungescheut aussetzen. Ihre Waffen sind, die Zagain, eine Art von kurzer Lanze, die sie in der Hand führen, und ein langer Dolch, der am Arm unter dem Ellenbogen herab hängt. Sie wissen ein Pferd mit aller ersinnlichen Geschicklichkeit zu regieren, sie besteigen es mit dem besten Anstande von der Welt,

und könnten im stärksten Galoppiren alles, was sie nur wollen, von der Erde aufheben, ohne die Steigbügel zu verlieren. Sie sind trotzig, ungelehrig und über die geringste Beleidigung empfindlich. So bald ihnen nur ein Stadt-Aga einiges Unrecht thut, so greifen sie so fort zu den Waffen, und drohen mit einem Aufstande. Weil alsdenn die Bürger fürchten müssen, an Lebensmitteln Mangel zu leiden, oder einem Einfall ausgesetzt zu seyn, so pflegen sie dem Gouverneur selbst nachdrückliche Vorstellungen zu thun, und ihn dahin zu bringen, daß den Beschwerden der Möhren abgeholfen wird.

Die Weiber legen sich auf die Bienenzucht und auf die Wartung der Seidenwürmer, sie treiben das Vieh auf die Weide, und versorgen ihre Wohnnng mit Wasser und Holz. Die Mütter wickeln ihre Kinder nicht in Windeln, und lassen sie ins siebente bis achte Jahr nackend gehen. Sie tragen sie auf dem Rücken, wenn sie auf die Arbeit gehen, und reichen ihnen die Brust über der Schulter herüber, so wohl wenn sie auf dem Wege begriffen sind, als auch, wenn sie Holz fällen oder Wasser schöpfen. Sie ruhen auf Blättern von Bäumen, und fangen schon im fünften bis sechsten Monath ihres Alters an zu laufen.

Wenn ein Jüngling ein Mädchen zur Ehe verlangt, so muß er ihrem Vater eine gewisse Anzahl Ochsen, Kühe, Hammel und Ziegen geben, und dieses Vieh selbst nach dem Zelte seiner Braut treiben. Wenn er mit seiner Heer-

de daselbst angekommen ist, so wird er, der Gewohnheit gemäß, befragt, wie hoch er seine Braut gekauft hat? Worauf er antwortet, daß man eine arbeitsame und verständige Frau niemals zu hoch bezahlen könne. Alsdenn versammlen sich alle übrigen Mädchen des Aduar, welche die Braut, nachdem sie zu Pferde gestiegen, in das Zelt ihres künftigen Ehemanns begleiten. Bey ihrer Ankunft überreichen ihr die Verwandtinnen des Jünglings eine Brühe, die aus Honig und Milch besteht, und worinn auch ein Stück von dem Zelte, in welchem sich die Versammlung befindet, geworfen wird. Während der Zeit, da die Braut solche austrinket, singen ihre Gespielinnen eine Art von Hochzeitlied zu Ehren der beyden jungen Eheleute, und wünschen ihnen ausser andern Glückseligkeiten, daß sie viele Kinder zeugen, ihre Heerden sich vermehren, und ihr Zelt immer mit Milch versorgt seyn möge. Nach dieser Caerimonie steigt die Braut vom Pferde, und pflanzt einen Pfahl vor dem Zelte, welchen sie so tief, als sie nur kann, in die Erde stösset, und dabey sagt: Gleichwie dieser Pfahl von der Stelle, wo ich ihn aufgerichtet habe, nicht weichen wird, es sey denn, daß er mit Gewalt heraus gezogen werde; so wird man auch mich meinen Ehemann niemals verlassen sehen, wofern ich nicht von ihm verjagt werde. Es wird ihr darauf die Heerde gewiesen, die sie hüthen soll, und sie weidet sie alsdenn eine oder zwo Stunden lang auf den Feldern. Hernach kommt sie in das Zelt des Mannes zurück, und ergötzt

sich daselbst mit ihren Freundinnen, die sich gegen Abend nach Hause begeben, und die Schöne in den Armen ihres Gatten zurück lassen.

Die Jünglinge verheirathen sich im vierzehnten bis funfzehnten, und die Mädchen im neunten bis zehnten Jahre. Es giebt so gar einige, die schon im neunten Jahre Mütter werden.

Die Oberhäupter einer jeden Familie verlassen alle Abende ihre Zelter, und versammlen sich auf einer Wiese, wo sich der Scheïk des Aduar ebenfalls einfindet. Sie sind alle zu Pferde, und machen einen Kreiß um ihren Befehlshaber. Hier pflegen sie alle Angelegenheiten ihrer Horde gemeinschaftlich zu überlegen.

Diese Mohren sprechen ein verfälschtes Arabisch, dessen Mundart nach den Oertern verschieden ist; ihre Contracte aber, die von den Marabuts, welches gescheidtere Leute sind, als das gemeine Volck zu seyn pflegt, abgefasset werden, sind alle in reiner Arabischer Sprache geschrieben. Sie bekennen sich zu dem Mahomedanischen Glauben, wobey sie aber so viel Aberglauben und fremde Gebräuche mit einmischen, daß diese Religion fast ganz unkenntlich wird. Sie haben nur fliegende Moscheen, die ihren Wohnungen ähnlich sind.

Es ist eine fast durchgehends unter diesen Barbaren eingeführte Meynung, daß man der Gottheit kein angenehmers Opfer bringen könne, als wenn man einem Christen das Leben nimmt. Als einstens Ali Pelegrini, der General über die Galeeren der Republick, einige Spanische

Kriegs-

Kriegsgefangene nach einer blutigen Schlacht, auf der Küste ans Land gesetzt hatte, so trat ein Mohr zu ihm, warf sich vor ihm nieder, und sagte: „Ihr seyd sehr glücklich, Herr, daß ihr „so viele Christen getödtet habt, und noch alle Ta„ge mehr tödten könnet! Gewiß, ihr werdet im „Paradiese mit Ruhm und Ehre überschüttet „werden! Ich habe dieses Glück niemals genos„sen, ihr könnet mir aber dazu behülflich seyn, „wenn ihr mir einen von diesen elenden Sclaven „überlassen wollet, daß ich ihn Gotte opfern „könne„. Ali schien in diese Bitte zu willigen, und zeigte dem Mohren einen jungen und starken Spanier, mit dem Befehl, daß er in den nächsten Wald gehen solte, wohin er ihm seine Beute schicken würde. Zugleich entdeckte er dem Sklaven die Absichten des Mohren und erlaubte ihm, sich zu vertheidigen, wenn er angefallen würde. Der Spanier versahe sich also mit einem Säbel und einer Flinte, und gieng dreust in das Gehölze. Als ihn aber sein Feind bewafnet sahe, so ergrief er die Flucht, suchte ben General auf, und gestund demselben, daß ihn die Furcht an der Ausführung seines Vorhabens verhindert hätte. Ali sagte ihm darauf in einem ernsthaften Tone: **Lerne hieraus, Elender, daß es dem Allmächtigen und seinen Propheten nur alsdenn angenehm ist, einen Christen zu tödten, wenn es mit Herzhaftigkeit geschiehet, und daß es weder vor GOtt noch Menschen ein verdienstliches Werk sey, Leute ums Leben zu bringen, die sich nicht wehren können.**

Der Mohr entfernte sich nach diesem Verweise ganz beschämt, und alle Türken gaben der großmüthigen Denkungsart ihres Feldherrn Beyfall.

§. 7
Von den Arabern.

Wie Laugier behauptet, so sind die ersten Araber, so nach Afrika übergiengen, aus dem Stamme der Sabäer gewesen, und von einem Prinzen ihres Landes, dem er den Nahmen Melek Ifriki beygeleget, in diese Gegend geführet worden. Ich habe aber an einem andern Orte erwiesen, daß sich bereits, lange vor gedachter Wanderung der Sabäer, viele Kolonien von diesem Volke nach der Barbarey begeben haben. Dem sey aber wie ihm wolle, so ist doch so viel gewiß, daß diese alten Araber, nachdem sie sich mit den Mauritanern und Numidiern durch Heirathen verbunden, sich schon seit vielen Jahrhunderten mit diesem Völkern vermischt haben, so daß sie nunmehro zusammen unter dem Nahmen, Mohren, bekannt sind. Diese Nationen haben nach und nach unter der Herrschaft der Carthaginenser, der Römer, der Vandalen und der neuern Griechen gestanden.

Noch andere Schwärme von Arabern, die dem aufblühenden Re che der Kaliphen unterworfen waren, unternahmen im ersten Jahrhundert der Hegire einen Einfall in die Barbarey, und vertrieben die Griechen aus dieser Gegend. Die Mohren, welche schon längst des Joches gewohnt waren

waren, liessen sich von diesem siegenden Volke gutwillig Gesetze vorschreiben, und nahmen so gar die Religion ihrer neuen Beherrscher an. Die Araber wusten sich ihrer, so wohl in den Kriegen in Afrika, als auch in den Spanischen Feldzügen, mit Nutzen zu bedienen.

In der folgenden Zeit wurden die Araber, die sich in dem Königreich Algier niedergelassen hatten, von den Türken, die sie zu ihrer Vertheidigung gerufen hatten, unterdrücket. Viele von den Einwohnern in den Städten und Flecken wolten sich lieber ihrer Bothmäßigkeit unterwerfen, als ihre Besitzungen fahren lassen. Allein die meisten unter ihnen wurden von den Ueberwindern ausgeplündert, als welche sich der Aecker und Häuser bemächtigten, und die alten Eigenthümer zwungen, für die Plätze, die sie entweder in den Städten oder auf dem Lande bewohnen oder benutzen wolten, einen jährlichen Zinß als eine Pacht zu entrichten. Diese Araber verfielen also in eine schreckliche Sklaverey. Andere hingegen flüchteten mit ihren Heerden in abgelegene und unzugängliche Oerter, wo sie auch in Freyheit geblieben sind. Sie leben daselbst auf eben die Art, wie die oberwähnten Landmohren, doch ohne sich weder mit diesem leztern, noch auch mit irgend einem andern Volke, gemein zu machen, indem sie sich für die edelste und ehrwürdigste Nation in Afrika halten. Sie geben den Türken keinen Tribut, als nur, wenn sie dazu gezwungen werden. Wenn sie also hören, daß Algierische Kriegesvölker zu Felde stehen und gegen

gen ihre Wohnplätze anrücken, so pflegen sie ihr Korn und alles, was sie nicht mit sich fortbringen können, zu vergraben, alsdenn aber ihre Wälder und Gebürge zu verlassen, und sich in noch wildere Gegenden zu begeben. Der Berg Atlas und die südlichen Wüsteneien sind ihre gewöhnliche Zufluchtsörter. Sie leben daselbst von ihrem Fleisse, legen sich auf die Jagd, auf die Viehzucht, auf den Ackerbau und andere Landarbeiten. Ihre Kleider sind anständig, und in ihren Zelten beobachten sie eine recht sorgfältige Reinlichkeit. Sie sind sehr höflich gegen einander und grosse Liebhaber von Wortgeprängen, hingegen wild und trotzig gegen Fremde, die sie im höchsten Grad verachten. Sie bilden sich ein, daß sie das Arabische nach der reinsten Mundart reden.

Der Geschmack an der Sternkunde und Dichtkunst, der bey den Arabern so alt ist, hat sich auch unter ihnen erhalten. Ihre Liebes-Begebenheiten, ihre Jagden und ihre Kämpfe, sind die gewöhnlichen Gegenstände ihrer Gedichte und Lieder. Die witzigen Köpfe, die sich durch die schönsten Aufsätze unterscheiden, werden sehr freygebig belohnet. Sie treiben einen grossen Handel mit den Königreichen Fez und Marokko, und mit dem Staat von Tunis; hingegen wollen sie mit den Algierischen Türken nichts zu schaffen haben. Sie sind ausnehmend geschickt, mit der Lanze und dem Wurfspieß zu kämpfen, und wissen ein Pferd mit einer besondern Fertigkeit zu regieren. Man rühmt die Schönheit und Vortref-

treflichkeit ihrer Pferde, welche von der berühmten Art sind, die ihre Väter aus Arabien gebracht haben. Sie haben auch wilde Esel, die wegen ihrer Stärke und Geschwindigkeit hochgehalten werden, und deren Fleisch sie als eine sehr leckerhafte Speise zu geniessen pflegen. Wenn sie in den Krieg ziehen, so nehmen sie ihre Weiber und Kinder mit, damit der Anblick solcher geliebten Gegenstände den Soldaten desto stärker zu Beobachtung seiner Pflicht ermuntern möge. Sie hegen die äusserste Verachtung gegen die in den Städten wohnenden Araber, die sie Hadar, das ist, Höflinge oder Schmeichler, nennen, weil sie auf eine kriechende und niederträchtige Art unter der türkischen Bothmäßigkeit leben.

§. 8.

Von den Juden.

Es giebt hier Juden aus allen Ländern, die sich schon vorlängst daselbst niedergelassen haben. Einige derselben stammen von den Flüchtlingen her, die sich nach der durch den Vespasian geschehenen Zerstörung Jerusalems nach Afrika begaben; andere hingegen haben aus Spanien, Wälschland, Frankreich, und andern Europäischen Ländern, woraus sie zu verschiedenen Zeiten vertrieben worden, ihre Zuflucht dahin genommen. Eine jede Nation hat ihre Synagoge und ihre Oberhäupter. Es wird ihnen in allen Städten eine besondere Gegend angewiesen, wo sie ihre Wohnung aufzuschlagen gezwun-

zwungen sind, ohne daß sie sich unter die Mahometaner mischen dürfen. Noch ein anderes Gesetz befiehlet ihnen schwarze Kleider zu tragen. Ihre Mütze muß von eben der Farbe seyn; sie können sie aber mit braunen Zeuge einfassen lassen. Ihre Weiber müssen auf den Gassen ohne Schleier erscheinen, damit man sie von den mahometanischen Damen, die allemal das Gesicht bedeckt haben, unterscheiden könne. Sie haben eigne Richter aus ihrer Nation, die ihre Privatsachen entscheiden müssen, und wenn sie mit dem Urthel nicht zufrieden sind, so können sie die Sache an den Dey gelangen lassen, vor dessen Richterstul auch alle Rechtshändel, die sie mit den Türken und Mohren haben, abgethan werden. Sie dürfen nicht aus dem Reiche gehen, ohne vorher eine Summe Geldes niederzulegen, und dadurch für ihre Wiederkunft Bürgschaft zu leisten. Sie leben in grosser Armuth und in einer schimpflichen Knechtschaft. Sie werden mit Auflagen und harten Begegnungen überhäuft, und nicht nur wegen aller Hauptverbrechen, sondern auch wegen der geringsten wider die Regierung begangene Untreue, und sogar wegen eines vorsetzlichen Bankeruts, besonders wenn die Türken dabey Schaden leiden, zum Feuer verdammet.

Ausser diesen Afrikanischen Juden halten sich auch in allen Handelsstädten fremde Juden auf, die eben dieselben Freyheiten, als die andern Franken, geniessen. Sie kleiden sich wie die Europäer, und es steht ihnen frey zu wohnen, wo sie

wollen.

wollen. Die meisten kommen aus Italien, besonders aus Livorno, Venedig und Genua. Sie pflegen sich unter den Schutz des französischen Consuls zu begeben, und ihn für ihren Richter in allen Streitigkeiten, die sie mit den andern Kaufleuten haben, zu erkennen. Sie treiben nicht nur einen grossen Handel im Königreiche, sondern unternehmen auch die wichtigsten Pachtungen, zum Exempel, die Pacht des Wachses und des Honigs, woraus sie einen ansehnlichen Gewinn ziehen. Die Türken sehen dergleichen Finanzbediente mit Verachtung an, und beneiden heimlich ihre Reichthümer. Dieses pflegt aber überhaupt in allen Ländern das Schicksal der Pächter zu seyn.

§. 9.
Von den Christen-Sklaven.

Es giebt hier eine so grosse Menge Christlicher Sklaven, daß sie vielleicht stark genug seyn würden, sich des Landes zu bemächtigen, wenn sie sich mit einander verstehen könnten, und wenn sie nicht durch die Furcht vor der Strafe zurück gehalten würden. Wenn man dem Laugier glauben soll, so ist ihr Schicksal bei weitem nicht so hart, als man sich dasselbe vorstellet, wenn man einigen fabelhaften Berichten Glauben beymisset, die entweder von Geistlichen, oder von den Gefangenen selbst, die, wie er sagt, ihre Ursachen gehabt haben das Publicum zu hintergehen, ausgebreitet worden. Wir wollen

also kein schlimmes Urtheil fällen, sondern einige besondere Umstände freymüthig anführen, welche die Meynung dieses Verfassers zu bestätigen scheinen.

Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß sie die Christen theils durch harte Begegnungen, theils durch Schmeicheleien und Verführungen, zu Annehmung der mahometanischen Religion zu bewegen suchen. Die Türken und Mohren zu Algier kaufen die christlichen Sklaven aus keiner andern Ursache, als um sie an die Geistlichen, deren Geschäfte ist, die Gefangenen zu erlösen, wiederum zu verkaufen, und es würde ihnen gar nicht lieb seyn, wenn sie Mahometaner werden solten, weil sie alsdenn den gehoften Vortheil verlieren würden. Sie wünschen nur blos die jungen Sklaven zu bekehren, weil sie aus ihnen gute Muselmänner zu machen glauben. Es sind gemeiniglich reiche Leute, die diese leztern kaufen, um sie, wie ihre eigenen Kinder, unterrichten und erziehen zu lassen, welches sie, nach ihren Vorurtheilen, für ein sehr verdienstliches und Gott wohlgefälliges Werk halten. Was hingegen die Sklaven von einem gesetzten Alter betrift, so sind die Algierer so weit davon entfernt, sie zu verführen, daß sie ihnen auch so gar öfters die Beschneidung versagen, unter dem gewöhnlichen Vorwande, daß ein schlechter Christ unmöglich ein guter Türk seyn könne. Ein Gefangener, Nahmens Johann, aus Marseille gebürtig, hielte bey dem General der Galeeren, Ali Pelegrini, vergebens um die Erlaubniß an, den christlichen Glauben abzu-

schwö-

schwören. Als dieser Admiral einstens in Begrif war unter Seegel zu gehen, so erschien gedachter Sklave, welcher sich gern mit einschiffen wolte, vor ihm, mit einem Turban und in türkischer Kleidung, die er von einem Renegaten, seinem Landsmanne, geborgt hatte. Ali, welcher die List des Franzosen sofort einsahe, hieß ihn näher kommen, und rief ihn bey seinem Nahmen. Ich heisse nicht mehr Johann, antwortete der Sklave, sondern mein jetziger Nahme ist Mustapha, denn ich bin ein Muselmann. Ali fragte ihn, ob er beschnitten wäre, und befahl zugleich, daß man die Sache untersuchen solte. Als man nun fand, daß er nicht beschnitten worden, so ließ ihm der General die Bastonnade geben, unter dem Vorwande, daß er mit der Religion Spott getrieben hätte. An statt die Sklaven in diesem Stücke zu zwingen, so giebt es vielmehr einige Herren, die sie an feierlichen Festtagen selbst in die Kapelle des Bagno führen, und sich aufs genaueste erkundigen, ob sie gebeichtet haben.

Der Abfall von der Religion bringt übrigens hier nicht so, wie in der Türkey, die Freyheit zuwege, sondern macht nur den Zustand der Sklaven etwas erträglicher, und erleichtert ihnen die Mittel zur Flucht.

Der Dey hat eine besondere Aufmerksamkeit für die Gefangenen, die ihm gehören. Er sucht unter ihnen eine gewisse Anzahl junger Leute aus, die er zu seinen Pagen macht. Sie werden gut gehalten und wohl gekleidet, und erhalten reiche Geschenke von denen Personen, die bey Hofe er-

scheinen. Andere werden zum Dienste der Casernen gebraucht, wo ihnen die türkischen Soldaten sehr gelinde begegnen. Die übrigen werden in die dem Staate zugehörigen Gefangenhäuser vertheilet. Sie haben daselbst eine Kapelle, wo Messe gelesen wird, und können alle Religionsübungen in völliger Freyheit abwarten. Sie bekommen zwar täglich nur drey kleine Brodte; sie können sich aber durch ihren Fleiß noch etwas dazu verdienen. Diejenigen, so ein Handwerk verstehen, haben die Freyheit, aus dem Bagno zu gehen. Der Dey behält zwey Drittheile von dem Gelde, das sie erwerben, und läßt ihnen das übrige. Die andern Sklaven, die keine Kunst gelernet haben, werden zu den öffentlichen Arbeiten gebraucht; allein man legt ihnen keine gar zu harte Frohndienste auf. Sie haben wechselsweise einen Arbeits- und einen Ruhetag, und wenn sie krank sind, oder sich krank stellen, werden sie ebenfalls in Ruhe gelassen. Wenn aber der Gvardian-Bachi merkt, daß sie seine Nachsicht mißbrauchen, und ihn hintergehen, so pflegt er sie scharf zu züchtigen, und auf die Arbeit zu schicken. Sie kommen alle Abende nach dem Bagno zurück, dessen Thüren des Nachts verschlossen werden, nachdem man vorher eine genaue Untersuchung angestellet hat, ob sie auch sämmtlich sich wieder eingefunden haben.

Auf die Korsarenschiffe wird jederzeit eine Anzahl von Gefangenen gegeben, und wenn sie sich gut aufführen, so bekommen sie ihren Theil von der Beute. Andere erhalten die Freyheit, ein

Wirthshauß zu halten, bey welcher Handthierung sie sich dergestalt bereichern, daß sie öfters in sechs Monathen so viel verdienen, als zu Bezahlung ihres Lösegeldes nöthig ist.

Die Sklaven der Privatpersonen befinden sich in einem viel ungewissern Zustande. Ihr Glück oder Unglück kommt auf die Gemüthsart ihres Herrn, noch öfter aber auf ihre persönlichen Eigenschaften, an. Diejenigen, so sich gut aufführen, werden gemeiniglich mit aller Gelindigkeit behandelt, die muthwilligen und unbändigen aber ziehen sich durch ihre eigene Schuld harte Begegnungen zu. Die reichen Herren nehmen ihrer viele in Dienst, und machen sich eine Ehrensache daraus, sie sauber zu kleiden. Wenn sie mit ihrer Aufführung zufrieden sind, so lassen sie solche an ihrem Tische speisen, in ihrem Zimmer schlafen, und gehen mit ihnen, wie mit ihren leiblichen Kindern, um.

Diejenigen Sklaven sind am meisten zu beklagen, die in die Hände der Tagarins, einer Art von Spanischen Mohren, gerathen, als welche sie nur blos darum erhandeln, um sie wieder zu verkaufen, und Wucher mit ihnen zu treiben. Diese Geizhälse brauchen sie zu den härtesten Arbeiten, ohne ihnen den geringsten Vortheil zuflieſsen zu lassen, halten sie in schlechter Kost, und überhäufen sie noch dazu öfters mit schlimmen Begegnungen, blos in der Absicht, ein desto stärkeres und geschwinderes Lösegeld zu erzwingen. Am betrübtesten ist dabey, wie Laugier sagt, daß es gemeiniglich Personen von einigem Range sind,

die den Tagarins in die Hände fallen, als welche eine bewunderswürdige Gabe besitzen, die Sklaven, von denen ein grösserer Vortheil zu erwarten ist, von andern zu unterscheiden. Ein Gefangener von vorzüglichen Stande kann wider die Nachstellungen dieser Kaufleute nicht genugsam auf seiner Huth seyn, indem sie alle nur ersinnliche Ränke anwenden, ja so gar seine eigenen Kameraden bestechen, um seinen Stand und sein Vermögen zu erfahren.

Man wird sich wundern, wenn man hört, daß die Sklaven hier einiger maassen noch angesehener sind, als die in Freyheit lebenden Christen. Diese leztern sind den Anfällen der Türken, der Kulolis und der Mohren unaufhörlich ausgesetzt; da es hingegen niemand wagen darf, die erstern übel zu behandeln, ohne sich der Rache ihres Patrons auszusetzen. Ein Gefangener begeht öfters verschiedene Verbrechen, und wird deshalb entweder gar nicht oder nur gelinde bestraft, weil ihn sein Herr nicht unglücklich machen und ihn bey der Justitz angeben will. Man will daher behaupten, daß unter den christlichen Sklaven grosse Unordnungen im Schwange gehen sollen, und daß dieses üppige Leben so viele Annehmlichkeiten für sie haben soll, daß viele derselben gar nicht einmahl verlangen losgekauft zu werden. Sie behandeln nur blos den Preiß ihres Lösegeldes, und bezahlen einen Theil desselben, wodurch sie verhindern, daß ihr Herr sie nicht an andere verkaufen darf. Sie hüten sich aber sehr dafür, das übrige Geld zu erlegen, wogegen sie lieber ei-

nen kleinen Zinß des Monats entrichten, damit sie den Sklaventitel, und den Schutz des Dey, oder ihrer andern Patrone, behalten. Aus allem diesem erhellen, daß die Gefangenen zu Algier überhaupt einer grossen Freyheit geniessen, und daß in den gemeinen Berichten, die uns von ihrem harten Schicksale mitgetheilet werden, viel übertriebenes enthalten seyn müsse. Zu Fez und Marokko hingegen ist es ganz anders beschaffen, als woselbst die Sklaverey in der That sehr hart ist, indem die Mohren überhaupt viel grausamer und boshafter sind, als die Türken.

So bald ein Korsar mit einer Prise in dem Hafen zu Algier angelanget ist, so führt er alle mitgebrachte Sklaven in den Pallast des Dey, wohin sich auch die Europäischen Consuls alsbald verfügen. Diese leztern lassen sich daselbst die Gefangenen von ihrer Nation vorzeigen, und fragen sie, ob sie als Soldaten oder Matrosen auf dem genommenen Schiffe gedienet haben, oder ob sie nur blosse Reisende gewesen sind. In dem leztern Falle werden sie dem Consul ausgeantwortet *). Alle die übrigen werden zur Sklaverey verdammt. Der Dey nimmt einen von achten, wobey er die Wahl hat, und sich darunter die besten und stärksten auszusuchen pflegt. Er eignet sich auch den achten Theil von den Waaren und der

*) Laugier scheint sagen zu wollen, daß sie frey sind, welches aber schwer zu glauben ist, er müßte denn solche meynen, die zu einer mit den Algierern in Friede lebenden Nation gehören.

der Beute zu. Das übrige wird zwischen dem Kaper und dem Schifsvolke zur Helfte getheilet.

Die Sklaven, die dem Dey nicht zugefallen sind, werden auf den Batistan, oder öffentlichen Markt, geführet, wo sie zuerst ausgebothen, jedoch selten sehr hoch taxiret werden, weil sie nur erst bey der zweyten Auction, die im Pallast geschieht, verkauft werden. Die Kaper und deren Schifsvolk bekommen nur den Werth der ersten Taxe, indem das, was bey der zweyten Steigerung, darüber gebothen wird, dem Dey zufällt. Der Verkauf geschieht durch Vermittelung der Delel oder Mäkler, welche die Sklaven einen nach dem andern vorführen, und mit lauter Stimme ausrufen, was für Eigenschaften und Gaben ein jeder von den Gefangenen besitzt, nebst dem Preise, wie hoch er verkauft werden soll; da sie denn endlich dem Meistbietenden zugeschlagen werden.

Die Frauenspersonen, von denen man ein gutes Lösegeld zu hoffen hat, fallen jederzeit dem Dey anheim, der sie in das Hauß des Chekelbeled, oder Stadtschulzen, bringen läßt, wo sie bis zur Zeit ihrer Auslösung verwahret und ziemlich gut gehalten werden. Diejenigen, von denen man nichts erwartet, werden dem ersten dem besten Käufer überlassen, welcher mit ihnen machen kann, was er will.

Die Loskaufung geschiehet durch zwo Arten von Leuten: erstlich, durch die Spanischen oder Französischen Ordensmänner, und zweytens, durch weltliche Unterhändler. Im leztern Fall

kostet

kostet es weniger, als im erstern, weil die Geistlichen dem Dey und den vornehmsten Mitgliedern des Divans Geschenke machen müssen, der besondern Abgaben, die von diesen Vätern noch ausserdem verlangt werden, nicht zu gedenken. Sie machen bey ihrem Auslösungsgeschäfte viel Aufsehen. So bald sie zu Algier anlangen, so begrüssen sie zuerst den Dey, welcher ihnen eine gute Wohnung in der Stadt anweisen läßt, und ihnen einen von den Hof-Dollmetschern zugesellet, der ihnen in allen Bedürfnissen an die Hand gehen muß. Sie haben gemeiniglich den Auftrag, die jungen Frauenspersonen und Kinder, die wegen der Gebrechlichkeit des Geschlechts und des Alters mehrerer Gefahr als andere ausgesetzt sind, zuerst in Freyheit zu setzen Der Dey hingegen verlangt von ihnen, daß sie eine gewisse Anzahl von Sklaven in seinen Gefangenhäusern loskaufen sollen, deren Preiß er selbst fest setzt.

Während dieser Unterhandlung überreichen die Gefangenen den Ordensleuten eine Menge Bittschriften, und ersuchen sie darinnen, sich ihrer Befreyung anzunehmen. Diejenigen, so durch ihren Fleiß etwas Geld gesammlet haben, stellen es zugleich diesen Vätern zu, mit Bitte, das übrige zuzulegen.

Allen Sklaven, die losgekauft worden, wird ein Barnys, oder ein Mantel mit einer Kappe nach Mohrischer Art, gegeben. Sie müssen sich in dem Spanischen Hospital versammlen, um zuvörderst Gott zu danken, worauf sie in den Pallast des Dey geführet werden, welcher einem je-

den ein Teskeret, oder einen Freyheitsbrief, ausfertigen lässet. Die Geistlichen nehmen alsdenn Abschied von dem Dey, und gehen mit den Gefangenen an Bord des Schiffes, das auf sie wartet.

Laugier bemerkt, daß die meisten Sklaven die Gewohnheit haben, ihre Bärte die ganze Zeit ihrer Gefangenschaft über wachsen zu lassen, und daß dieses eines von denen Dingen ist, die ihnen die Spanischen Ordensmänner am nachdrücklichsten empfehlen. Was er hinzufügt, schmeckt ein wenig nach der Satyre. Wenn sie in Spanien angekommen sind, so wird eine feierliche Procession gehalten, wobey die Sklaven, zween in einer Reihe, mit ihrer ... Mohrischen Kappe, mit ihren Bärten, und mit Ketten, die sie niemals getragen haben, erscheinen. Diese Mohren-Gestalten, die Bärte und Ketten, erwecken das Mitleiden der Zuschauer, die sich sehr freygebig erzeigen, und Gold- und Silber-Stücke in die Becken werfen, die von angesehenen Leuten getragen werden ... Die Geistlichen vom Orden de la Merci und von der Dreyeinigkeit stellen in Frankreich eben dasselbe Schauspiel vor, und wenn gleich einige Prahlerey bey dieser Cäremonie mit unterläuft, so kann man doch ohne Ungerechtigkeit nicht leugnen, daß die Religion Vortheil davon hat, und daß diese Väter, die ihre Arbeiten der Loskaufung der Gefangenen widmen, dem menschlichen Geschlechte in der That einen wichtigen Dienst erweisen.

Vier-

Vierter Abschnitt.

Sitten und Gebräuche der Algierer.

Die Algierer haben überhaupt sehr schlimme Sitten, und ergeben sich den schändlichsten Arten von viehischen Lastern. Das Verderben ist eben so stark unter den Türken als unter den Mohren eingerissen. Beyde Nationen besitzen eine schmutzige Haabsucht, und scheuen sich nicht, diesen Fehler selbst zu gestehen. Sie sagen gemeiniglich, wenn man einen Algierer nach dem Leben mahlen wolte, so müste man einen Menschen schildern, dem das eine Auge mit einem Piaster zugedrückt und zugleich das andere mit einem Messer ausgeschnitten würde, welches derselbe ganz geduldig erträgt, um nur den Piaster zu gewinnen *)

Die Türken besitzen einen unerträglichen Stolz, und sehen sich als eben so viele kleine Monarchen an, die dazu gebohren sind, den andern Menschen Gesetze vorzuschreiben. Sie lassen diese herrschsüchtige Denkungsart den Mohren und Arabern ohne Unterlaß empfinden, und verlangen von ihnen, mit dem Titel: Effendi oder Ihro Gnaden, belegt zu werden. Sie nehmen auch beständig den Vortritt vor ihnen, selbst auf den Gassen, und schimpfen und prügeln sie, wenn sie ihnen nicht zeitig genug Platz machen.

*) Laugier 1 B. 8tes Cap.

Die türkischen Soldaten geben ihrem Dey keinen andern Titel, als den sie sich selbst anmassen. Die Consuls der Europäischen Nationen nennen ihn ebenfalls Effendi; allein die Mohren, die Araber, und alle Fremden, die keinen Charakter haben, nennen ihn Sultan.

Man hat angemerkt, daß die Grossen überhaupt viel leutseliger sind, als die Privatpersonen, welches von ihrer Begierde herrührt, jedermann und besonders den Soldaten zu gefallen, weil sie von diesen letztern des geringsten Mißvergnügens halber abgesetzt oder gar ermordet werden. Die Türken, die sich auf Reisen begeben, haben ebenfalls einen verbindlichern und sanftern Charakter, machen nicht so viel aus sich, und lassen den Fremden mehr Gerechtigkeit widerfahren. Die andern hegen eine ausserordentliche Verachtung gegen die Europäer. Die jungen Türken und die Mohren begegnen niemals einem Fremden auf der Strasse, ohne ihm etwas anzügliches zu sagen. Man thut dabey am klügsten, wenn man dergleichen Beschimpfungen geduldig erträgt, und nichts darauf antwortet. Indessen kann man sich doch bey dem Dey darüber beschweren, und wenn die Beleidigung von Wichtigkeit gewesen ist, so erhält man auch eine schleunige Genugthuung. Als einsmals der Englische Consul, Herr Thompson, nach dem Versammlungsort der Schifscapitains gehen wolte, so begegnete ihm auf dem Damm ein junger Mohr, der ihm den Vortritt streitig machte, und ihn so gar stieß, daß er Platz machen solte. Als er sich über die-

se Frechheit beklagte, so antwortete ihm der Mohr unverschämter weise, es schicke sich gar nicht, daß sich ein Christ unterstünde, einem Mahometaner vorzutreten, wobey er ihm in der Hitze des Wortwechsels eine Maulschelle gab, und ihm zu Boden warf. Thompson machte die Sache bey dem Dey anhängig, welcher den Beklagten rufen ließ, und ihn fragte, was ihn zu dieser Gewaltthätigkeit bewogen hätte? Ich habe, antwortete der Mohr, einen Christen geschlagen, einen Hund, der mir vortreten wolte, und mich geschimpft hat. Ist das wohl der Mühe werth, mich darum rufen zu lassen? Diese Vermessenheit erbitterte den Dey dergestalt, daß er den Mohren so grausam prügeln ließ, daß er darüber das Leben einbüßte.

Es ist eine gefährliche Sache, den Türken und Mohren Gefälligkeiten zu erweisen; denn wenn sie einmal eine Wohlthat genossen haben, so maassen sie sich das Recht an, mehrere zu fordern, und es entsteht daraus eine Art von Pflicht, deren Joch man hernach unmöglich wieder abschütteln kann. Daher kommt es, daß die Consuls so viele Geschenke im Divan austheilen müssen. Ihre Vorfahren thaten es aus einer blossen Freygebigkeit; jetzt aber wird eine Schuldigkeit daraus gemacht. Wenn man einen Türken nur einmal zu Gaste bittet, so muß man gewärtigen, daß er ungenöthiget so oft wieder kommen wird, als es ihm gut dünkt. Ein Schifscapitain darf nur etwa einmal den Aufsehern des Hafens eingemachte Sachen oder Getränke aus Höflich-

keit

keit zuschicken, so werden sie diesen Tribut bey jeder Reise, die er nach Algier unternehmen wird, von ihm verlangen. Ein Christ aus der Levante, welcher den Auftrag hatte einige Allmosen in Algier auszutheilen, begegnete einsmals einen armen Mohren, der an beyden Füssen zerstümmelt und fast blind war. Er gab ihm eine Hand voll Asper und wiederhohlte diese Mildthätigkeit einen Monath hindurch, wodurch die Algierer dergestalt erbauet wurden, daß sie sich häufig vor dem Laden dieses Griechen, welcher einen kleinen Handel hatte, einstelleten, und ein jeder der erste seyn wolte. Dieser Mann war genöthiget eine Reise vorzunehmen, und sich fünf bis sechs Monathe lang von Algier zu entfernen. Bey seiner Zurückkunft fand er den obgedachten Mohren auf dem vorigen Platze und reichte ihm einige Aspern. Dieser gab ihm aber das Geld zurück und sagte zu ihm, es ist besser, daß ihr mir alles zusammen bezahlt, was ihr mir schuldig seyd. Und was bin ich dir denn schuldig? antwortete der Grieche. Es sind bey nahe sechs Monden, sagte der Bettler, daß ihr weg gewesen seyd; folglich seyd ihr mir 180 Realen schuldig. Der Mohr hatte nemlich einen Monath lang alle Tage einen Real empfangen, und machte also darnach seine Rechnung. Die Sache kahm vor dem Divan, welcher vermöge eines Spruches, der eben so seltsam als die Forderung des Bettlers war, verordnete, daß der Grieche ihm 180 Realen bezahlen, und noch überdem wegen einiger gegen ihn ausgestossenen Schimpfworte

worte einen Piaster zur Strafe erlegen solte. Ich weiß nicht, ob Laugier diese kleine Geschichte erfunden hat; sie wird aber denen, die das Genie der Barbaren kennen, nicht ganz unwahrscheinlich vorkommen.

Die Algierer nehmen die Besuche der Mannspersonen in einem freystehenden in der Mitte des Hofes angelegtem Saal an. Der Herr vom Hause begiebt sich in diese Art von Sprachzimmer, und läßt Tobak, Pfeifen und Caffee bringen. Es ist eine besondere Gunst, wenn ein Fremder in das Innerste des Hauses zugelassen wird. Geschiehet dieses, so wird den Frauenspersonen angekündiget, daß sie sich in ihren Gemächern einschliessen sollen. Ein Fremder, der in ein Hauß kommen solte, ohne sich vorher ansagen zu lassen, würde den Argwohn wider sich erwecken, als wenn er nachtheilige Absichten hätte, und sich einen verdrießlichen Handel zuziehen. Wenn ein Frauenzimmer von einigen Damen besucht wird, so nimmt sich der Ehemann in Acht, daß er dem Orte der Zusammenkunft nicht nahe kommt. In Absicht der christlichen Sklaven wird diese Vorsichtigkeit aber nicht beobachtet, weil sie ihr Herr viel zu sehr verachtet, als daß er sie fürchten solte, und weil sie, nach dem Ausdrucke eines gewissen Reisebeschreibers, von ihm mehr für zahme Haußthiere, als für Menschen, gehalten werden. Es pflegt aber diese Sicherheit der Männer die Ausschweifungen der Weiber nur desto mehr zu begünstigen, als welche fast durchgehends viel Neigung gegen die Europäer

haben

haben, indem sie sich einbilden, in ihren Umarmungen ein viel lebhafteres Vergnügen, als bey ihren beschnittenen Mohren und Türken geniessen zu können.

Man verheirathet sich hier, ohne sich zu kennen. Der erste Augenblick, da man sich spricht, ist auch zugleich der Augenblick, da man sich zusammen verbindet. Alles was eine Mannsperson thun kan, besteht darinn, daß er sich durch Weiber, die er heimlich dazu abschickt, nach dem Charakter und der Gestalt seiner künftigen Braut erkundigen lässet.

Die Algierer, sie mögen Türken oder Mohren seyn, führen überhaupt ein sehr ernsthaftes Leben, und wissen von keinen Ergetzlichkeiten, die man in andern Ländern geniesset. Sie kennen keine andere Spiele, als das Schach- und Damspiel, und sie dürfen solche nicht einmahl um Geld spielen. Sie haben keine öffentlichen Schauspiele. Ihre Gewohnheit ist, sehr früh, aufzustehen, zwischen zehn und eilf Uhr Mittags-Mahlzeit zu halten, und wenn sich der Tag neigt, zu Abend zu speisen. In dieser Zwischenzeit verrichten sie drey Reinigungen und drey Gebether, und noch zwey andere die Nacht über. Jedermann begiebt sich gegen Sonnen-Untergang nach Hause, und man sieht hernach niemanden mehr auf den Gassen. Sie beobachten ihre Fasten-Monathe sehr genau, wenn es aber Nacht wird, so schwärmen einige Muthwillige mit Cythern und Trommeln durch die Stadt, wobey sie singen und schreyen, als wenn sie rasend wären.

Leute

Leute von guten Sitten hingegen enthalten sich solcher Ausschweifungen. Die frommen Muselmänner bedecken sich, während dieses Bußfestes, den Tag über, das Gesicht mit einem Schleier, um nicht den Geruch vom Fleische und starken Getränken zu empfinden.

Diese Völker leben ausserordentlich mäßig und beobachten eine besondere Sparsamkeit. Es ist kein einziger Haußvater, unter den bemittelten Personen, der sich nicht mit der Sorge beschäftigen solte, einen Schatz zu sammlen, den er im verborgensten Winkel des Hauses zu vergraben pflegt. Diese Vorsicht ist in einem Lande fast nothwendig, wo es sehr gefährlich ist, wenn man für reich gehalten wird. Ueberdem ist man daselbst häufigen Veränderungen unterworfen, und man hat bey Unglücksfällen kein ander Rettungsmittel; denn wenn ein Unterthan in Ungnade gefallen ist, so werden seine Güter jederzeit eingezogen, und er in das äusserste Elend versetzt, wenn er sich keinen heimlichen Schatz gesammlet hat.

Daß Haußgeräthe besteht, auch so gar bey den Grossen, aus wenigen Stücken. Sehr sauber geweissete Mauren, feine Decken, ein Sopha und einige Teppiche, machen den ganzen Zierrath in den reichsten Häusern aus. In dem Hauptzimmer siehet man einen Kasten von gemahlten Holze, worinnen die Kleider verwahret werden, und in der Mauer sind einige Nischen angebracht, die zu Schränken dienen. Die Thüren und Fenster sind mit Vorhängen versehen,

Die

die aber nicht an Stangen sondern an Nägeln haften. Sie haben keine andere Betten, als sehr dünne mit Deckbetten und Küssen versehene Madratzen, die des Abends über einer Matte ausgebreitet und des Morgens wieder weg genommen werden.

Ihr Tischgeschirr besteht aus irdenen Gefässen und einigen kupfernen Schüsseln. Der Gebrauch der Gabeln ist ihnen gar nicht bekannt, und sie wissen von keinen andern als hölzernen Löffeln. Das Silbergeschirr ist durchgehends sehr rar bey ihnen. Personen von höhern Range speisen an niedrigen Tischen, die mit einer am Rande zierlich ausgestochenen Kupferplatte belegt sind. Die Geringern essen auf Decken, die nach der Mahlzeit weg genommen werden. Niemand bedient sich eines Tischtuches, sondern es wird ein langer Streif von Leinwand über die Kniee der Gäste ausgebreitet, woran sie sich die Hände zu trocknen pflegen.

Die Frauenspersonen schminken sich das Gesicht, mahlen die äussersten Spitzen der Finger blau, machen sich Zeichen von gleicher Farbe, auf den Schenkeln und Aermen, und schwärzen sich die Augenbraunen und Haare, ob sie gleich von Natur sehr braun sind. Man sagt, daß sie sich des Staubes von Surnag, einer sehr hitzigen Wurzel, die in der westlichen Gegend des Berges Atlas wächst, bedienen und den Mannspersonen davon geben sollen, um sie zur Wollust zu reizen. Die Araber bilden sich ein, daß ein Mädchen, wenn es nur über dieser Wurzel sein

Wasser abschlage, auf der Stelle die Jungferschaft verliere.

Es giebt keine Aerzte in dem Königreich Algier; indessen ist doch der Gebrauch der Arzeneyen daselbst nicht gänzlich unbekannt, und eine jede Familie hat ihre besondere kleine Hülfsmittel, deren sie sich im Nothfall mit guten Erfolg zu bedienen pflegt. Allein die Andächtigen verdammen diese Gewohnheit, und sagen, es heisse GOtt versuchen, wenn man in Krankheiten Arzeney nähme. Als der Dey Baba Ali von einem heftigen Fieber angegriffen wurde, so wolte er lieber sterben, als den Beystand eines französischen Wundarztes, der ihm für seine vollkommene Widerherstellung gut seyn wolte, annehmen. Was bedarf ich eurer Kunst, sagte dieser Prinz, hat GOtt nicht die Zahl meiner Tage von Ewigkeit her bezeichnet? Uebrigens giebt es hier wenig Kranken. Die Eingebohrnen des Landes sind gesund und stark, und erreichen gemeiniglich ein hohes Alter.

Der Mahometanische Glaube ist die Religion der Türken, der Araber und der Mohren. Die erstern sind Sunniten, das ist, Anhänger des Omar; unter den andern aber giebt es auch einige, die es mit der Partey des Ali halten. Man siehet in der Barbarey nicht mehr die geringste Spur vom Christenthum, worüber man erstaunen muß, wenn man sich zurück erinnert, daß die Afrikanische Kirche im fünften Jahrhundert so blühend gewesen ist, daß man damals über vier hundert Bischöffe und eine unermeß-

liche Menge von Christen zählte. Alle Abgötter sind gezwungen worden, den Alkoran anzunehmen. Die Marabuts, welches Mohrische oder Arabische Mönche sind, stehen bey ihren Landsleuten in solchem Ansehen, daß sie alle Arten von Verbrechen ungestraft begehen können. Hingegen werden sie in den Städten, die den Türken gehören, gar nicht geachtet, und wenn sie sich in geheime Angelegenheiten mischen wollen, so läßt sie der Dey, ohne weitere Formalitäten, sofort in seiner Gegenwart erdrosseln.

Die meisten Algierischen Türken haben nicht die geringsten Grundsätze der Religion und Rechtschaffenheit. Sie wissen sich auf eine heuchlerische Art einen guten äusserlichen Schein zu geben; im innern sind sie aber verderbte und ruchlose Leute. Ihre Oberhäupter sind sehr vorsichtig in ihrem Betragen, weil sie besorgen, dem Volcke ein Aergerniß zu geben. Die Weiber werden in Absicht der Religion, zu welcher sie sich bekennen, in der gröbsten Unwissenheit erzogen. Sie haben die Freyheit, aus den Moscheen und vom Gebethe weg zu bleiben, ohne daß es ihnen verdacht wird. Man glaubt durchgehends, und sie selbst überreden es sich ohne Schwierigkeit, daß sie GOtt blos darum erschaffen habe, zum Vergnügen der Mannspersonen beyzutragen, und das Menschliche Geschlecht fortzupflanzen. Diese Einbildung stärkt sie in der Neigung zur Ueppigkeit, und erstickt alle tugendhafte Gesinnungen in ihren Herzen. Da sie von den Mannsleuten nur in Absicht der

sinlichen

sinnlichen Ergetzungen, die sie sich von ihnen versprechen, geachtet werden, so haben sie auch die äusserste Verachtung zu gewarten, wenn sie zum Vergnügen untüchtig werden. Man sagt so gar, daß ihre eigenen Kinder keine Ehrerbietung für sie hegen und heimlich darüber erröthen sollen, daß sie ihr Leben solchen lasterhaften Müttern zu danken hätten.

Fünfter Abschnitt.

Von der Handlung, dem Seewesen und dem Staats-Interesse des Königreichs Algier.

Der Handel, welcher hieselbst getrieben wird, hat nicht viel zu bedeuten. Die Türken lassen sich gar nicht in denselben ein; die Spanischen Mohren beschäftigen sich nur blos mit einem kleinen Gewerbe, und einzelnen Verkauf; die Juden aber kaufen alle Waaren aus der ersten Hand, und treiben ein Monopolium, wodurch sie reich werden.

Die zu Algier, imgleichen auf der französischen Bastion, und in andern Häfen des Königreichs, wohnhaften Franzosen sind durch die Erfahrung überzeugt worden, daß selbst die geschicktesten Kaufleute dort zu Lande nur schwache Hülfsmittel finden können, den Handel empor zu bringen. Kaum glückt es ihnen, einige Ladungen für

die Hauptstadt zu bewerkstelligen, ob ihnen gleich die Regierung erlaubt hat, alle Jahre zwey von allen Abgaben befreyte Schiffe dahin zu schicken *). Die Untreue der Mohren und Juden hat diesen Handel fast gänzlich zu Grunde gerichtet. Indessen hält die französische Nation in der Hauptstadt doch einen Consul, einen Kanzler, einen Dolmetscher und einen Geistlichen. Dem Consul ist verbothen, weder mittelbar noch unmittelbar das geringste Gewerbe zu treiben. Sein Hauß ist der Zufluchtsort aller Sklaven, die Hülfe nöthig haben. Er läßt sie am Weynachts- und Oster-Tage zusammen kommen, da sie denn auf den Gallerien, die seinen Hof umgeben, gespeiset werden.

Die französischen Lazaristen haben zu Algier ebenfalls ein Etablissement zum Behuf der geistlichen Nothdurft der Gefangenen. Es befindet sich auch ein Hospital daselbst, in welchem alle kranke Sklaven, sie mögen seyn von welcher Religion sie wollen, aufgenomenen werden. Es ist von einem Franziskaner, der bey dem Dom Juan von Oesterreich Beichtvater war, gestiftet worden. Als dieser Ordensgeistliche von den Algierern gefangen worden war, so wendete er das für ihn bestimmte Lösegeld zur Erbauung eines Krankenhauses, und zum Ankauf eines Kirchhofes für die Christen an. Er selbst starb in der Sklaverey und hinterließ ein seltenes Beyspiel der Menschenliebe und der Hindansetzung alles Eigennutzes. Gedachtes Hauß wird von Spanischen Mön-

*) Laugier 2tes B. 17. u. 18tes Kap.

Mönchen vom Orden der Erlösung verpfleget. Für die Griechischen Sklaven ist ein Pope vorhanden, der seine Kapelle und Wohnung in einem Bagno hat. Die Protestanten hingegen haben daselbst weder einen Prediger noch ein Gotteshauß.

Das Comptor der Engeländer steht unter der Aufsicht eines Consuls, welcher die vornehmste Triebfeder ihrer Handlung ist, und einen Kanzler wie auch einen Dolmetscher unter sich hat. Dieser Minister steht bey den Algierern in grossen Ansehen, weil er sie mit aller nöthigen Kriegsmunition versorgt, wozu sich hingegen weder die Franzosen noch Italiäner, und überhaupt keine catholischen Kaufleute aus Gewissenhaftigkeit verstehen wollen. Die Holländer haben das Comptor, welches sie zu Algier hatten, im Jahre 1716 verlassen.

Die Waaren, so in dieses Königreich gebracht werden, sind: Gold- und Silber-Stoffe, Damaste, feine Tücher, Spezereien, Eisen, Zinn, Bley, Queckſilber, Leinewand von Hanf und Flachs, Pulver, Flinten- und Stück-Kugeln, Tauwerk, Schiffseegel und Anker, Cochenille, Alaun, Vitriol, Arsenikum, Kümmel, rothe Farbe, Gummi-Lack, Mastix, Opium, Weihrauch und andere Apothekerwaren; ferner Papier, Schwefel, Reis Zucker, Kaffee, und allerhand kleine Waaren. Hingegen werden von dort geholet; Straußfedern, Wachs, rohe Wolle, Leder, Datteln, Kupfer, gestickte Schnupftücher, seidene Gürtel und wollene Decken.

 Die

Die Schiffe pflegen zu Algier auszurasten, und finden manchmal daselbst Ladung auf Tetuan, Tunis, Tripoli, Constantinopel, Smyrna, Alexandria und andere Handelsplätze in der Levante. Wenn diese Barbaren häufige Prisen gemacht haben, so kann man einen vortheilhaften Handel mit ihnen treffen, wenn man ihnen die Waaren, womit ihre Magazine angefüllt sind, gleich baar bezahlet.

Die türkischen oder Mohrischen Schiffe müssen zwanzig, die christlichen aber vierzig Piaster an Ankergelde bezahlen. Die Schiffe einer feindlichen mit der Republick in Krieg verwickelten Macht können dem ungeachtet in allen Häfen des Königreichs sicher ausruhen, wenn sie achtzig Piaster erlegen. Alle Waaren, die an Türken, Mohren oder Juden gehören, müssen für die Einfuhre zwölf und ein halbes vom Hundert, und zwey und ein halbes für die Ausfuhre entrichten. Die erstere von diesen Abgaben ist zum Besten der Franzosen und Engländer auf fünfe vom Hundert gesetzt worden.

Der im Lande gewöhnliche Centner beträgt 106 Pfunde, Pariser Gewicht. Das Pfund muß sieben und zwanzig Unzen halten, wenn Früchte und andere gewöhnliche Lebensmittel gewogen werden, und vierzehn Unzen beym Thee, Kaffee, Chokolade 2c. Der Pik in der Levante, ist ein Ellenmaaß, welches nur einen Zoll länger ist, als die halbe Pariser Elle, und es werden damit wollene Tücher und leinene Waaren gemessen. Die Gold- und Silber-Stoffe hingegen

werden

werden mit dem Mohrischen Pik, der etwas kürzer als in der Türkey ist, gemessen.

Die Münzen, so im Königreiche geschlagen werden, sind: 1. Goldstücken, Sultanins genannt, die etwas schächer sind, als ein deutscher Dukat. 2. Der Asper, eine kleine Silbermünze, die so dünne und leicht ist, daß man sie kaum halten kann. Ihr Werth besteht ohngefähr aus zwölf französischen Deniers, oder vier Pfennigen. 3. Der Temin, welcher 29 Asper gilt. 4. Der halbe Temin, oder Carube, der $14\frac{1}{2}$ Asper beträgt. Die Pataqve Chiqve und der Saim sind erdichtete Münzen, deren man sich um kürzer zu rechnen bedienet. Die erstere gilt 232, und die andere funfzig Asper. Im Handel werden hier die Venetianischen Zechinnen, die Portugiesischen Crusaden, die Spanischen Pistolen und die Piaster von allerhand Gewichte genommen. Die falschen Münzer werden lebendig verbrannt. In allen Gassen sind Wechsler anzutreffen, die man fast bey allen Zahlungen rufen und die Richtigkeit der Münzsorten von ihnen untersuchen läßt.

Die Einkünfte der Regierung bestehen hauptsächlich in dem Tribut, den die drey Beys von ihren Unterthanen einfordern; in den Abgaben, die von den Waaren theils auf den Märkten, theils in den Zollhäusern, entrichtet werden; in dem Zins, den die Krambuden und die Handwerkszünfte erlegen müssen; in der Pacht des Salzes, des Leders und des Wachses, wie auch gewisser Domanial-Hebungen; ferner in den zur

See gemachten Prisen, in den Geldstrafen, in allerhand Erpressungen, und andern zufälligen Vortheilen. Laugier rechnet alle diese besondern Zugänge überhaupt auf eine jährliche Summe von siebenmal hundert tausend gangbaren Piasters, davon jeder, wie er sagt, 656 Asper, oder ungefähr fünf und dreyßig französische Pfunde beträgt. Nach dieser Rechnung belaufen sich die Einkünfte der Republick auf 24 Millionen und fünfmal hundert tausend Pfund, wozu noch die Garamen kommen, welche in Getraide, in Pferden, Mauleseln, Rind- und Schaaf-Vieh, wie auch in andern Arten von Lebensbedürfnissen, abgetragen werden.

Die Marine besteht gewöhnlicher weise aus zwanzig grossen und kleinen Schiffen, ohne die Barken und Fahrzeuge mit Rudern, die ebenfalls zum Auslaufen bemannet werden, zu rechnen. Diese leztern werden von Mohren regieret, die im Seewesen sehr unerfahren sind, und keinen andern Führer haben, als eine blinde Verwegenheit. Die meisten derselben pflegen entweder den christlichen Kapern in die Hände zu fallen, oder durch ihre eigene Schuld umzukommen.

Die Republick besitzt nur ein einziges grosses Kriegesschif als ihr Eigenthum, welches das Deylikschif genannt wird, und worauf allemal die Admiralflagge wehet. Im Jahre 1722 kam noch eine Flyte dazu, die man den Holländern abgenommen hatte. Alle übrige Schiffe gehören Privatpersonen, die sie für ihre eigene Rechnung ausrüsten. Der Dey kann aber in gewissen Fällen

über

über dieselben gebieten, und sie theils zu Fortschaffung der Soldaten, theils zur Vertheidigung des Landes, theils aber auch zum Dienste des Groß-Herrn, gebrauchen. Wenn ein Schif im Sturm zu Grunde geht, oder den Feinden in die Hände fällt, so sind die Eigenthümer gehalten, ein anderes Schif von gleicher Grösse auszurüsten, damit die Seemacht des Königreichs sich beständig gleich bleiben möge.

Die Algierer erbauen diese Schiffe mit wenigen Kosten. Der Boden des Schiffes unten im Wasser besteht aus neuen Holze, das sie aus Bugia kommen lassen. Alles übrige verfertigen sie aus den Trümmern der weggenommenen Schiffe. Sie wissen sie mit solcher Kunst zu zerstücken, und die alten Materialien so geschickt anzuwenden, daß sie Schiffe daraus zusammen setzen, die ganz vortreflich zum Kreutzen zu gebrauchen sind. Diese kluge und häusliche Einrichtung ist in einem Lande nothwendig, wo das Bauholz sehr beynöthig, und wo man gezwungen ist, die Mastbäume, die Anker, die Seegel, die Taue und das übrige Takelwerk, von auswärtigen Orten zu hohlen. Man kann wohl denken, daß man bey einer solchen Art zu bauen eben keine grosse Regelmässigkeit und Uebereinstimmung voraussetzen darf; allein die Algierer bekümmern sich wenig um diese Symmetrie, und glauben durch einen viel kürzern Weg eben so gut als wir zu ihrem Zweck zu gelangen.

Die gewöhnlichsten Gegenden, wo sie zu kreutzen pflegen, sind das mittelländische Meer, die

Strasse bey Gibraltar, das Mühlen-Vorgebürge, das Cap de Gates, de Palos, St. Martin, und St. Sebastian; ferner, Majorka, Minorka, das Capo Corso, die St. Peter Inseln, die Genuesischen Gewässer, die Küsten von Neapel, Sicilien und vom Kirchenstaat; auf dem Ocean aber, Cadix, Lagos, das Cap St. Vincent, das Cap Finis terrä, die Canarischen Inseln, die Insel Madera, und die Azorischen Inseln. Einige von diesen Seeräubern sind bis nach Terra neuve gekommen, und andere haben sich so gar bis in den Texel gewagt, und daselbst Schiffe weg genommen.

Ihre längsten Seefarthen dauren drey Monathe. Die Türken führen weiter nichts, als eine wollene Nacht-Decke, die Mohren aber ihren Barnus, oder grossen Mantel, bey sich; und dieses macht ihr ganzes Reisegeräthe aus. Der Staab auf einem Schiffe besteht aus einem Aga, einem Rais, oder Hauptmann, einem ersten Unter-Rais, oder Lieutenant, einem Hoja, oder Schreiber, einem Commandanten der Artillerie, und einem Vekilardgi, oder Aufseher über die Lebensmittel. Der Aga ist hauptsächlich angewiesen, gute Ordnung im Schiffe zu halten, und der Capitain darf nichts vornehmen, ohne ihn um Rath zu fragen. Ausserdem sind noch drey Lieutenants, imgleichen drey Artillerie-Adjutanten, und acht Steuermänner vorhanden. Alle diese Officier sind entweder Türken oder Kulolis. Die Mohren und christlichen Sklaven verrichten das Amt der Bootsleute, und gehen den Kanoniers

im Treffen an die Hand. Sie dürfen, ohne Ordre des Kapitans, weder auf das Schifs-Castell steigen, noch in die Stück- oder Pulver-Kammer gehen.

Die Mannschaft besteht hauptsächlich aus Freywilligen. Sie ist mehr oder weniger zahlreich, nachdem der Schifs-Capitain in Ruf steht. Die Officier, Soldaten und Matrosen bekommen kein ander Gehalt, als ihren gewissen Antheil an den Prisen. Ein besonderer Umstand dabey ist dieser, daß auch so gar die Reisenden, die bey einem Treffen nur blos zugesehen haben, nach dem erfochtenen Siege, eben so wohl wie die andern, bey der Austheilung der Beute zugelassen werden. Zur Ursache dieses Gebrauchs wird angegeben, daß ihre Gegenwart vielleicht durch eine verborgene Fügung des Himmels zu dem glücklichen Erfolge etwas beygetragen haben könnte. Dieser Aberglaube ist um desto merkwürdiger bey Seeräubern, die weder Treue noch Glauben halten; allein man findet bey der Schwärmerey erstaunende Widersprüche, und man darf nicht immer voraus setzen, daß Leute, die bey gewissen Gelegenheiten mit ihrer Religion Parade machen, von der Wahrheit derselben vollkommen überzeugt seyn müssen.

Das Interesse der Algierer erfordert, daß sie mit einer oder der andern christlichen Macht beständig Krieg führen, weil sie ihre Marine auf keine andere Art, als vermittelst der Prisen, die sie dem Feinde abnehmen, in Stand erhalten können. Im Jahre 1716 erregte die Miliz einen

Auf-

Aufruhr, weil der Dey mit England, Frankreich und Holland in Friede lebte, und folglich die Seeräuber im Lande fast gar nichts zu thun hatten. Sie berief den Rath aufrührischerweise zusammen, und es wurde beschlossen, daß man den Holländern den Krieg ankündigen wolte. Mit den Staaten hingegen, die an Algier gränzen, ist es ganz anders beschaffen. Es ist der Regierung ausserordentlich daran gelegen, alle Gelegenheit zum Bruche mit diesen Nachbaren zu vermeiden; erstlich, weil sie im Kriege alle ihre Truppen brauchen muß, folglich weder die Kapereyen fortsetzen, noch die Soldaten zu Eintreibung der Steuern abschicken kann, wodurch der Staat zweyer mächtigen Hülfsmittel beraubt wird; zweytens, weil man befürchten muß, daß die Araber und Mohren, welche den grösten Theil der Unterthanen der Republik ausmachen, und das türkische Joch mit grossen Widerwillen ertragen, eine solche Gelegenheit, dasselbe abzuschütteln, mit Freuden ergreifen möchten. Wenn der Kayser von Marokko und der Bey von Tunis, welches ursprüngliche Mohren sind, ihre Macht wider das Königreich Algier vereinigen, und die Algierischen Mohren dazu treten solten; so würden die Türken, ob sie gleich tapferer und kriegerischer sind, so fürchterlichen Feinden schwerlich widerstehen können. Hingegen kann sich die Republik gegen alle diese einzelnen Mächte sehr leicht vertheidigen. Als im vorigen Jahrhundert der Scherif von Marokko, Mulei Ismael, die Algierer angegriffen hatte, so rückte Chaban, welcher damals das

Ober-

Oberhaupt der Republik war, mit zehen tausend Mann in das Königreich Fez, und schlug sechszig tausend Mohren, die ihm Ismael entgegen setzte. Eben dieser Dey warf die ganze Macht des Königreichs Tunis mit einer Handvoll Soldaten über den Haufen, drang als Sieger in die Hauptstadt, setzte den Bey Mehemed ab, und trug in diesem Feldzuge eine ansehnliche Beute davon. Die Türken sind also den Mohren in allen Betrachtungen weit überlegen.

Sechster Abschnitt.

Geographische Beschreibung der Algierischen Provinzen.

Das Königreich Algier, welches gegen Abend an das zum Marokkanischen Reiche gehörige Gebürge Trara, gegen Morgen an den Fluß Zaire, der es von dem Königreiche Tunis scheidet, gegen Mitternacht an das mittelländische Meer, und gegen Mittag an die wüste Sahara gränzet, ist von Osten gegen Westen ohngefähr hundert und funfzig Meilen lang, und von Norden gegen Süden an den meisten Orten zwanzig Meilen breit.

Es hat ein gemäßigtes Clima. Die Bäume behalten beständig ihr grünes Laub, obgleich der Boden durchgehends sandig und dürre ist. Man sieht daselbst fruchtbare Ebenen, vortrefliche Weiden und schöne Weinberge; es giebt aber auch

auch viele wüste und unbebauete Gegenden. Die Löwen, wilde Schweine, Hirsche, Affen und Strausse, sind allda häufig vorhanden. Das Land hat, nach Beschaffenheit seines Umfanges, nur wenig Städte.

Schaw theilet dieses Gebiete in drey Provinzen, deren jede ein besonderes Gouvernement ausmacht; Tlem-san oder Tremesen gegen Abend, Constantine gegen Morgen, und Titteri, welche Landschaft den Bezirk von Algier und einige dazu gehörige gegen Mittag gelegene Ländereien in sich begreift.

I. Tremesen.

Die Provinz Tremesen liegt an der Gränze des Kayserthums Marokko, und erstreckt sich von dem Gebürge Trara bis an den Fluß Mazaffran, in der Länge von ohngefähr sechszig Meilen. Dieses ist die fruchtbarste Gegend im ganzen Königreich Algier. Die Städte, so man auf der Küste antrift, wenn man von Westen gegen Osten reiset, sind:

Zunain ein kleiner Seehafen.

Takumbreet, das ehemalige Siga, wo die Numidischen Könige ihren Sitz hatten. Diese Stadt ist an der Tafna erbauet, welches ein grosser Fluß ist, worinn sich noch viele andere ergiessen, und dessen Ufer von verschiedenen Horden eines Volkes, Vool hasa genannt, bewohnt werden. Der Ved el Mailah fließt etwas weiter davon, in einem gebürgigten Lande, das von der Horde Scheffa bewohnt wird.

Andalusien, so von einer Kolonie Andalusischer Mohren, die zu Anfange des vorigen Jahrhunderts aus Spanien weichen musten, angelegt worden.

Oran, von den Afrikanern Warran genannt, liegt auf dem Abhange eines Berges, auf dessen Spitze zwey Schlösser angelegt worden, die den Ort vertheidigen. Die Spanier eroberten es zuerst im Jahre 1509. Hernach wurde es ihnen 1708 wieder abgenommen, und 1732 gerieth es abermals unter ihre Bothmässigkeit. Die umliegende Gegend stellt eine reizende Landschaft vor, die so wohl wegen der schönen Pflanzgärten, als auch wegen der vielen Quellen und natürlichen Wasserfälle, so man hier antrift, das Auge belustiget.

Masalqvivir, eine Meile von Oran, ein sehr fester Platz, der ebenfalls den Spaniern gehört. Hier ist der beste Hafen auf dieser Küste. Geeza und Canastel sind benachbarte Dörfer, die von Arabischen Horden bewohnt werden.

Arzew, das Arsenaria der Alten. Man trift daselbst sehr schöne Ueberbleibsel aus dem Alterthum, nebst Innschriften, an. Die Seite nach dem Meere ist mit steilen Hügeln umgeben, die der Stadt zu einer natürlichen Befestigung dienen; auf der andern Seite hingegen, wo die Felder liegen, ist die Gegend desto anmuthiger. Die Mohren nennen den dasigen Hafen Beni Zeian, von den Arabern dieses Nahmens, die in dieser Gegend von Tremesen, wo sie ehemals eine zahlreiche Gesellschaft ausmachten, wohnhaft waren.

waren. Es giebt bey dieser Stadt verschiedene Salzgruben. Unter einer andern Regierungsform, sagt der oft angeführte Verfasser, würde man unschätzbare Reichthümer daraus ziehen können, in Betrachtung der leichten Art das Salz aus den Gruben heraus zu bringen, ingleichen der Bequemlichkeit des Transports, wie auch der Nachbarschaft des Meeres, und der reichhaltigen Beschaffenheit dieser Salzgruben, die ganz unerschöpflich sind. Die Flüsse Sikke und Habrah ergiessen sich Arzew gegen Morgen, und verlieren sich in das mittelländische Meer, nachdem sie sich eine Meile oberhalb ihrer Mündung mit einander vereiniget haben.

Masagran, eine kleine Stadt, die nur mit einer Mauer von Erde umgeben ist.

Musti-Gannim, oder Mostagan, so sich am Abhange eines Hügels in der Gestalt eines Amphitheaters erhebt, und nach Tremesen die gröste Stadt in dieser Provinz ist. Man glaubt dort zu Lande, daß sie aus verschiedenen nicht weit von einander angelegten Dörfern mit der Zeit entstanden sey, und diese Sage scheint auch dadurch bestätiget zu werden, weil man noch jetzt zwischen ihren Gassen viel leere Plätze antrift. Ihre Mauren und ihr Schloß sind so gut gebauet, daß Schaw diese Gebäude für Werke der Römer hält. Die Türken haben eine Besatzung zu Mostagan. Man sieht in der umliegenden Gegend eine Menge Baum- und andere Gärten, nebst Lusthäusern, die eine sehr anmuthige Landschaft

vor-

vorstellen. Vier Meilen von dieser Stadt ist die Mündung des Schellif, welches der größte Fluß im Königreich Algier ist. Er ergießt sich vermittelst verschiedener Kanäle, deren nach dem Vorgeben der Araber siebenzig seyn sollen, aus der Wüste Sahara, und, nachdem er den Midroce, Harbeene, Wed-el-Fuddah, Archew, und andere Flüsse, an sich gezogen hat, so stürzt er sich ohngefähr sieben und zwanzig Meilen von seiner Quelle in das mittelländische Meer.

Tnis, oder Tennis. Dieses war vor dem Einfall des Barbarossa die Hauptstadt eines besondern kleinen Staats. Ihr Boden ist fruchtbar an Getraide, und es wird auch viel Honig daselbst gewonnen. Ihre Rheede ist den Nord- und Westwinden ausgesetzt, und ein gefährlicher Aufenthalt für die Schiffe. Es geht unter den Mohren eine Sage im Schwange, nach welcher die alten Einwohner dieser Stadt die berühmtesten Zauberer auf der ganzen Welt gewesen seyn sollen, unter denen Pharao die geschicktesten an seinen Hof berufen hätte, um sie Mosen entgegen zu stellen, der mit seinem Stabe so viele Wunder that. In ganz Afrika ist kein Volk betrügerischer, als dieses. Jenseits des Gebietes von Tennis trift man verschiedene Afrikanische Horden an, als die Beni-Headjah, die Beni-Howad, die Goriah, die Lahartt, und die Beni-Rifrah rc. rc. *). Diese leztern Horden, die von sehr wilder

*) Schaw bemerkt, daß die Afrikanischen Horden gemeiniglich das Wort Beni vor ihren Nahmen setzen.

der Gemüthsart sind, haben die Andalusischen Mohren vertrieben, die sich zu Bresk, einem alten römischen Pflanzorte, der seitdem ganz wüste liegt, niedergelassen hatten.

Sargel, oder Sher-Shelli, so wegen ihrer irdenen Gefässe und wegen ihres Stahls berühmt ist, soll nach dem Urtheil des Englischen Reisebeschreibers, das Julia Cäsarea der Römer seyn. Die schönen Säulen, die Wasserleitungen und andere Alterthümer, die man daselbst antrift, geben uns einen grossen Begrif von ihrer ehemaligen Pracht. Heutiges Tages ist es ein kleiner Ort, der nur eine Meile im Umfange, hingegen eine sehr anmuthige Lage hat. Ihre Nachbaren sind die Beni-Masser, die Shenooah und andere Afrikanische wie auch Arabische Horden, die den Ort gleichsam blokirt halten, und den Einwohnern, so oft sie wollen, alle Gemeinschaft mit dem übrigen Theil des Königreichs abschneiden. Die Stadt wird aber durch ihre hohe Mauren vor allen Anläufen dieser Barbaren geschützt. Ihr Hafen, der ehemals räumlich und beqvem war, kann heutiges Tages gar nicht mehr gebraucht werden, weil er nicht nur durch den vielen Sand verschüttet worden, sondern auch mit einer Menge grosser Steine angefüllet ist. Man meynet, daß diese leztern durch ein Erdbeben, wodurch das Zeughauß und andere am Ufer aufgeführte Gebäu-

tzen, da hingegen die Araber sich des Wortes Welled bedienen. Beyde Wörter haben einerley Sinn, und bedeuten die Söhne oder Abkömmlinge eines Oberhaupts der Horde.

bäude zertrümmert worden, dahin gekommen wären; welche Sage auch dadurch glaubwürdig gemacht wird, weil der Grund des Hafens, wenn Ebbe ist, ganz mit Trümmern von Säulen und grossen Mauerstücken bedeckt zu seyn scheinet. Die umliegenden Felder werden durch verschiedene Quellen bewässert, und vermittelst derselben sehr fruchtbar gemacht. Der Hashem, ein ziemlich grosser Fluß, liegt nur zwo Meilen davon.

Auf dem übrigen Theil der Küste sieht man weiter nichts, als einige Dörfer, worunter **El Coleah** das ansehnlichste ist. Man trift im Lande noch schöne Ueberbleibsel aus dem Alterthum an, wie z. E. die Ruinen von Tefessad, die fast eine Meile einnehmen; das **Kubber Romeah**, oder Römische Grabmal, eine Art von Pyramide, deren Grundlage neunzig Fuß im Durchschnitt hat; und noch eine Menge steinerner Gräber, von länglicher Gestalt, nebst andern dergleichen Gebäuden, deren die Alten erwähnet haben. Vier Meilen von El Coleah ist die Mündung des **Mazaffran**, welcher die Provinz Tremesen auf der östlichen Seite umgränzet. Dieser Fluß, der in seinem Laufe noch andere Flüsse an sich zieht, und nach den Oertern, die er bewässert, verschiedene Nahmen annimmt, ist eben so beträchtlich, als der Schellif. Er macht in den Thälern des Berges Atlas so viele Krümmungen, daß Schaw genöthiget war, vierzigmal in einer Stunde herüber zu setzen.

Wenn man sich von der Küste entfernet, so findet man in dem innern Lande folgende Oerter:

Nedroma, neben den Bergen Trara, eine Stadt, die blos wegen ihrer schönen Lage und fruchtbaren Felder merkwürdig ist. Sie treibt ein ziemlich starkes Gewerbe mit Töpferwaare. Sieben Meilen davon, gegen Süd-Ost, findet man die Wohnplätze der Beni-Snouse, einer berufenen Horde von Afrikanern, die sich auf den Bergen gleiches Nahmens niedergelassen und daselbst eine Menge von Dörfern angelegt haben, worunter das ansehnlichste den Nahmen Tefzra führet. Diese Gegend bringt viele Feigen und Fichtenäpfel hervor.

Tremesen, fünf Meilen von der Mündung der Tafna. Dieß ist die Hauptstadt der Provinz dieses Nahmens, und eine sehr alte Stadt. Die Mohren und Araber nennen sie Tlem-San. Schaw hält sie für die Lanigara des Ptolomäus. Ihre Lage ist auf einer Anhöhe, die von vielen Qvellen bewässert wird. Fast alle ihre Mauren sind von Mörtel, der aus Sand, Kalk und kleinen Kieselsteinen besteht, welche Materien iu hölzerne Formen gegossen worden, wovon man das Zeichen noch auf diesem Mauerwerke sieht, das so dauerhaft ist, als wenn es von Stein wäre. Der Dey von Algier, Hassan, ließ diese Stadt im Jahre 1670 zur Strafe des Ungehorsams ihrer Einwohner plündern und fast gänzlich zerstören, dergestalt, daß kaum noch der sechste Theil derselben stehen geblieben. Man findet daselbst noch Trümmer von Altären, Säulen und Fußgestellen aus dem Alterthum.

Eine kleine Meile von Tremesen, Westwärts, liegen die Ruinen von Mansurah, welcher Ort weder Häuser noch Einwohner, hingegen noch den grösten Theil seiner ehmaligen Mauren aufzuweisen hat. Wenn man sich gegen Mittag wendet, so findet man hinter einander die Wohnplätze der Welled Zeire, der Halfa, der Beni-Smeal und die Läger der Beduinen, Har-Arr genannt, die gleich beym Eingange der Wüste Sahara liegen. Zehn bis zwölf Meilen von Tremesen, gegen Norden, sieht man die Ruinen der grossen Stadt Sinan, und eine Meile weiter den Fluß Hunrda, den die Araber Wed-el-Mailah nennen, und an dessen Gestade Aruch Barbarossa damals seine Schätze ausstreuen ließ, als er die Spanier im Nachsetzen aufhalten wolte, welche Kriegeslist ihm vielleicht bey einer jeden andern Nation geglückt haben würde. Die Beni-Ammer haben ihren Auffenthalt jenseits des Wed-el-Mailah genommen. Sie machen ein zahlreiches und kriegerisches Volck aus, welches sehr gut Castillanisch spricht, weil es mit den Spaniern zu Oran, so nicht weit von ihnen liegt, Verkehr treibet. Die Welled-Ali und die Welled-Musa bewohnen die benachbarten Gebürge und Ebenen gegen Mittag, und etwas weiter hin, zwischen den Flüssen Makerrah und Tagiah trift man die Hashem an. Diese leztern machen eine sehr zahlreiche Gemeine aus. Sie erlegen keinen Zins an die Republik; wenn sie aber ihres Beystandes nöthig hat, so dienen sie als Freywillige bey ihren Kriegesheeren.

El Callah und Mascar, sind zwo Städte, die ebenfalls gegen Süden liegen. Nichts kann elender seyn, als ihre Häuser; indessen wird doch zu El Callah ein grosser Handel mit Teppichen und Stoffen getrieben. Die Türken haben eine Citadell und Besatzung daselbst. Zehn Meilen von Mascar, noch immer Südwärts, an der Gränze der Wüste Saharah, trift man die Oerter, Frendah, Giran, Tagazut und Sbeebah an, die hauptsächlich von Arabern bewohnt werden. Sbeebah ist in neuern Zeiten von den Türken erobert worden; hingegen haben sie sich niemals der übrigen Districte, die in sehr unzugänglichen Gegenden liegen, bemächtigen können. Die Zeedaamah, die Mahal, die Feetah, die Mailif und die Bookhammel sind ebenfalls Araber, die in diesem Bezirk wohnen.

Mazuna, eine von den Mohren angelegte Stadt, nicht weit von Shellif. Dieses Revier dient verschiedenen Horden zum Auffenthalte, worunter die Magrowads, welches eingebohrne Afrikaner, die beträchtlichsten sind.

Nador und Go-jeeda, in den Getulischen Gebürgen, die zur Wüste Sahara gehören. Dieses Land ist gröstentheils mit Arabern bevölkert, die keinen Tribut bezahlen. Man sieht daselbst ein ziemlich bewundernswürdiges Denkmal, welches die Gestalt eines Thurms hat, und einer Person von Range zum Begräbniß gedienet hat. Die Araber glauben, daß ein Schatz daselbst verborgen sey, und in dieser Einbildung hat einer von ihren Fürsten folgende Inschrift darauf

setzen

setzen lassen: Mein Schatz ist mein Schatten, und mein Schatten ist mein Schatz. Suchet, ohne zu verzagen. Verzaget und suchet nicht. Dieses Grabmal ist mit vielen marmornen Särgen umgeben. Auf der östlichen Seite, ausserhalb der Wüste Saharah trift man die Beni Yimmah, die Beni Mida, die Welled Spee, die Welled Uxeir, und verschiedene andere Völker an, davon viele von den Türken noch nicht bezwungen worden sind.

Merjejah und Beni Rashid, so ehemals ansehnliche Oerter waren, sind heutiges Tages armselige Dörfer, davon das erstere einer Familie von Marbuts gehöret, in welcher seit einigen Jahrhunderten Vater und Sohn auf einander gefolgt sind.

El Herba, eine alte römische Colonie, wo man einige Alterthümer antrift. Maliana, im Atlantischen Gebürge, ist ebenfalls eine römische Stadt, die ihren alten Nahmen beybehalten hat. Drey Meilen davon liegen die warmen Bäder von Mereega, wo ein grosser Zufluß von Menschen zu seyn pflegt. Das umliegende Land ist voll steiler Berge und gefährlicher Abgründe; hingegen trift man etwas weiter davon die schönen Ebenen von Mettigiah an, die funfzig Meilen in der Länge und zwanzig in der Breite ausmachen. Das dasige Land ist anmuthig, fruchtbar, und wird von einer Menge Grellen und Flüssen bewässert. Der östliche Theil dieser Ebenen gehöret zum District von Algier, deren Einwohner daselbst schöne Lusthäuser und Meierhöfe

besitzen, von welchen die Hauptstadt mit allen nöthigen Bedürfnissen versorgt wird.

II. Titteri.

Die Provinz Titteri liegt Tremesen gegen Morgen und begrift das Gebiete von Algier und einige Ländereien gegen Süden. Ihre Länge von Osten gegen Westen und von Norden gegen Süden beträgt kaum zwanzig Meilen. Der Bey, der in dieser Gegend zu befehlen hat, hat nur eine sehr kleine Gerichtsbarkeit, denn der District von Mettigiah, und die andern Cantons, welche die Hauptstadt umgeben, stehen unmittelbar unter dem Dey, der sie durch Kaiden *) oder besondere Befehlshaber, regieren läßt. Das Land hieselbst ist etwas ebener, als der Boden von Tremesen. Alle Felder von der Küste an bis fünf oder sechs Meilen vom Meere sind sehr niedrig, und die übrigen werden von Ebenen und Gebürgen durchschnitten.

Algier die Hauptstadt darinnen, hat nur eine halbe Meile im Umfange, obgleich bey 120000 Einwohner daselbst gerechnet werden, worunter sich funfzehn tausend Juden und ohngefähr zwey tausend Christen-Sklaven befinden. Die Araber

*) Unsere Reisebeschreibungen sagen in einem sehr uneigentlichen Verstande Alcaiden. Al ist der Arabische Artikel. Man müste also eigentlich sagen der Coran, und nicht der Alcoran. Die Spanier haben aus dem Worte Alcaide das Wort Alcade gemacht.

der nennen sie Al Gezeira, weil sie die Gestalt einer Halbinsel hat, und die Türken Aljezeir al gazi, das ist, das kriegerische Algier. Sie liegt in der Form eines Amphiteaters anf den Abhang eines Hügels, so daß fast alle ihre Häuser die Aussicht nach dem Meere haben. Ihre Mauren sind schwach, ausgenommen an den Orten, wo einige Festungswerke angelegt worden. Die Citadell, Cassaubah genannt, liegt an dem erhabensten Orte der Stadt. Ihre Gestalt ist achteckigt und auf jeder Seite sind Schießscharten für das Geschütz angebracht worden. Die beyden Winkel gegen Norden und Süden werden durch Bastionen vertheidiget. Ansserdem sind theils in der Stadt, theils ausserhalb verschiedene kleine Schanzen aufgeworfen worden, die einem Feinde viel zu schaffen machen würden, wenn er entweder eine Landung wagen, oder sich in den Bahyras, das ist, in den umliegenden Feldern und Gärten, fest zu setzen versuchen solte. Da aber die meisten dieser Forts keine Minen haben, auch durch kein vorgerücktes Werk vertheidiget werden, so würde es einer Europäischen Armee leicht fallen, dieses Hinderniß zu überwinden. Der östliche Theil, welcher ehemals eine Insel formirte, die lange Zeit in den Händen der Spanier gewesen, ist heutiges Tages vermittelst eines Dammes mit der Stadt vereiniget worden. Der Hafen ist räumlich und hat eine längliche Gestalt.

Algier hat wenig merkwürdige Alterthümer aufzuweisen. Man hat die Gassen daselbst sehr

enge angelegt, um die Häuser vor den Sonnen-stralen zu verwahren. Die vornehmsten Gebäude sind, ausser den bereits angeführten Festungswerken, der Pallast des Dey; die Sklaven-Behältnisse; die öffentlichen Bäder, die Moscheen, der grosse Damm, der den Hafen formiret. Die Privathäuser sind klein, und mit armseligen Haußgeräthe versehen, jedoch dauerhaft gebauet, und haben platte mit Rasen erhöhete Dächer. Sie sind von aussen und innen geweisset, welches ihnen ein sehr reinliches Ansehen giebt. Der Engländische Beobachter glaubt, daß diese Stadt das Icosium der Alten sey.

Man zählt in den umliegenden Gegenden von Algier an 1800 Meierhöfe, die theils an Türken, theils an Mohren gehören, welche ihre Aecker durch Sklaven bauen lassen. Die Mohren aus Granada haben daselbst Weinberge angelegt, die sehr viel einbringen. Man gewinnet auch allda Hanf, Reis und allerhand Arten von Getraide, nebst einer Menge Obst und Hülsenfrüchten.

Der Boogereah, einer der höchsten Berge in der Provinz, liegt eine kleine Strecke von Algier, gegen Nordwest. In dieser Gegend giebt es einige Dashkras, oder Afrikanische Horden.

Auf der südlichen Seite fließt der Haratch, welcher den fruchtbarsten Theil der Ebenen von Mettigiah bewässert. Er ist noch einmal so breit, als der Mazaffran, besonders nachdem er den Wed el Kermez in seinen Ufern aufgenommen hat. Die übrigen Flüsse im Lande sind der Budwowe, den die Araber Kadarah nennen,

der Corsoe, die Merdaß, der Pisser und der Booberak. Die Regia ist eine Art von schnellen Strom, der nur im Winter Wasser hat. Diese Flüsse laufen zwischen dem Berg Atlas und dem Meere, und bewässern die Wohnplätze der Rassuta, der Durgana, der Marahsda, der El Gibeel, der Geuse, der Beni Hamend und der Adrowa, welche Nationen der Republik zinsbar sind.

Auf der südlichen Seite, in der Nachbarschaft des Atlas, findet man die kleinen Städte Bleeda und Medea, die nur Mauren von Erde haben, welche an vielen Orten durch die Wespen durchlöchert worden. Ihr Boden wird von verschiedenen Quellen getränket, und sie sind mit Gärten und anmuthigen Wohnungen umgeben. Medea ist von den Römern, die sie Lamida nannten, erbauet und hernach von dem ersten Fathimitischen Caliphen Almahadi wieder hergestellet worden, welcher letztere ihr auch, nach dem Berichte der Arabischen Verfasser, seinen Nahmen beygelegt hat. Man muß sie nicht mit der andern Stadt Mahadia verwechseln, die eben dieser Caliphe am Ausfluß des Meerbusens bey Gabes, im Königreiche Tunis erbauet hat. Bleeda ist das Bida Colonia des Ptolomäus.

Die Summata, so unter dem Schutz eines eigenen Fürsten leben, bewohnen die Berge, welche diesen beyden Städten gegen Abend liegen. Die Mezzia haben ihren Auffenthalt gegen Morgen. Es giebt auch noch verschiedene andere Horden in dieser Gegend des Atlas und in den benachbarten

barten Bergen, worunter der Jurjura der höchste ist, der aus einer langen Kette von Felsen besteht, die einer grossen Anzahl von Cabilen zum Aufenthalt dienen. Diese Afrikaner, die an ganz unzugänglichen Oertern eingesperret leben, bezahlen keinen Tribut an die Türken, und führen blutige Kriege unter einander.

Es giebt noch eine an einander hängende Reiche von Felsen, die von den Arabern Titteri Dosh und von den Türken Hadjar Titteri genannt werden, und noch viel steiler sind, als der Jurjura. Diese Felsen erstrecken sich diesem letztern Berge gegen Süden, nach der wüste Saharah zu, und geben der Provinz, von welcher wir jetzt reden, den Nahmen. Es wohnen hier verschiedene Arabische Horden, worunter die Velled-in-anne die mächtigste ist. Etwas weiter davon haben noch andere Stämme von eben diesem Volke ihren Aufenthalt, als die Velled Taan, die Velled Nevi, und die Jou ebb ꝛc. ꝛc.

Die Flüsse Zagwan und Wed-ad-use durchströmen die weiten Gefilde, die jenseits dieser Berge liegen. Hier sieht man die Trümmer des alten Auxia, jetzt Burgh Hamza genannt, wo die Türken eine schwache Besatzung haben. An diesem Orte trift man einige merkwürdige Alterthümer an. Unter den Arabern in dieser Gegend zählet man die Zwowiah, die Velled Seedi Eesa, die Seedi Hadjeras, die Seedi Braham Aslemmi, welches Marabutische Familien sind, die im Lande sehr verehret werden, und ausser verschiedenen Vorzugsrechten, auch der Ausnahme

von

von allen Auflagen geniessen. Sie bewohnen die Ufer der Gin-enne und der Wed-el, die durch die sandigen Felder Getuliens fliessen.

Wenn man aus den Ebenen, die von diesen Arabern bewohnt werden, heraus kommt, so trift man ein Land voller Gebürge an. Der erste Berg, den man ansichtig wird, ist der Gibbel Seilat, wo sich verschiedene Familien von der Horde Boosaadah aufhalten. Etwas weiter davon sieht man die Berge Zaggos, Saari, Zekkar rc. rc. die mitten in der wüste Sahara liegen. In diesem Theil des alten Getuliens schweifen die zahlreichen Familien der Maithi, der Noïle, der Mel-Lenk, der Ammer und der Low-aate, umher. Noch weiter hin wohnen die Beni-Mezzah, ein Volk, welches viel schwärzer ist, als die andern, und vermuthlich von den Melanogetulen herstammet, die vormals eben diesen Kanton bewohneten.

III. Constantine.

Die Provinz Constantine wird durch den Fluß Booberak von Titteri abgesondert, und erstreckt sich gegen Morgen bis an Zaine, das Tusca der Alten. Diese Landschaft ist fast so gros, als die andern beyden zusammen, weil sie achtzig Meilen lang und über dreyßig breit ist. Ihre Küste ist von der Mündung des Booberak bis an die Stadt Bugia und noch weiter hin, sehr steil. Im innern Lande findet man abwechselnd Hügel und ebene Felder; die Qvellen sind aber daselbst viel seltener, als in den beyden andern Provinzen.

Dellys,

Dellys, oder Teddeles, eine Meile vom Booberak, ist die erste Stadt, die man auf der Küste ansichtig wird. Die Alterthümer, so noch daselbst zu sehen sind, beweisen, daß sie ehemals ein ansehnlicher Ort gewesen seyn müsse. Ihre Rhede ist klein, unbequem und den Nordwinden sehr ausgesetzt; man bemerkt aber noch am Ufer die Ueberbleibsel eines Dammes, der vermuthlich bis an das Meer gereicht und einen bessern Hafen formiret haben muß. Zwey Meilen von Dellys, gegen Süd-Ost, findet man einige Dörfer, die theils der Horde Shurffah, theils den Flesah gehören. Sieben bis acht Meilen weiter fließt der Sedi Hamet, an dessen Ufern die Wohnungen der Reseelah gelegen sind.

Bugia, oder Bujeiah, die zweyte Stadt, hat einen sehr schönen Hafen, der durch eine Erdzunge formiret wird, die sich in eine Bay erstreckt, und ehemals vermittelst einer guten Mauer befestiget war. Es war auch vor Zeiten eine Wasserleitung und Wasserhälter daselbst vorhanden. Alle diese Gebäude liegen aber jetzt unter ihrem Schutt begraben. Der Ort wird von dreyen Schlössern vertheidiget, und die Türken unterhalten daselbst eine Besatzung, um die Goryah, Tujah und andere benachbarte Cabilen, die öfters, und besonders an den Markttagen grosse Unordnungen in der Stadt anrichten, im Zaum zu halten. Da die umliegenden Berge verschiedene Eisengruben enthalten, so treiben die Einwohner von Bugia einen grossen Handel mit Pflugeisen, Grabscheiten und andern eisernen

Werkzeugen. Die Cabilen bringen zur Marktzeit eine Menge Oel und Wachs dahin, welches in Europa und in den Handelsstädten der Levante versilbert wird. Ihr Boden wird von einem Flusse befeuchtet, der in verschiedene Aerme getheilt ist, die ihren Nahmen nach dem Lande, welches sie durchströmen, verändern. Die Alten nennten ihn Nassava. Die Beni-Boo-Masud, die nahe bey der Mündung desselben wohnen, sind öftern Ueberschwemmungen ausgesetzt. Der Mansureah, welcher vermuthlich die Sisaris des Ptolemäus ist, ergießt sich fünf Meilen weiter davon in das Meer, und scheidet die Wohnungen der Beni Isah und der Beni Maad, welche beyde Völker beständig mit einander kriegen.

Gigel, das Igilgili der Alten, liegt jenseits der Bay von Bugia. Es ist eine zerstörte Stadt, wo man nur armseelige Häuser und eine kleine mit einigen türkischen Soldaten besetzte Schanze, antrift.

Cull, ehemals Collops magnus, ist nicht merkwürdiger, als Gigel. Sgigata, das alte Rusicada, ist etwas besser, und enthält einige Alterthümer. Zwischen Gigel und Cull laufen einige Flüsse, darunter die Wed el Kibeer, die Rummel, und die Zoore 2c. 2c. die bekanntesten sind. Die Welled Attyah und die Beni Friganah wohnen um die Zoore, jedoch nicht in Hütten, wie die übrigen wilden Afrikaner, sondern in Höhlen, die entweder schon vorhanden sind, oder von ihnen selbst in den Bergen gemacht werden. Wenn ein Schif durch Ungewitter auf die

die Küste verschlagen wird, so kommen sie aus ihren Löchern heraus, und plündern unbarmherziger weise alle Reisende, die den Schifbruch ausgestanden haben; und dieses ist vielleicht die Ursache, warum die wälschen Matrosen diesem gefährlichen Strandrechte den Nahmen Bujarone gegeben haben.

Bona hat seinen Nahmen dem alten Hippon zu danken, entweder, weil es eben dieselbe Stadt ist, oder weil sie von den Trümmern derselben erbauet worden, die, nach dem Doctor Schaw, eine kleine Meile von der neuen Stadt liegen. Die Araber nennen sie Blaid el aneb, oder, die Stadt der rothen Brustbeeren, weil diese Frucht auf ihrem Boden sehr häufig wächst. Es giebt einige Gassen darinnen nach Römischer Art mit aufgeworfenen Wasserdämmen; das übrige aber scheint ein Werk der Mohren zu seyn. Der dasige Hafen ist unzugänglich, und die Rheede nicht sehr sicher. Die Flüsse Boo-Jemah und Sei-Buse haben ihren Lauf in der benachbarten Gegend. Die Ma-Fragg fließt vier Meilen jenseits, und fünf Meilen weiter davon liegt die kleine Schanze, die französische Bastion genannt, welche die Franzosen um das Jahr 1633 anlegten, hernach aber wegen der bösen Luft wieder verliessen, und sich nach der Calle begaben, so drey Meilen von der Bastion liegt. Sie haben in dieser Gegend ein schönes Comptoir und anmuthige Gärten, nebst einer Besatzung von einigen Soldaten. Ihre Kaufleute beschäftigen sich daselbst mit der Korallenfischerey, und treiben in den benach-

nachbarten Städten einen Handel mit Getraide, Wolle, Leder und Wachs, worüber sie ein ausschliessendes Privilegium haben, dafür sie dem Dey einige Abgaben bezahlen müssen.

Die Zaine macht Ostwärts die Gränze dieser Provinz. Auf ihrem westlichen Ufer findet man die Ruinen des alten Tabracka, nebst einer kleinen Schanze, die der Regierung von Tunis gehöret. Die Völker, so auf dieser Küste hin und wieder zerstreuet wohnen, sind die Beni Be leet, die Zeramnah, die Taabnah, die Beni Minaah, die Hajaitah, und andre Beduinen, die sich gegen Westen aufhalten. Die um Bona liegenden Berge und die Aecker, so sich bis an die Ma Fragg erstrecken, werden allein von den Einwohnern dieser Stadt bebauet. Was weiter hin liegt, gehört den Merdez, den Mazulah, und den Nadies. Diese leztern sind zum Theil dem Staate von Tunis unterwürfig. Viele von diesen Arabern bezahlen keinen Tribut, und die meisten von den übrigen erlegen die Steuern nicht anders, als wenn sie mit gewafneter Hand eingefordert werden.

Alle diese Oerter, von denen wir jezt geredet haben, liegen an der Küste. Auf der Landseite findet man:

Constantine, das alte Cirta, eine von den berühmtesten und festesten Städten Numidiens. Man sieht daselbst eine Menge Ruinen, woraus man sich einen erhabenen Begrif von ihrer ersten Pracht machen kann. Das merkwürdigste von diesen

diesen Alterthümern ist folgendes: 1. Ein Haufen Cisternen, die mitten in der Stadt liegen, nebst einer Wasserleitung, die sehr beschädigt ist. 2. Die Ueberbleibsel eines weitläuftigen und prächtigen Pallastes, der jetzt der Besatzung zum Qvartier dienet. 3. Die Pfeiler der alten Thore von Cirta. 4. Eine Brücke, die über der Rummel angelegt und mit Säulen, Gallerien, wie auch erhabenen Figuren gezieret ist. Unter den leztern bemerkt man eine Weibsperson, die eine Muschel auf dem Haupte trägt, so ihr anstatt eines Himmels dienet; unter ihren Füssen aber zween Elephanten, die sich mit den Köpfen berühren und ihre Rüssel um einander winden. Ihre Stellung ist ziemlich unehrbar, weil sie ihren Rock aufhebt, und die Stadt mit einer spöttischen Miene betrachtet. 5. Ein Triumphbogen, der fast ganz vorhanden ist, und drey Pforten hat, worunter die mittelste die räumlichste ist. Die Einfassungen und Gesimse sind mit Blumen, Waffen und andern Zierrathen ausgeschmückt. Auf beyden Seiten der Hauptpforte sieht man Corinthische Pfeiler, von einer schönen Bauart, obgleich von einem etwas sonderbaren Geschmacke. Die Säulen, so vormals den Gibel hielten, sind größtentheils verfallen.

Die Rummel verlieret sich ohnweit der Stadt in einen unterirdischen Kanal, aus welchem sie hernach mit Heftigkeit wieder heraus stürzt, und einen grossen Wasserfall formiret, in welchen die Uebelthäter, zu folge einer alten Landesgewohnheit

heit, geworfen werden *). In der Gegend von Constantine ist ein warmes Bad, dessen Gewässer zwischen den Felsen laufen. Man findet hier herum eine grosse Menge Schildkröten, die von den Weibsleuten im Lande für böse Geister gehalten werden. Wenn sich ein Unglück eräugnet, so pfleget man diesen Thieren allemal die Schuld davon beyzumessen, obgleich in der ganzen Natur kein friedfertigers und unschädlichers Thier anzutreffen ist. Constantine ist die Hauptstadt der Provinz dieses Nahmens und die Residenz des Bey, der sie regieret.

Gimmeleah, vormals Gemellä genannt, enthält ebenfalls viel schöne Ueberreste aus dem Alterthum, besonders ein Amphitheater, welches sehr ansehnlich gewesen zu seyn scheinet.

Meelah, das Milevum der Alten, ist eine sehr vortheilhaft gelegene Stadt. Ihr Boden, der von vielen Quellen bewässert wird, ist fruchtbar an Kräutern und Hülsenfrüchten, und bringt vortrefliches Obst hervor. Besonders werden die dasigen Granaten sehr hoch gehalten, als welche eine ausserordentliche Grösse haben.

Seteef, das alte Sitifi, hat den Nahmen von einer Kolonie, die Sittius, einer von Cä-

*) Dieses läst sich aus einer Stelle des Victors von Viterbo schliessen, die Schaw anführet: Sui fratris uxorem, ligato pondere lapidum, in Ampsagam (dieß ist die heutige Rummel) fluuium cirtensem famosum, iactando demersit. Lib. II. de Persec. Vand.

sars Feldherrn, in dieser Gegend unter dem Nahmen Sittianorum Colonia anlegte. Man sieht daselbst weiter keine Spuren von Alterthümern, als einige verstümmelte Inschriften die Schaw gesammlet hat. Die in dieser Gegend wohnenden Araber oder Cabilen sind: die Tefteese, die Tul Hah, die Beni Mervan, die Beni Silun, die Fraidah, die Beni Abess, die Sud-ratha und die Ammer rc. Diese leztern, welche eine der mächtigsten Nationen im Lande ausmachen, haben die schändliche Gewohnheit, ihre Töchter und Weiber öffentlich verunehren zu lassen. Die Raigah, die El Elmah, die Welled Abdenor, und die Zwowiah rc. wohnen etwas weiter gegen Süden. Die Wolied Abdenor haben zahlreiche Läger, und besitzen weitläuftige Felder nebst unzugänglichen Bergen. Ihr Anführer hat der Macht der Algierer mehr als einmal widerstanden. In ihrem Bezirk trift man viele Ruinen an, besonders die Trümmern von Taggah und Zainah, welche beyde Oerter so nahe beysammen liegen, daß die Araber nur eine Stadt daraus machen, die sie Taguzainah nennen. Die Welled Musa und die Beni Boo Taleb haben ihren Aufenthalt den Ammern und Raigah gegen Abend. Die Berge, welche von den Beni Boo-Taleb bewohnt werden, würden eine der reichsten Gegenden des Landes seyn, wenn die Bleygruben, so daselbst zu finden sind, im Gang gebracht würden.

Jighbbah ist nichts, als ein blosser Schutthaufen. Schaw hat den alten Nahmen dieses Orts nicht

nicht erforschen können. Die benachbarten Berge dienen den Welled Ali ben Sabur zum Aufenthalte. Diesen Bergen gegen Süden liegen weitläuftige Felder, die von den Flüssen Boreekah und Rasaah bewässert, und von den Welled Orage, einer der vornehmsten Horden der Provinz, bebauet werden. Dieses Land, welches an die Wüste Sahara stößt, ist überhaupt viel trockener und sandiger, als die mitternächtlichen Gegenden.

Mes-Seelah, eine Gränzstadt, liegt noch weiter gegen Westen. Die Häuser daselbst sind nur von Schilf und Erde gebauet. Die Algierer haben allda eine kleine Besatzung. Wenn man sich gegen Osten wendet, so trift man zwölf bis funfzehn Meilen davon andere Ebenen an, die von den Welled Seedi Mahamet Ben Hadge bewohnet werden. Das benachbarte Land, Les-Baah genannt, wird von Ebenen und Hügeln durchschnitten, und gehört den Welled Yusef, die ihre vornehmsten Wohnplätze auf dem Berge Suffian haben.

Nic-Kowse, wo die Türken eine geringe Besatzung haben. Man sieht daselbst beträchtliche Ruinen, und Ueberbleibsel einer grossen Stadt. Die Araber glauben, daß die Siebenschläfer, von denen man so viel erzählet hat, hieselbst begraben liegen. Man hat eine Zeitlang unter den Christen dafür gehalten, daß sie in einer Höhle des Berges Ochlon, bey der Stadt Ephesus, vom Jahre 253 bis 408, das ist, von der Verfolgung des Decius an bis zur Zeit Theodosius des

des Jüngern, geschlafen haben. Die Araber haben eben diese Fabel für wahr angenommen, die man ihnen wohl lassen kann, und bilden sich ein, daß diese sieben Personen, die, nach unsern Legenden, bey nahe vier Jahrhunderte vor dem Mahomet gelebt haben, gute Musulmänner gewesen sind. Der Verfasser des Alkorans, oder einer von denen, die denselben mit Anmerkungen erläutert haben, hat den Hund der Siebenschläfer in das Paradies versetzt.

Wenn man weiter gegen Süden kommt; so erreicht man die Wohnungen der Welled Sultan, der Welled Fathmah, der Lach-Dar, der Welled Zei an, der Hile ben Ali, und einiger andern Araber oder Cabilen, die in den Gebürgen sich aufhalten. Die Hile ben Ali sind Abkömmlinge einer zahlreichen Horde, die, ausser den Besitzungen, so sie in den hiesigen Gebürgen hat, sich noch weit in die Wüste Saharah hinein ausbreitet.

Der Atlas macht hier eine neue Kette von Bergen, darunter die vornehmsten, von Norden gegen Süden folgende sind. 1. Gibbel Yusef, ein sehr fruchtbarer Strich Landes, wo die Raigah, von welchem Volke ich bereits geredet, ihre Läger haben. 2. Mustevah, so den Abdenore gehöret, welches eine mächtige Nation jedoch sich selbst so feind ist, daß sie sich durch ihre Zwistigkeiten beständig untereinander aufreibet. 3. Gibbel Auress, so aus lauter Hügeln besteht, die sich in einander verlieren, und von kleinen Ebenen und Thälern durchschnitten werden. Der

Platz,

Platz, den sie einnehmen, hat nicht weniger, als vierzig Meilen im Umfange. Dieser Canton ist so fruchtbar, daß ihn Schaw für den Garten des Königreichs Algier ansiehet. Der Dey schickt alle Jahre eine kleine Armee in die nordliche Gegend dieses Landes, um die Steuern zu heben. Dieses Heer hält daselbst wenigstens vierzig Stationen, weil die hieselbst wohnenden Horden so zahlreich sind. Allein die türkischen Soldaten marschiren selten gegen die südliche Seite, wo sich die Near-Dee aufhalten, welches ein kriegerisches und unbändiges Volk ist, deren Land überdem durch seine Lage vertheidiget wird. In diesen Gebürgen findet man die Trümmer von verschiedenen alten Städten, deren Nahmen die Zeit auch so gar nicht einmal verschont hat. Der ofterwähnte Schriftsteller merkt an, daß die Bewohner des Berges Aureß eine Gesichtsbildung haben, die sie von den übrigen Afrikanern unterscheidet. Ihr Gesicht ist weiß und hoch von Farbe, ihr Bart aber und ihre Haupt-Haare sind roth: da hingegen die Cabilen und Araber ein sehr schwarzes Haar haben. Aus allen diesen Umständen urtheilet er mit ziemlichen Grunde, daß dieses Volk von den alten Vandalen herstammen müsse, als welche nordische Nation sich ehemals von Afrika Meister gemacht hatte.

Diesen Bergen gegen Norden, und dem Bezirk von Cirta gegen Osten liegen die Wohnplätze der Beni-Wel banne, der Grarah, der Hamzah, der Hareishah, der Fez-arah, und der Welled Boo-Zeehe. Diese leztern halten

 sich

sich in der südlichsten Gegend auf, und lagern sich zuweilen am Ufer der Seibuse. Diesem Flusse gegen Morgen wohnen die Welled Masud und die Shebnah, zwo mächtige Horden, die ein sehr fruchtbares obgleich etwas gebürgichtes Land inne haben. Um den Leser nicht mit der Beschreibung so vieler dunklen Horden zu ermüden, will ich verschiedene andere Völkerschaften mit Stillschweigen übergehen, die in dieser Gegend, wo man die Trümmer von einigen grossen Städten wahrnimmt, sich niedergelassen haben.

Die Hen-neishah, so Constantine gegen Mittag zwischen den Flüssen Hameese und Myskianah wohnen, haben eine der besten Gegenden Numidiens in Besitz. Dieses ist eine tapfere und großmüthige Nation, die den Algierern in ihren Kriegen wider die barbarischen Einwohner von Tunis grosse Dienste geleistet hat. Ihr Land enthielte vormals eine Menge Städte und Marktflecken, welche die Araber zerstöret haben. Tiffesch, das Theveste des Ptolemäus, hat seinen alten Nahmen zum Theil beybehalten; allein die Mauren und Gebäude dieses Orts sind gänzlich zu Grunde gerichtet. Die Welled Eeas, die Wellan und die Woortgah haben ihre Aduars zwölf bis funfzehn Meilen davon, gegen Nord-Ost.

Tipsa, das alte Tipasa, behauptete ehemals einen vorzüglichen Rang unter den Städten in Numidien. Da sie an den Staat von Tunis gränzet, so haben die Algierer eine Besatzung daselbst. Die Me-lagge, ein Fluß, der eben so

gros

gros ist, als die Rummel, fließet unter ihren Mauren.

Der Theil der Wüste Saharah, welcher der Provinz Constantine gegen über liegt, enthält verschiedene Wohnplätze, darunter Wurglah, Engu-Sah, Zaab und Wad reag, die vornehmsten sind. Wurglah entrichtet einen jährlichen Tribut von vierzig Negern an die Regierung zu Algier; Engusah aber hat gar keine Steuern zu erlegen. Wad-reag muß ebenfalls vierzig Schwarze stellen, und die Einwohner von Zaab sind fast unabhängig.

Zaab liegt gegen Abend. Dieses Land, welches die Alten Zela oder Zebi nannten, machte einen Theil von Getulien, und von dem Gebiete, das bey den Römern das Sitifische Mauritanien genennt wurde, aus. Man findet darinnen eine grosse Anzahl von Dörfern. Biskara, die Hauptstadt, ist in den Händen der Algierer, und der Bey von Constantine hält daselbst eine Besatzung. Lyana hat den obersten Rang unter den Dörfern, und die Araber pflegen allda ihr Geld und ihre kostbarsten Sachen zu verwahren, um sie vor dem Geiz der Türken in Sicherheit zu bringen, die bisher vergebliche Versuche gewagt haben, das Land sich unterwürfig zu machen. Seedi Oucba ist darum merkwürdig, weil man daselbst das Grabmal des Oucba, eines der vornehmsten Arabischen Feldherren, die Afrika erobert haben, antrift. Diese kleine Landschaft hat einige Alterthümer aufzuweisen. Ihre Einwohner sind sehr wilde Leute, und nähren sich noch

jetzt mit Hundefleisch, wie ehemals die Carthaginenser, die Canarier, und andre Afrikanische Völker, gethan haben.

Der District von Wad-reag, so dem Gebiete von Zaab gegen Morgen liegt, enthält fünf und zwanzig Dörfer. Die vornehmsten darunter sind Ma-gire, Tummarnah und Tuggurt, so vom Schaw die Hauptstadt des Landes genannt wird. In dieser Gegend fehlt es an Wasser, so daß sich die Einwohner Brunnen graben müssen, die öfters hundert Klafter tief sind. Diese Araber glauben, daß unter der Erde ein grosser Wasserhälter befindlich sey, welchen sie Bahar Taht el erd, oder, das Meer unter der Erde, nennen. Sie haben bemerkt, daß man noch verschiedenen Lagen von Sand und Kies eine schwarze und lockere Erde antreffe, die dem Schiefer ähnlich ist, und ihren Platz recht über diesem unterirrdischen Meere haben soll. Gedachte Steinartige Erde läßt sich mit leichter Mühe durchgraben; allein das Wasser dringt manchmal mit solcher Heftigkeit hervor, daß die Arbeiter darinnen umkommen.

Engu-sah, der dritte Wohnplatz in der Wüste Saharah, liegt Wadreag gegen Süden, und besteht aus einem einzigen Dorfe. Es waren deren viel mehrere zur Zeit Leons des Afrikaners vorhanden, welcher diesen Wohnplatz Guarguala nennet, und sagt, daß das dasige Land sehr reich sey, und daß man darinnen viele Agathsteine antreffe. Die Einwohner haben eine sehr schwarze Haut.

Fünf

Fünf Meilen von Engusah, gegen Westen, liegt Wurglah, eine berühmte und wohl bevölkerte Stadt, die andern Arabern gehört. Die Alten, die von diesen verschiedenen Oertern geredet haben, vergleichen sie mit anmuthigen und fruchtbaren Inseln, die in einer weitläuftigen und einem Meere ähnlichen Sandwüste zerstreuet liegen. Sie setzten in diese Gegend die Wohnungen der Melanogetulen, oder, schwarzen Getuler, die sich auch bis an das Gebiete von Tunis und Tripoli, und bis an Cyrenaïka erstreckten.

Ich habe diese Nachrichten vom Schaw entlehnet, die man sonst in andern neuern Erdbeschreibern vergebens suchen würde, indem einige das Werk dieses gelehrten Engländers gar nicht einmal gekannt, andere aber als Hübner und Dom Vaissette, diesen Verfasser auf eine ganz unvollkommene Art ausgeschrieben haben.

Viertes Hauptstück.
Von dem Königreiche Tunis.

Erster Abschnitt.

Umfang und Gränzen des Königreichs Tunis. Beschreibung der dazu gehörigen Provinzen.

Das Königreich Tunis hat gegen Norden das mittelländische Meer, gegen Osten eben dieses Meer und den Staat von Tripoli, gegen Westen das Königreich Algier, und gegen Süden die Wüste Sahara, wo es auch einige Besitzungen hat, zu Gränzen. Die Länge desselben von Mitternacht gegen Mittag besteht aus ohngefähr vier Grad, welche achtzig grosse Meilen ausmachen, und die gröste Breite beträgt von Morgen gegen Abend nur drey Grad, oder sechszig Meilen.

Man kann dieses Land in Absicht der Gränzen, die wir jetzt bestimmet haben, in vier Hauptprovinzen eintheilen. Die nordlichen und östlichen Provinzen erstrecken sich, wie wir eben gesagt haben, bis an das mittelländische Meer, und enthalten einen ansehnlichen Theil von dem, was die Alten das eigentliche Afrika genennt haben. Die Araber geben noch jetzt einem Theil dieser Gegenden

den den Nahmen Fri=geah, welches nichts an=
ders, als der verfälschte Nahme Afrika ist. Was
man im Innern des Landes antrift, gehört zu
den westlichen und südlichen Landschaften.

Wir wollen mit der Nordischen Provinz den
Anfang machen. Sie wird durch den Fluß Zai=
ne vom Algierischen Staate abgesondert. Die
merkwürdigsten Oerter auf dieser Seite sind:

1. Tabraca oder Tabarca, wo die Tuni=
ser eine Besatzung haben. Die Genueser haben
sich auf einer benachbarten Insel niedergelassen,
wo sie, gegen Erlegung eines jährlichen Tributs
an den Staat, die Korallen=Fischerey treiben.

2. Cap Negro, wo die Franzosen ein Com=
ptoir und eine Schanze besitzen. Das umliegen=
de Land ist voller Felsen, Gesträuche und Morä=
ste. Dem ungeachtet dienet es einigen Arabern
zum Wohnplatze, worunter die Zenati, die
Mogodi und die Niphijeem die bekanntesten
sind.

3. Cap Serra, dem Cap Negro gegen Mit=
ternacht. Dieses ist das nordlichste Vorgebürge
in ganz Afrika. In der Nachbarschaft desselben
liegt eine kleine Insel, die weiter nichts als ein
Haufen von Felsen ist. Die Alten haben sie un=
ter dem Nahmen Galata, gekannt, und die
neuern Afrikaner nennen sie Jalta. Serra ge=
gen Osten liegen die Frati, oder die Brüder,
welches ebenfalls drey vom festen Lande abgelegene
Klippen sind.

4. Cap Bianco, das weisse oder schöne
Vorgebürge der Alten, ein Ort, der deshalb
berühmt

berühmt ist, weil Scipio daselbst zuerst in Afrika landete.

5. Bizerta, das alte Hippo Zaritus, eine Stadt, die sehr anmuthig an einem grossen See gelegen ist, der sich durch einen Kanal mit dem Meere vereiniget. Die Seite am Ufer ist ziemlich gut vertheidiget. Der Hafen, der vermittelst des jetztgedachten Canals formiret wird, kann heutiges Tages nur kleine Schiffe beherbergen. Ehemals war es einer der besten Hafen auf dieser ganzen Küste. Man sieht noch daselbst die Ueberbleibsel eines grossen Dammes, der weit in das Meer hinein gieng, jetzt aber durch die Nachlässigkeit der Tuniser ganz verfallen ist. Was die Alten Sinus Hipponensis, das ist, den Meerbusen von Hippone, nannten, ist eine ziemlich weitläuftige Baye, die einen sandigen Grund hat. Das umliegende Land ist anmuthig und fruchtbar.

6. Porto Farina, ehemals Ruscinona genannt, liegt an der Mündung des Mejerdah, der in dieser Gegend einen schönen Hafen formiret. Das alte Utika war nicht weit davon entfernt. Zu jetzigen Zeiten sind nur so schwache Spuren davon vorhanden, daß die geschicktesten Erdbeschreiber Mühe haben, die rechte Lage dieses Orts zu bestimmen.

7. Die Ruinen von Carthago. Diese Stadt, welche zur Zeit ihres grösten Wohlstandes etwa funfzehn kleine, oder fünf grosse Meilen im Umfange haben mochte, war auf dreyen mittelmässig erhabenen in einer Halbinsel gelegenen Hügeln erbauet.

bauet. Ihr ehemaliger Hafen, der gegen Norden lag, ist dergestalt verschüttet, daß er jetzt weiter als eine Meile vom Meere liegt. Das merkwürdigste unter den dasigen alten Trümmern besteht in einer Wasserleitung, und in einer ziemlichen Anzahl von Cisternen, die noch in erträglichen Stande sind.

Die Wasserleitung war ein kostbares Werk. Man sieht noch so gar in Zow-wan und Zunggar Spuren davon, obgleich diese Oerter sechszehn bis siebenzehn grosse Meilen von Carthago liegen. Die besten Ueberbleibsel derselben findet man in dem kleinen Dorfe Arriana, zwey Meilen von Tunis, wo noch ganze Joche vorhanden sind, die eine Höhe von siebenzig Fuß, die Pfeiler aber, worauf sie ruhen, sechszehn Fuß ins Gevierte haben. Das Wasser hatte seinen Lauf über diesen Jochen, vermittelst eines Canals, der mit einem so harten Mörtel beworfen war, daß es fast unmöglich ist, etwas davon los zu brechen. Eine Person von mittelmässiger Grösse kann hinein gehen, ohne sich bücken zu dürfen. Dem Anschein nach muß das Wasser drey Ellen hoch daselbst gestanden haben, wenn man nach den Zeichen urtheilen soll, die es zurück gelassen hat. Hin und wieder sieht man Oefnungen oder Oerter, wo Wasserhähne angeschraubt werden können. Die Qvellen, die diesen Canal ehemals anfülleten, sind zu Zow-wan und Zung-gar, wo man Tempel errichtet hatte, davon man noch die Trümmer siehet. Die Carthaginenser hatten diese Wasserleitung angelegt, um noch mehr Wasser

zu

zu haben, als ihnen die Cisternen liefern konnten; welche, ob sie gleich sehr häufig vorhanden waren, dennoch nicht hinreichten, eine unermeßliche Stadt zu versorgen, die beständig einen ungeheuren Ueberfluß von Pferden, Elephanten und andern Thieren von allerhand Arten hatte.

Zu Säka=rah, welcher Ort vermüthlich an die Vorstädte der alten Stadt gestossen hat, findet man hintereinander eine Menge Wasserhälter und Canäle, die eine Meile in der Länge einnehmen und dergestalt eingerichtet sind, daß das Wasser durch kleine unten in den Mauren angebrachte Oefnungen hinein dringen könnte. Es sind auch noch andre öffentliche Cisternen vorhanden, welche die Zeit verschont hat. Diejenige, worinn sich das Wasser aus der grossen Wasserleitung samlete, besteht aus zwanzig auf einander folgenden Wasserhältern, davon jeder hundert Fuß lang und dreyßig Fuß breit ist. Und dieses ist alles, was noch von dem alten Carthago vorhanden ist.

8. Die Gulette, bey den Arabern Halck el Wed, oder, der Busen des Flusses genannt, welche Benennung mit dem Nahmen Guletta, den ihr die Italiäner beygelegt haben, übereinstimmt. Es ist ein kleiner Kanal, der den See bey Tunis mit dem Meere vereiniget, und worauf sich zwo ziemlich gute Schanzen befinden, die den Eingang vertheidigen. Der See formirete ehemals einen räumlichen und tiefen Hafen, der eine grosse Flotte einzunehmen im Stande war. Heutiges Tages ist er sehr niedrig und so gar an vielen Orten ausgetrocknet, so daß man in dem vorerwähnten Kanal

nal kaum sechs bis sieben Fuß hoch Wasser finDet. An dem Ufer desselben halten sich eine Menge Vögel auf, Phenicopteren oder Flammans genannt, und der See selbst ist voller Fische, vornemlich voller Meerbarben, die für eine leckere Speise gehalten werden. Aus dem getrockneten Roggen derselben wird die Putarge gemacht, welches Gericht in Afrika und der Levante sehr geliebt wird.

9 Tunis, das alte Tunes, ist die Hauptstadt des Landes. Ihre Lage ist am Ufer des vorgedachten Sees, an einem Hügel, drey kleine Meilen von Gulette, so ihr gegen Morgen liegt. Dior von Sicilien nennt sie das weisse Tunis, weil die Erde auf ihrer Küste so weiß wie Kreide ist. Diese Stadt ist mit schlammigten Sümpfen umgeben, und die Luft würde daselbst sehr ungesund seyn, wenn sie nicht durch die gewürzreichen Pflanzen und Harze, womit man in den Stuben und Bädern zu räuchern pflegt, und davon sich der Geruch manchmal ziemlich weit ausbreitet, verbessert würde. Ihr Boden versorgt sie mit einem Ueberfluß von Obst und Hülsenfrüchten. Das Wasser in den dasigen Brunnen ist bitter, und es fehlt daselbst so sehr an Cisternen, daß man von Bardo, welches eine halbe Meile von der Stadt liegt, Wasser hohlen muß.

Ihre Einwohner sind viel gesitteter, als die andern Völker in der Barbarey, und suchen sich nicht so sehr durch die Seeräuberey ihrer Freybeuter, als vielmehr durch fleissige Betreibung der Künste und des Handels, zu bereichern. Schaw giebt

giebt ihr nicht mehr als drey Meilen im Umkreise, die Vorstadt Bled-el-had-rah mit gerechnet. Gervais sagt, daß sie vier Vorstädte habe, und eben so groß und volkreich als Marseille sey *). Ihre Gassen sind schmal und schlecht gepflastert, die Häuser niedrig und nur von einem Stockwerke, mit Terrassen auf den Dächern, und haben keine Fenster nach der Gasse heraus, indem sie ihr Licht blos auf dem Hofe durch kleine mit Gittern vermachte Lucken empfangen. Die schönsten Palläste sind nach eben diesem Geschmacke angelegt und von den gemeinen Häusern durch nichts, als durch ihren weitläuftigen Umfang, unterschieden.

Die einzigen daselbst noch vorhandenen Alterthümer bestehen in einem Kloster des Augustiner-Ordens, davon man noch zum Theil die Mauren und Treppen nebst einigen Gemächern wahrnimmt, die den Schlafzimmern eines Ordenshauses ähnlich sehen. Das Schloß, welches Karl der Fünfte angefangen und Dom Juan von Oesterreich, sein natürlicher Sohn, vollendet hat, liegt am äussersten Ende der Stadt, die es vortheilhaft bestreichen kann. Der Umkreiß des Orts ist sehr weitläuftig, allein die meisten Gebäude darinnen drohen den Einfall. Der Divan ist ein Gebäude, das mehr sonderbar, als prächtig ist. Es ist zugleich die Gerichtsstäte, und das Zeughauß. Man verwahret auch daselbst den Schatz,

*) Schaw Betrachtungen über das Königreich Tunis. Gervais historische Anmerkungen über das Königreich Tunis.

Schatz, zu welchem der Aga und der Oberschrei-
ber einen Schlüssel haben.

Unter den Moscheen, deren es daselbst sehr
viele giebt, sind die beyden, so den Nahmen Laffis
und Mameth Bey führen, die merkwürdigsten.
In der erstern werden die Beys begraben.

10. Rhades, sechs Meilen von Tunis, gegen
Südost, bey dem Alten Ades genannt. Nicht
weit davon ist der Fluß Miliana und das war-
me Bad Hamman Leef, welches die Tuniser im
Sommer häufig besuchen. Zwo Meilen weiter,
gegen Mittag, sieht man die kleine Stadt Soli-
man, deren Gebiete hauptsächlich von Andalusi-
schen Mohren, die noch die Spanische Sprache
beybehalten haben, bewohnt wird.

11. Moraisah, Solimann gegen Nordost.
Schaw meynet, daß dieses das Maxula des Pto-
lemäus sey. Man sieht dort herum die Ruinen
des alten Carpis, wo ebenfalls ein warmes Bad
ist, dessen Titus Livius erwähnet. Etwas weiter,
gegen Norden, findet man ziemlich schöne Ueber-
bleibsel von Nisua, einer Stadt, die ansehnlich
gewesen zu seyn scheinet.

12. Lawha-reah, das Aqvilaria der Rö-
mer. Heutiges Tages ist es ein blosses Dorf.
In der benachbarten Gegend liegt ein Berg, in
welchen man verschiedene unterirrdische Oefnun-
gen angebracht, und dabey die Erde mit Jochen
und starken Pfeilern unterstützt hat. Es war
hier vor Zeiten ein berühmter Steinbruch, dessen
einige Alten gedacht haben. Aqvilaria gegen
Norden liegt das Cap Bon, welches die Mohren

Ras-Addar nennen, die Alten aber das Vorgebürge Merkurs genannt haben. Auf der andern Seite, nämlich gegen Westen, zeigt sich das Cap Zibeeb, so ehemals das Vorgebürge des Apollo hieß. Zwischen diesen beyden Vorgebürgen ist ein Meerbusen, an dessen Ufern die beyden alten Städte, Utika und Carthago lagen. Der Distrikt, welcher sich vom Cap Bon bis an die Stadt Soliman erstreckt, gehört verschiedenen Linien der Horde Welled-Seid. Es ist ein sehr fruchtbares Land.

Die Provinz gegen Morgen fängt sich von Clybea an, welches fünf Meilen vom Cap Bon gegen Südost liegt. Dieser Ort ist jetzt nichts weiter, als ein Haufen elender Hütten. Die Alten nennten ihn Clypea, weil er auf einem Vorgebürge lag, welches die Gestalt eines Schildes hatte. Man findet daselbst nicht das geringste merkwürdige Denkmal. Mit Gurba hingegen, welche Stadt mehr gegen Mittag liegt, ist es anders beschaffen, indem man daselbst einige seltene Alterthümer mit Innschriften antrift. Dieser Ort ist die Curobis des Ptolemäus, und die Curubis des Plinius.

Wenn man eben diesen Weg längs der Küste weiter verfolgt, so kommt man nach und nach auf folgende Oerter:

Nabal, ehemals Neapoli, eine Stadt, die wegen ihrer Töpferwaaren, und wegen der Arbeitsamkeit ihrer Einwohner, berühmt ist.

Hama-

Hamamet, so von ziemlich neuern Ursprunge ist, und dem Golfo den Nahmen gegeben hat.

Herkla, das Heraklea des niedern Reiches, und, nach der Meynung des Schaw, das Adrumetum der Alten. Andere setzen Adrumetum an den Ort, wo jetzt Hamamet liegt.

Susa, ist wegen des grossen Handels, der daselbst mit Oel und Leinwand getrieben wird, für eine der vornehmsten Städte des Königreichs Tunis zu halten.

Monasteer, ein ziemlich artiger Ort, der, wie man glaubt, von den Arabern angelegt worden.

Lempta, das Leptis parva der Alten. Man sieht noch daselbst die Spuren eines alten Schlosses, und einige über einander aufgeworfene Steinhaufen.

Demass, vormals Thapsus, so an einer sehr niedrigen Erdzunge erbauet worden. Dieser Ort ist blos wegen der daselbst vorhandenen Ruinen merkwürdig. Das Cap Demass und das Cap Monasteer formiren eine ziemlich breite Baye, wo einige kleine Inseln liegen.

El Medea oder Mahadia, so von dem ersten Fathimitischen Caliphen Al Mahadi, der ihr auch seinen Nahmen beylegte, gestiftet oder wenigstens wieder hergestellet worden. Dieser Ort ist sehr vortheilhaft gelegen, und gut befestiget. Auf den übrigen Theil der Küste sieht man nichts als verfallene Oerter bis an

Capudia, so eine niedrige und schmale Erdzunge ist, die sich weit in das Meer hinein erstreckt. Hier nimmt die kleine Syrte, wel-

ches eine wegen ihrer Sandbänke sehr gefährliche Küste ist, den Anfang. Von diesen Klippen hat sie den Nahmen Syrte erhalten. Sie geht bis an die Insel Jerba, wo sich die orientalische Provinz endiget. Die Einwohner kennen diese Untiefen sehr gut, und machen sich solche in Absicht der Fischerey zu Nutze, indem sie bis zwo Meilen weit in das Meer hinein waden und hin und wieder Reisen von Schilf legen, worinn sie eine Menge Fische fangen.

Man findet auf dieser Küste Sfax oder Asfax, eine kleine Stadt, die von Arabern bewohnt wird, und wegen ihres Handels berühmt ist; die beyden Inseln Kerkineß, welche die Alten Cercina und Cercinitis nannten; die Ruinen von Tacape, jetzt Gab genannt, in deren Nachbarschaft ein Fluß gleiches Nahmens liegt, welchen die Alten Triton nannten, und nur eine unvollkommene Kenntniß von demselben hatten. Die Insel Jerba, Gab gegen Südost, endiget, wie ich bereits erwähnt habe, diese zweyte See-Landschaft.

Die südlichen und westlichen Provinzen liegen im innersten des Landes. Die mittägliche Provinz nimmt in der Gegend des Sees bey Bizerta den Anfang. Die Alten nannten die mittäglichen Theil dieses grossen Sees Sisara Palus, und den nordlichen Theil Hipponites, von der Stadt Hippone, dem neuern Bizerta, so an der Mündung dieses Sees gelegen ist. Thimida und Mezel-gemeine sind zwey grosse am Ufer desselben angelegte Dörfer. Etwas weiter davon

von gegen Südwest liegt der Flecken Matter, welcher den Nahmen von einer alten Stadt, Oppidum Materense genannt, erhalten hat.

Tuburbo, Matter gegen Mittag, am Mejerdah, ist ohnfehlbar das Tuburbum des Ptolemäus. Diese kleine Stadt wird von Andalusischen Mohren bewohnt.

Testur, an eben dem Fluße, dient ebenfalls Spanischen Mohren zum Aufenthalt. Slugeah, ein benachbartes Dorf, enthält verschiedene merkwürdige Alterthümer.

Tubersok und Tugga sind ebenfalls zwo Städte in eben diesem Canton. Man findet daselbst eine Menge von Denkmälern, besonders zu Tugga, welches aus lauter Ruinen besteht.

Zow-Wan, Tugga gegen Osten, ist am Fuß eines Berges, der eben den Nahmen führt, erbauet. Diese kleine Stadt ist wegen ihres Handels, und besonders wegen ihrer Scharlach-Färbereyen, berühmt. Da sie sechszehn bis siebenzehn Meilen von den Ruinen von Carthago entlegen ist, so versorgte sie ehemals diese grosse Stadt vermittelst der obbeschriebenen Wasserleitung mit Wasser. Zung-gar, Zwo-Wan gegen Mittag, enthält zu jetzigen Zeiten weiter nichts als die Ruinen der alten Stadt Zuchara. Man sieht daselbst eine von den Quellen, woraus gedachte Wasserleitung ihren Zufluß erhielte.

Ich erwähne nichts von Tubernock, Jeraado, Faraadese, Kisser, und einigen andern Oertern, die in der alten Geographie unter andern Nahmen bekannt sind, und jetzt weiter nichts als

als armselige mit Schutthaufen umgebene Wohnungen enthalten. Kairuan, zwischen den 35sten und 36sten Grad der Breite, ist die zweyte Stadt des Königreichs. Leo schreibt ihre Stiftung dem Oucba, einem Arabischen Feldherrn, zu, der in Cyrenaika eine andere Stadt gleiches Nahmens anlegte. Diejenige, von der ich hier rede, ist eben so sehr durch ihren Handel, als wegen der starken Anzahl ihrer Einwohner, berühmt. Sie liegt acht Meilen von Herkla, einem Seeplatze in der östlichen Provinz. Man siehet daselbst eine prächtige Moschee, die auf fünf hundert Säulen von Granit ruhet, und für das schönste Gotteshauß in der Barbarey gehalten wird. Menzil, Menzil-heir, Gimmel, Surseff und Areegis, sind ziemlich schöne Dörfer, die noch näher am Meere liegen. Jemme, Areegis gegen Mittag, ist ein wegen der daselbst vorhandenen Alterthümer merkwürdiger Flecken, besonders wegen der Ueberbleibsel von einem kostbaren Amphiteater, welches vier Reihen von Säulen hatte.

El Hammah und Tobulba, welche der Triton bewässert, sind die südlichsten Oerter in diesem Kanton. Der erstere hat seinen Nahmen von einem warmen Bade, nach welchem sich die Tuniser aus allen Gegenden des Königreichs begeben. Die vornehmsten unter den Arabern, die in diesem Bezirk wohnen, sind die Fara Scheese und die Welled Seid, so in verschiedene Linien getheilet sind.

Die westliche Provinz stößt nahe an den Staat von Algier. Wenn man sich ein wenig von der

Zaine

Zaine entfernet, welche die beyden Königreiche gegen Norden von einander absondert; so zeiget sich an der Gränze eine der vornehmsten Städte, Bai-jah genannt, die ein berühmter Geschichtschreiber *) unter den Nahmen Vacca bezeichnet zu haben scheinet. Sie war ehemals einer der berühmtesten Marktplätze in Numidien, und ist zu jetzigen Zeiten nicht weniger wegen ihrer Handlung bekannt. Die Felder bey Busdera machen den reichsten Theil ihres Gebietes aus. Es wird alle Jahre am Ufer der Mejerdah ein grosser Markt gehalten, auf welchen sich die Araber aus allen entlegensten Provinzen mit ihren Familien und mit ihren Heerden einfinden.

Lorbus, welcher Nahme aus Laribus Colonia entstanden, ist eine alte Stadt, funfzehn bis sechzehn Meilen weiter gegen Süden, jenseits der Mejerdah. Dieser Ort ist heute zu Tage blos wegen seiner anmuthigen Lage merkwürdig. In der Nachbarschaft trift man Abdel-abbus, das alte Musti, an, wo noch die Ueberbleibsel eines schönen Triumphbogens zu sehen sind.

Lorbus gegen Mittag zeigt sich Keff, ehemals Sicca genannt. Die Alten gaben ihr den Nahmen Veneria, von einem berühmten Tempel der Venus, wo die Töchter des Landes ihre Andacht verrichteten, und sich hernach dem ersten dem Besten für das Geld Preiß gaben, in der

*) Sallustius, im Jugurth. Kriege, Cap. 50, beym Schaw.

Absicht, wie Valerius Maximus sagt, sich eine anständige Versorgung durch so wenig anständige Mittel zu verschaffen *) Dieser Ort ist wegen seines Reichthums und wegen seiner Macht die dritte Stadt im Königreich Tunis. Die Beduinen der Horden Matthi, Yakub und Booguff bewohnen die benachbarten Gegenden. Diese leztern haben ihren Aufenthalt an der Gränze, und gerathen öfters mit den Arabern, Woorgah genannt, die den Algierern unterworfen sind, an einander.

Hidrah, liegt am meisten gegen Westen, zwölf bis dreyzehn Meilen von Keff. Aus den Ruinen läßt sich schliessen, daß es ehemals eine sehr ansehnliche Stadt gewesen seyn müsse. Das merkwürdigste darunter ist eine Menge Altäre und Grabmäler, wie auch ein Triumphbogen, der mehr wegen seiner Grösse als Schönheit betrachtet zu werden verdienet. Schaw hält Hidrah für das Tynidrum des Ptolemäus.

Zuareen, Mansuse, Sbeebah, Nab-hanah, Jelluluh und Fussanah, sind ebenfalls berühmte Städte gewesen, die aber in solche Dunkelheit verfallen sind, daß man auch so gar ihre ehemaligen Nahmen vergessen hat.

Spaitla, vormals Suffetula, liegt Hidrah gegen Südost. Es ist kein Ort in der Barbarey, wo man mehr Alterthümer antrift, als hier.

Truz-

*) Honesta nimirum tam inhonesto vinculo conjugia iuncturae. Val. max. C. II. beym Schaw.

Truzza, das Turzo des Ptolemäus, ist vornehmlich wegen seiner Badstuben bekannt, welche in verschiedenen gewölbten Kammern bestehen, die mit sehr warmen Dünsten angefüllet sind, und mit den heissen Grotten bey Neapolis eine vollkommene Aehnlichkeit haben. Einige Meilen von dort, gegen Süden, zeigen sich die Trümmer einer andern grossen Stadt, so vielleicht das Agrä Regiae der Alten ist. Gilma, vom Ptolemäus Cilma genannt, enthält ebenfalls nichts, als lauter Ruinen.

Cassareen, Gilma gegen Westen, in einem bergigten Lande. Aus den Inschriften, die man daselbst antrift, läßt sich schliessen, daß dieser Ort das Scillitana Colonia der Römer seyn müsse.

Fer-anah, Cassareen gegen Süden, scheint eine sehr grosse Stadt gewesen zu seyn; alles aber, was von ihrer ehemaligen Pracht noch übrig geblieben, besteht nur in einigen Säulen von schönen Marmor, die glücklicherweise auf ihren Fußgestellen stehen geblieben sind.

Gafsa, das alte Capsa, liegt zwölf Meilen weiter gegen Südost. Ihre Citadell ist in neuern Zeiten angelegt, und nicht sehr beträchtlich. Der Ort hat aber schöne Alterthümer aufzuweisen. Die umliegende Gegend ist anmuthig und wohl bebauet, wenn man sich aber ein wenig entfernt, so findet man nichts als unfruchtbare Berge, nebst dürren und sandigen Feldern.

Hier nimmt der Theil der wüste Sahara, so zum Königreiche Tunis gehört, den Anfang. Ich glaube bereits angemerkt zu haben, daß sich diese

weit-

weitläuftige Wüsteney vom Atlantischen Meere bis an Aegypten, den Staaten von Marokko, Algier, Tunis und Tripoli gegen Mittag, erstreckt. Die Tuniser geben dem Theil derselben, der ihnen gehört, den Nahmen Blaid al gerrid, oder, schlechtweg Gerrid, das ist, dürres Land, woraus die meisten neuern Erdbeschreiber den Nahmen Biledulgerid, gemacht haben, den sie der ganzen Wüste Saharah beylegen, ob er gleich nur eigentlich dem Antheil, welches die Tuniser besitzen, zukommt.

Man findet darinnen, so wie in den übrigen Gegenden dieser Wüste, einige von Arabern bewohnte und ungeschickt gebauete Marktflecken. Die ansehnlichsten darunter sind: Gorbata, Sbekkah, Tegewse, Tozer, Nefta, Telemeen und Fatnassa x. x. Die Einwohner derselben treiben einen grossen Handel mit Datteln, die hauptsächlich zu Toser verkauft werden, als woselbst die besten wachsen. Sie tauschen dagegen Weitzen, Gerste, Leinewand, und andere Waaren, ein. Einige Araber bringen ihre Früchte sogar bis nach Aethiopien, von dannen sie eine Menge Sklaven wegschleppen. Schaw berichtet, daß man dort zu Lande einen Schwarzen für zween bis drey Centner Datteln haben könne.

Die meisten von diesen Dorfern liegen um einen grossen See, den die Araber den Zeichensee nennen, weil man daselbst hin und wieder Stämme von Bäumen gepflanzt hat, die den Caravanen, so über diesen See reisen, zu Wegweisern dienen, damit sie sich vor dem Triebsand, und

den

den Abgründen, die man allda antrift, hüten können. Der gewöhnliche Weg geht zwischen Tegewse und Fatnassa durch, wo der Grund fast durchgehends trocken ist. Dieser See ist von Osten gegen Südwest zwanzig Meilen lang, und fünf bis sechs Meilen breit. Ausser dem dürren Sande, den man daselbst antrift, liegen auch viele kleine Inseln darauf, davon einige voller Palmbäume sind. Man hat Ursache zu glauben, daß dieser See der Palus Tritonis der Alten sey, wo nach einiger Meynung die Göttin Pallas, welcher die Poeten den Nahmen Tritonia beyle- gen, gebohren worden seyn soll. Einige Schrift- steller sagen, daß diese kriegerische Heldin den Se- sostris nebst andern Lybischen Weibern auf seinen Feldzügen begleitet hätte. Es sollen auch diese Amazonen eine grosse Stadt mitten auf dem Tri- tonischen See angelegt haben.

Wenn man den ziemlich fruchtbaren Strich Landes bey Nifzowa zurück gelegt hat, so kommt man, diesem See gegen Morgen, in eine fürch- terliche Wüste, die sich bis an die kleine Syrte, in einem Umfange von ohngefähr zehen Meilen, erstreckt.

Dieses sey genug von der Topographie des Staats von Tunis. Wir wollen nunmehro zu interessanten Nachrichten schreiten, welche die Ge- schichte dieses Königreichs betreffen.

Zweyter Abschnitt.

Von den Staatsveränderungen des Königreichs Tunis.

Was zu jetzigen Zeiten das Königreich Tunis genannt wird, war ehemals weiter nichts, als ein Theil der Staaten, welche die Arabischen Kaliphen in Afrika besassen. Dieses war eines von den ersten Ländern, das von den Sarazenen bezwungen wurde. Nachdem die Aglabiten das Joch der Kalifen zu Ende des achten christlichen Jahrhunderts abgeworfen hatten, so legten sie eine mächtige Monarchie in der orientalischen Barbarey an, deren Hauptstadt bald Cairoan bald Tunis war. Neue Veränderungen verursachten darauf, daß dieses Land nach und nach unter die Herrschaft der Fathimiten, Zeiriden und Almohaden gerieth, die sich fast von dem ganzen mitternächtlichen Afrika Meister machten.

Naser Ledin Allah, von der Dynastie der Almohaden, übergab um das Jahr 1200 die Regierung von Tunis einem Afrikanischen Prinzen, aus dem Geschlechte der Schwarzen, Nahmens Mohammed Abdol Uahed. Dieser wuste sein Ansehen so gut zu befestigen, daß er ein eigenes Königreich daraus machte, welches er auf seine Nachkommen fortpflanzte. Die Thronfolge dieser Prinzen ist nicht weiter als bis auf den Ibrahim bekannt, welcher der vierzehnte König von dieser Linie war, und um die Mitte des vierzehnten

ten Jahrhunderts lebte; man weiß aber, daß sie bis zu Ende des folgenden Jahrhunderts zu Tunis regieret haben. Deguignes *) nennet sie Abu-Hafs, nach dem Nahmen eines ihrer Vorfahren, welcher Scheïk einer Negrischen Horde war. Von andern werden sie Caffis oder Cassis genannt. Sie legten ihre Residenz zu Tunis an, wo sie einen prächtigen Hofstaat hielten. Ihre Macht war in diesem Theile von Afrika so gros, daß sie ein Heer von vierzig tausend Mann meistens Reutern, besolden konnten. **) Es scheinet, daß sie sich eine Zeit lang den Almohaden unterworfen haben, und daß sie so gar den Sicilianern zinsbar gewesen sind. Der König von Sicilien, Karl von Anjou, bediente sich auch damals, als er den vierten König von Tunis, Mostanser Billah, bekriegen wolte, unter andern des Vorwandes, daß ihm diese Barbaren den Tribut von einigen Jahren schuldig geblieben wären. Der heil. Ludwig nahm an dem Streite seines Bruders Theil, und richtete seine Waffen, die zur Befreyung des gelobten Landes bestimmt waren, wider die Tuniser. Er bemächtigte sich der Stadt Carthago, und beschloß sein Leben vor Tunis, welches er nicht überwältigen konnte.

Deguignes sagt, daß Sinan Pacha Tunis im Jahre 1485 erobert hätte. Er irret sich aber so wohl in Absicht der Jahrzahl als im Nahmen des

*) Geschichte der Hunnen 1. Th. 6. Buch. Gervais hist. Nachr. von Tunis.

**) Geschichte der letzten Revolutionen im Königreich Tunis 1. B.

des Feldherrn. Diese Stadt gerieth zuerst den Türken unter der Regierung Solimans I., der nur erst im Jahre 1520 den Thron bestieg, in die Hände, und es war Cheredin, ein Bruder des Barbarossa, nicht aber Sinan Pacha, der diese Eroberung um das Jahr 1532, das ist, sieben und vierzig Jahre nach der von gedachtem Gelehrten angeführten Epoche, bewerkstelligte. Karl der Fünfte nahm Tunis den Türken im Jahre 1536 weg, und setzte den Mulei Hassan wiederum ein, den sie verstossen hatten. Dieser Mohrische Prinz rühmte sich, von den alten Lassis vermittelst einer Folge von 35 Königen abzustammen. Er ward den Spaniern zinsbar, die eine Besatzung in die Hauptstadt und in einige andere Oerter legten. Sie wurden aber bald darauf von den Mohren vertrieben, welche sich mit Hülfe einer von den Türken erhaltenen Verstärkung von dem Joche der Christen befreyeten. Allein Philip II. schickte ihnen ein mächtiges Heer unter dem Dom Juan von Oesterreich entgegen, wodurch das Ansehen der Spanier dort zu Lande wieder hergestellet wurde. Mohammet, ein Prinz aus der Königlichen Familie, ward auf den Thron gesetzt, und ließ sich gefallen, den ehemaligen Tribut an Spanien zu bezahlen. Dom Juan legte auf der Gulette eine Schanze an, und ließ den Gabriel Serbelloni mit sechs tausend Spaniern und einer fürchterlichen Artillerie, im Lande zurück.

Das Volk wurde aber, nach seiner gewöhnlichen Unbeständigkeit, der Regierung Mohammeds

meds überdrüssig, und nahm abermals seine Zuflucht zu den Türken, welche aus Eifersucht über die Spanische Macht diese Gelegenheit mit Vergnügen ergriffen, dieselben zu verdringen. Selim II. rüstete eine Flotte von dreyhundert Schiffen aus, worüber er dem Sinan Pacha das Commando anvertrauete. Es wurden zu diesem Feldzuge die besten Asiatischen Truppen und eine beträchtliche Anzahl Europäischer Janitscharen bestimmet. Diese Seeflotte gieng zu Ende des Aprils 1574 unter Seegel, und richtete ihren Lauf gegen Afrika, nachdem sie die Küsten von Calabrien und Sicilien verheeret hatte. Sinan stieg ohne Hinderniß nahe bey der Gulette ans Land, und, nachdem er eine ansehnliche Verstärkung von Arabern an sich gezogen hatte, so fieng er an, Tunis und die Schanzen, wodurch es vertheidiget wird, zu belagern. Er richtete den Hauptangrif auf das Schloß der Gulette, welches er nach dreyßig Tagen mit Sturm eroberte, und die Besatzung theils über die Klinge springen ließ, theils zu Sklaven machte. Tunis öfnete ihm die Thore, und das Volk, dessen Oberhäupter man gewonnen hatte, ließ sich gefallen, den Sultan Selim für ihren Beherrscher zu erkennen.

Der türkische Feldherr errichtete in der Hauptstadt einen Divan, oder ein oberstes Gericht, welches fast aus lauter Soldaten von seiner Nation bestand. Kilich Ali, ein Calabrischer Renegat, der sich zur See durch verschiedene rühmliche Unternehmungen hervor gethan hatte, wurde zum Gouverneur des Königreichs erwählet, und

mit dem Titel eines Bacha beehret. Es wurden vier tausend Janitscharen im Lande gelass n, die in verschiedene Oldaks oder Companien getheilet waren, deren jede aus fünf und zwanzig Mann bestand, und einen Hauptmann, Oldak-Bachi genannt, an der Spitze hatte. Es wurde fest gesetzt, daß diese Oldak-Bachi, nach d n Jahren ihrer Kriegsdienste, zu dem Rang eines Bachi Odolar, das ist, eines Beysitzers des Divans, erhoben, und wenn sie dieses Amt einige Monathe verwaltet hätten, in der Zahl der Boluk-Bachi aufgenommen werden solten, aus welchen leztern die Gouverneurs der Städte und andere vornehme Bedienten erwählet wurden.

Der Präsident des Raths hatte den Titel eines Aga, und blieb nur sechs Monathe in diesem Posten, welches auch noch heutiges Tages beobachtet wird. Bey seinem Abgange bestand seine ganze Belohnung in einem Gehalte von ohngefähr sechshundert Pfunden. Sinan setzte auch einen Einnehmer der Gefälle, unter dem Nahmen eines Bey, ein, dessen vornehmstes Amt darinn bestand, daß er sich an die Spitze der Kriegesvölker setzen und den Tribut haben muste. Diesem Beamten glückte es gar bald, den übrigen Staatsbedienten Gesetze vorzuschreiben.

Eine Regierungsform von dieser Art gab den Boluk Bachi eine übermässige Gewalt in die Hände, die sie dazu mißbrauchten, alle Bedienungen an sich zu reissen, und diejenigen, so unter ihnen stunden, zu tyrannisiren. Die Soldaten erregten deshalb einen Aufstand, und der größte

ste Theil dieser kleinen Tyrannen wurde hingerichtet. Die Betrügerey eines Bacha, welcher hundert tausend Thaler aus dem öffentlichen Schatze entwandte, gab noch zu einer andern Empörung Gelegenheit. Die Miliz, welche bereits wider diese Statthalter, wegen der grossen Bedrückungen, die sie vornahmen, eingenommen war, faßte den Schluß, ihrer Gewalt Schranken zu setzen. Man nahm ihnen also das Recht, in Staatssachen zu erkennen, und die oberste Gewalt wurde dem Aga, oder Präsidenten des Raths, anvertrauet. Der Bacha behielte weiter nichts, als seinen Titel, nebst einem beträchtlichen Gehalte, und den vormals mit dieser Würde verknüpft gewesenen Ehrenzeichen.

Die Agas, die ihrer Würde nur sechs Monathe vorstunden, nahmen sich noch mehrere Freyheiten heraus, als die Bachas. Diese leztern, die ihren Posten drey Jahre lang verwalteten, konnten bey ihren Plünderungen noch einige Mässigung brauchen, da hingegen die Agas einiger maassen gezwungen waren, sich den Zügel schiessen zu lassen, um Reichthümer zu erwerben. Sie unterstützten ihre Erpressungen mit Gewaltthätigkeiten, und machten sich so verhaßt, daß die Miliz den Schluß faßte, sich, nach dem Beyspiel der Algierer, einen Dey zu erwählen. Diese Wahl fiel auf den Osman, einen beherzten, klugen, und uneigennützigen Mann, welcher im Jahre 1595 der Regierung vorgesetzt wurde. Man gab ihm das Schloß zur Wohnung, ordnete ihm eine türkische Leibwache zu, und setzte

ihm Einkünfte aus, die seinem Range gemäß wären.

Der Bacha, ob er gleich mit Staatssachen nichts mehr zu schaffen hatte, wuste sich dennoch in einem gewissen Ansehen bey der Republik zu erhalten. Er erkannte den Dey nicht für seinen Obern, und nahm keine Befehle, als vom Ottomannischen Hofe, an. Die geheimen Unterstützungen, die er aus Constantinopel erhielte, setzten ihn in Stand, 3000 Janitscharen zu besolden; und der Bey, welcher die Steuern zu heben hatte, wobey man jederzeit mit gewafneter Hand zu Werke gehen muste, hielte unter diesem Vorwande ebenfalls eine kleine Armee, die ihm völlig ergeben war. Der Dey, welcher nicht gern der Gnade dieser beyden Staatsbedienten leben wolte, sahe sich also genöthiget, selbst ein Corps von zwey tausend Zoaren oder eingebohrnen Mohren aufzurichten, welches er hernach mit einiger Land-Miliz verstärkte. Auf solche Art wurde die Gewalt und die Kriegesmacht des Königreichs unter diesen dreyen Beamten getheilet.

Die Beys rissen endlich alle Gewalt an sich. Soliman, ein Afrikanischer Prinz, verwaltete im Jahre 1600 diese Würde. Nach ihm erhielte sie Murat, sein Schwiegersohn. Dieser war ein Italiäner. Er ward zu Elvi, in den Corsikanischen Gebürgen, aus einer eben so armseligen als dunkeln Familie gebohren, und fiel im neunten Jahre seines Alters den Corsaren in die Hände, die ihn an den Soliman verkauften. Weil der Bey an diesem Kinde glückliche Fähigkeiten wahr-

wahrnahm, so erzog er ihn mit besonderer Sorgfalt, bewog ihn sich beschneiden zu lassen, und verwandelte seinen Nahmen Senti in Murat. Hernach gab er ihm seine Tochter Turkia zur Ehe, machte ihm zu seinem Gehülfen und Nachfolger im Beylik, und überließ ihm schon bey seinen Lebzeiten die ganze Verwaltung dieser Würde.

Murat verrichtete sein Amt mit grosser Unterscheidung. Er strafte die aufrührischen Unterthanen, die sich weigerten, die Abgaben zu bezahlen; er machte verschiedene bisher unabhängige Völkerschaften zinsbar; er erwarb sich die Freundschaft der Bachas und Deys seiner Zeiten, und wuste sich der Achtung aller Stände des Staats würdig zu machen. Sein Ansehen war so groß, daß er es dahin brachte, daß die Wahl der Deys von ihm abhängen muste, und der Beylik in seinem Hause erblich wurde. Dieser Prinz starb um das Jahr 1642, und hinterließ einen einzigen Sohn, Nahmens Amuda, welcher nur sechszehn Jahre alt war, als er zum Bey ausgerufen wurde.

Ben Assari, der Anführer einer zahlreichen Arabischen Horde, die sich an den Gränzen von Algier und Tunis niedergelassen hatte, machte sich die Jugend des Amuda zu Nutze und wagte einen Einfall in das Gebiete der Republik. Zu gleicher Zeit warfen auch die in den Gebürgen und besonders die in der Wüste Sahara wohnenden Völker das Joch ab, und weigerten sich den Tribut zu bezahlen. Mit diesen Rebellen muste Amuda fast so lange, als er Bey war, Krieg führen; allein

er besiegte nicht nur ihre Hartnäckigkeit, sondern er erweiterte auch seine Eroberungen in der Wüste Sahara bis an die Gränzen von Aethiopien. Er ließ an den Oertern, die am leichtesten zu bewachen waren, Schanzen anlegen, und versahe sie mit Besatzung, um diese wilden Völker im Zaum zu halten

Die Dienste, die er seinem Vaterlande leistete, vermochten den Ottomannischen Hof, ihn zum Bacha von Tunis zu ernennen, und ihm zu verstatten, daß er den Beylik seinen Söhnen abtreten durfte, davon der eine Murat, der andere aber Mameth Laffis hieß. Amuda stand als Bacha seiner Würde mit einer Würde mit einer ungewöhnlichen Redlichkeit vor. Er schafte eine Menge Auflagen ab, die seine Vorfahren unrechtmäßsiger weise eingeführet hatten, und bediente sich seines Ansehens nur dazu, den Erpressungen zu wehren und dem Volke Erleichterung zu verschaffen. Als das Reich durch eine Hungersnoth heimgesucht wurde, so ließ er seine Magazine und Kornboden für die Armen öfnen, und noch ausserdem Summen Geldes unter die achtbarsten Bürger austheilen. Selbst der Tod, der ihn im Jahre 1668 dahin riß, konnte seiner Freygebigkeit keine Schranken setzen; denn er setzte achtzig christliche Sklaven vermittelst seines lezten Willens in Freyheit, und bedachte die Krankenhäuser und Moscheen mit ansehnlichen Vermächtnissen.

Der Beylik wurde, wie ich bereits erwähnt habe, zwischen Murat, dem zweyten dieses Nahmens, und dem Mameth Laffis getheilet, davon

der

der eine die orientalischen und der andere die occidentalischen Länder erhielte. Der erste Gebrauch, den sie von ihrem Ansehen machten, bestand darinn, daß sie den Caraguza, einen ehrzeizigen Alten, der sich vermittelst einer gewaltigen Verschwörung sechs Monathe vor dem Tode des Amida zum Deylik hinauf geschwungen hatte, absetzten. Agi Ali, den Mamehr schützte, wurde mit dieser Würde beehret, die der Divan nur blos der Form wegen vergab, und mit welcher die Beys seit vierzig Jahren fast gänzlich nach ihrem Willkühr zu schalten pflegten. Ali selbst, den ein Schlagfluß ausser Stand gesetzt hatte sein Amt zu verwalten, wurde nach Ablauf eines Jahres abgesezet, ohne daß die Beys daran Theil nahmen, welche damals mit Eintreibung des Tributs beschäftiget waren. Ein Schwarm von Aufrührern setzte den Chaban Codgia an seine Stelle.

Diese Wahl verursachte viele Unruhen. Die Beys glaubten, daß ihr Ansehen verlezt wäre, und beschlossen, sich an dem Chaban zu rächen, welcher, anstatt daß er hätte suchen sollen, sie zu besänftigen, vielmehr darauf bedacht war, ihre Gewalt zu Grunde zu richten, und den Deylik wieder in seinem alten Glanze herzustellen.

Die Sachen giengen so weit, daß die Beys einen öffentlichen Krieg anfiengen, und sich der Stadt Tunis mit funfzig tausend Mann näherten. Die Mitglieder des Divans und die türkische Miliz hatte es bis dahin mit der Partey des Chaban Codgia gehalten. Allein man war so wenig im Stande der Armee der Prinzen Wi-

derstand zu leisten, daß man den Schluß faßte, Abgeordnete an sie zu schicken, welche im Nahmen des Divans beschwören solten, die Waffen nicht wider das Vaterland zu richten, die ihr Vater und Grosvater so rühmlich zur Vertheidigung desselben angewendet hätten.

Die Beys anworteten, sie hätten nur darum die Waffen ergriffen, um sich den Unternehmungen einer feindseligen Rotte zu widersetzen, und sie würden gar keine Schwierigkeit machen, ihre Völker aus einander gehen zu lassen, wenn sich der Divan entschlösse, den Chaban abzusetzen, und dem Mameth Mentesell i die Würde eines Dey zu ertheilen. Man mußte sich diesen Bedingungen unterwerfen. Mentesselli, ein Afrikanischer Herr, wurde im Rath ausgerufen, Chaban aber nach Zwan verwiesen, wo er einige Tage darauf sein Leben auf eine Art, die eben nicht natürlich zu seyn schien, endigte.

Diese herzhafte That vermehrte nur den Haß gegen die Beys. Die Miliz war unwillig darüber, daß ihr diese Tunisische Prinzen Gesetze vorschreiben, und daß dieselben mit den vornehmsten Bedienungen und mit der ganzen Kriegesmacht des Reiches nach eigenem Willkühr schalten solten. Ali Laz, Mameth Aga, und andere türkische Hauptleute entschlossen sich demnach, dieser Sklaverey ein Ende zu machen, und entdeckten ihr Vorhaben dem Bacha von Tunis, Ali Berber, welcher ihnen seinen Beystand versprach. So bald sie sich seines Schutzes getrösten konnten, so begaben sie sich auf das Schloß, wohin

sie

sie ein Schwarm von Rebellen begleitete. Mentesellis wurde mit Gewalt aus seinem Pallaste gejagt, und die Aufrührer erwählten den Ali Laz zum Dey.

Einige Tage darauf wurden die Beys in einer Versammlung des Volks ihrer Würden entsetzt, und für Feinde des Staats erkläret. Man plünderte die beyden Palläste, die sie zu Tunis hatten; man ermordete ihre Haußbedienten und Günstlinge, und begegnete ihrem Frauenzimmer auf die schimpflichste Art, indem man sie nackend auszog und mit der äussersten Unanständigkeit durchsuchte, um zu verhindern, daß sie ihre Kleinodien nicht mit nehmen solten. Ali Laz erhob darauf den Aga der Miliz, Nahmens Mameth, zum Deylik.

Die Beys, welche mit Recht über so viele Gewaltthätigkeiten und Beschimpfungen aufgebracht waren, rückten mit einem Heere von sechszig tausend Mann vor Tunis. Alle, die es redlich meynten, zitterten für diese Hauptstadt, und dachten auf Mittel, dem drohenden Ungewitter zuvor zu kommen. Der Bacha selbst schien das Verfahren der Rebellen zu mißbilligen, und gab zu verstehen, daß man sich gar zu leichtsinnig in ein sehr gefährliches Unternehmen eingelassen hätte. Diese Freyheit mißfiel dem Dey, welcher seine Vermessenheit aufs höchste trieb, indem er den Ali Berber aus der Stadt verwieß, auch alle Einwohner, die seinen Befehlen nicht blindlings gehorchen wolten, ins Elend schickte.

Es waren in Tunis ohngefähr sieben und zwanzig tausend Mann regulirter Völker vorhanden. Nachdem Ali Laz vernommen hatte, daß die Feinde einen ansehnlichen Theil ihres Heeres zum Fouragiren ausgeschickt hätten, so wolte er sich diesen Umstand zu Nutze machen, und ihr Lager angreifen. Murat hielte mit funfzehn hundert Mann ihren ersten Anfall aus, unn nachdem Mahmeth Laffis mit den übrigen Truppen zu seinem Bruder gestossen war, so grif er die Tunisische Armee von der Seite an, brachte sie in Unordnung, und trieb die Flüchtigen bis an die Mauren der Stadt. Die Einwohner, welche besorgten, daß die Sieger zugleich mit den Besiegten in Tunis eindringen möchten, schlossen die Thore zu, und gaben ihre Völker der Wuth der Feinde Preiß, die ein entsetzliches Blutbad unter ihnen anrichteten.

Diese Niederlage breitete eine allgemeine Bestürzung in der Stadt aus. Der gröste Theil der Soldaten, die den Ort vertheidigen solten, schlossen sich in den Moscheen ein, wo sie sich in der Eil verschanzten, in der Hofnung, an diesen heiligen Oertern entweder eine Freystatt zu finden, oder doch ihr Leben daselbst theuer zu verkaufen, wenn sie keine Capitulation erlangen solten. Der Dey flüchtete mit seinen Freunden und mit seiner Leibwache auf das Schloß, und verließ solches hernach wieder auf den Befehl des Divans, welcher ihm erlaubte, sich nach Hamameth zu begeben. Allein die Beys hatten von seiner Entweichung Nachricht erhalten, und liessen ihn unterwe-

terweges durch Soldaten, die sich im Gebüsche versteckt hatten, ermorden. Einige Tage darauf wurden diese beyden Prinzen in Tunis eingelassen, wo das Morden und die Landesverweisungen aufs neue den Anfang nahmen. Sie liessen die Häuser ihrer Feinde plündern, und die meisten Anführer der Empörung hinrichten. Die in den Moscheen verschanzten Soldaten riefen die Ueberwinder vergebens um Gnade an, und hatten das Schicksal, unter den Ruinen dieser Freystätte, die mit Canonen eingeschlossen wurden, begraben zu werden.

Die Beys setzten den Mentiselli wieder in seine erste Würde ein, riefen den Ali Berber zurück, und wusten ihr Ansehen mehr wie jemals geltend zu machen. Murat, der älteste von diesen Prinzen, starb im Jahr 1675, in einem Alter von fünf und vierzig Jahren. Er war ein Mann von einer vortheilhaften Gestalt, von grosser Herzhaftigkeit, von einem einnehmenden und klugen Geiste, dessen Umgang angenehm, und der mit vorzüglichen Gaben zur Regierung gebohren war. Er wußte sich des natürlichen Widerwillens, welchen die Türken und Mohren gegen einander hegen, geschickt zu bedienen, und sich beyden gleich furchtbar zu machen. Er war freygebig und prächtig, ohne sich jedoch von den Vorschriften einer klugen Sparsamkeit zu entfernen. Ob ihn gleich der Krieg zu einem ausserordentlichen Aufwande veranlasset hatte, so verschafte er sich doch einen ansehnlichen Zuwachs seines Vermögens, und hinterließ seinen Erben einen rei-

chen

chen Schatz und acht hundert Sklaven, nebst fünf Schiffen, die ihm eigenthümlich gehöreten. Man will sagen, dieser Held, der seine Feinde in so vielen Schlachten besieget, hätte sich endlich selbst im Schooß der Ruhe von der Weichlichkeit besiegen lassen, und sich in den letzten Jahren seines Lebens wollüstigen Ausschweifungen ergeben, wodurch seine Tage verkürzet worden.

Mameth und Ali, Murats Söhne, machten sich nach seinem Tode die Herrschaft streitig, welches den Divan bewog, dem Laffis ihrem Oheim, den Beylick zu übertragen, als welcher solchen bereits gemeinschaftlich mit dem Murat verwaltet hatte. Allein diese Wahl dämpfte die Unruhen nicht. Mameth setzte sich an die Spitze einer mächtigen Partey, und ergrif die Waffen wider den Laffis, welcher nachdem er sich genöthiget gesehen das Commando niederzulegen, auf einer französischen Tartane zu Schiffe gieng, und nach Tripoli flüchtete. Einige Zeit darauf begab er sich nach Constantinopel, wo er sich bemühte, den Großherrn zu vermögen, daß er wieder eingesetzet würde. Tunis öfnete inzwischen den Mahmed die Thore, welcher, da ihn der Dey und andere, die seinem Vater ihr Glück verdanken musten, bey seiner Empörung begünstiget hatten, sich fast ohne die geringste Hinderniß der obersten Gewalt bemächtigte.

Ali ward über die Erhebung seines Bruders eifersüchtig. Weil er mit dem Laffis so wohl durch die Bande der Freundschaft als des Geblüts verbunden war, so suchte er den Eifer sei-

ner ehemaligen Anhänger aufs neue rege zu machen, und wuste den Dey von Algier auf seine Seite zu bringen, der ihm eine Freystatt in seinen Staaten anwieß. Zu gleicher Zeit gab ihm ein Arabischer Scheïk, der aus einer der ältesten Afrikanischen Familien herstammete, seine Tochter zur Ehe. Da also Ali von seinem Schwiegervater und von den Algierern unterstützet wurde, so sahe er sich bald an der Spitze eines Heeres von dreyßig tausend Mann.

Laffis hingegen führte seine Unterhandlungen bey der Pforte so glücklich aus, daß er von dem Großvezir Achmet Cuproli nicht nur einen Befehl wegen seiner Wiedereinsetzung in den Beylik, sondern auch das Patent eines Bacha, und ein Hülfs-Korps von fünf tausend Mann erhielte. Er gieng mit diesen Truppen unter Seegel, und suchte unterweges die beyden venetianischen Inseln, Tine und Corfu, zu überfallen. Er bediente sich des Handlungs-Vertrags, den er zu Constantinopel mit dem Baylo Morosini geschlossen hatte, zum Vorwande, und verlangte in diese Inseln eingelassen zu werden, um daselbst einige Erfrischungen zu sich zu nehmen. Allein die dasigen Befehlshaber merkten seine List, und liessen auf seine Schiffe Feuer geben.

Laffis war in seinen fernern Kriegsunternehmungen eben so wenig glücklich. Von den zehn Schiffen, woraus seine Eskader bestand, verliessen ihn sechs auf der Höhe von Tripoli, und er verlor durch diese Entweichung einen Theil der Völker, die ihm der Großsultan gegeben hatte.

Er

Er setzte zwar dem ungeachtet seinen Weg auf Tunis fort; als er aber in einem kleinen Hafen auf der Küste ankern wolte, so ließ der daselbst commandirende Aga auf seine Schiffe feuern, und drohete ihm, daß er sie in Grund bohren würde, wenn er sich nicht entfernte! Er war also gezwungen, diese Rheede zu verlassen, und wolte nach Constantinopel zurück kehren; allein die meisten von seinen Leuten erklärten sich, daß sie sich unmöglich entschliessen könnten, sein Schicksal länger mit ihm zu theilen, und daß sie sich nach so vielen ausgestandenen Beschwerlichkeiten nunmehro wieder in ihr Vaterland begeben müsten. Diese Vorstellungen wurden mit einigen Drohungen begleitet, weshalb der Feldherr besorgte, daß die Rebellen zu Gewaltthätigkeiten schreiten möchten. Um also ihren gefährlichen Absichten zuvor zu kommen, so gab er dreyen von den Schiffen, die ihn begleiteten, ihre Abfertigung, und nahm mit dem vierten den Weg auf Navarin, wo er, zu Vermehrung seines Leidwesens, die Nachricht von dem Tode des Achmet Cuproli, seines Beschützers, hören muste. Er sahe sich also genöthiget, seine Unterhandlungen bey dem Cara Mustapha, den Nachfolger des Cuproli, von Neuem anzufangen, und muste sich bemühen, diesen Minister, welcher der härteste und geizigste Mensch war, durch demüthige Aufwartungen und Geschenke zu gewinnen.

Unterdessen da sich Laffis in der Türkey so viele Mühe gab, seine erste Würde wieder zu erlangen, stritte sein Neffe in der Barbarey für

eben diese Sache mit ungleichen Erfolge. Mustapha, einer von seinen Feldherren, überfiel einen feindlichen Hauffen, welchen Assan Chelebi anführte, brachte denselben in Unordnung, und ließ mehr als fünfhundert Mann über die Klinge springen. Assan, welcher mit Recht besorgte, daß sich Mameth Bey deshalb an ihm rächen würde, trat bey dem Ali in Dienste, und die meisten Soldaten, die bey dieser Niederlage mit dem Leben davon kahmen, folgten seinem Beyspiel. Kurz darauf trug Ali einen zweyten Sieg über seinen Bruder davon, welcher, da er im Kampfe vom Pferde gefallen war, beynahe in die Gefangenschaft gerathen wäre. Diese Schlacht geschahe den 15 Jänner 1677, und kostete dem Mameth tausend Mann, welcher sich darauf in gröster Unordnung nach Cairoan zurück zog. Endlich wurde Ali nach einem dritten Treffen, wobey sich das Glück abermals für ihn erklärete, Meister von Tunis, wo er den alten Dey absetzte, und den Adgi Mami Pissara an seine Stelle erhob.

Alles schien sich dem Sieger zu unterwerfen, welcher, um den Krieg zu endigen die Belagerung von Keffe, einem festen Platze, vornahm, wohin sein Bruder alle seine Schätze in Sicherheit gebracht hatte. Währender Zeit aber, da er diesen Ort immer enger einschloß, brachte Mameth alle Türken, die bey seines Bruders Armee stunden, durch Bestechungen auf seine Seite, und verursachte dadurch, daß sie, an statt Sturm zu laufen, den Ali selbst angriffen und zu eben

der

der Zeit, da er sich an ihrer Spitze setzen und sie selbst gegen die Stadtmauren anführen wolte, ein fürchterliches Feuer auf diesen Feldherrn machten. Diese unvermuthete Empörung machte alle, die ihn begleiteten bestürzt und flüchtig. Mitten in dieser Unordnung sahe Ali, wie sein Lager zugleich von dem Heere seines Bruders und von der Besatzung zu Keffe, die einen heftigen Ausfall auf seine Völker that, angegriffen wurde. Durch die Menge der Feinde vielmehr entkräftet als überwunden, zog er sich mit den Trümmern seiner Armee nach Algerrid, wo er sich mit einem starken Haufen türkischer Völker, die er zu Eintreibung des Tributs ausgeschickt hatte, vereinigte.

Dieser Sieg verursachte eine neue Revolution in Tunis. Nachdem Mameth dem Divan von seinen Progressen Bericht ertheilet hatte, so wurden deshalb in der Stadt Freudenbezeigungen angestellet, und alle Befehlshaber, in den Festungen des Königreichs erhielten Befehl, dem Ueberwinder die Thore zu öfnen. Mami Pissara hingegen, welchen Ali zu der Würde eines Dey erhoben hatte, wurde auf Mameths Ordre erdrosselt.

Inzwischen warb Ali schleunigst frische Truppen an, und lagerte sich mit denselben zwo Tagereisen von Keffe, wo sich ein starkes Korps Araber, die ihm sein Schwiegervater zugeführet hatte, mit ihm vereinigte. Weil er den Marsch aufs schleunigste fortsetzte, so stieß er bald auf das Heer seines Bruders, welcher ihm selbst einen Strich Weges entgegen gegangen war, um mit

ihm

ihm zu schlagen. Es kahm auch wirklich auf einer Ebene ohnweit Keffe zum Handgemenge. Ali, welcher mit Recht auf die Türken, die ihn bey der Belagerung dieses Platzes niederträchtiger Weise verlassen hatten, erbittert war, grif sie gleich Anfang mit dem Kern seiner Reuterey an, und hieb so nachdrücklich auf sie hinein, daß sie sich in der grösten Unordnung nach einer Anhöhe ziehen musten, wo sich Assan, ihr Anführer, noch eine Zeitlang vertheidigte. Nachdem Ali einige von seinen Völkern daselbst zurück gelassen hatte, um diesen feindlichen Haufen einzuschliessen, so that er einen Anfall auf ein Korps Araber, welches sein Bruder anführte, brachte es mit eben dem Glücke in Unordnung, und verfolgte es bis an die Thore von Keffe, wo Mameth noch glücklich genug war, seine Sicherheit zu finden. Während der Zeit, da Ali beschäftiget war, dem Feinde nachzusetzen, zwang sein Schwiegervater die Türken, die er auf der vorgedachten Anhöhe umzingelt hatte, die Waffen niederzulegen, und sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Die meisten davon wurden theils am Tage der Schlacht, theils den Tag darauf, in des Ali Gegenwart, niedergemetzelt.

Nachdem Ali das Feld behalten hatte, so schickte er den Mustapha, einen Spanischen Renegaten, mit vier tausend Mann, nach Tunis, welcher diese Stadt nebst den Schlössern in Besitz nehmen, und die Einwohner anhalten solte, den Deylik dem Tabacoreis, einem Mohrischen Prinzen, welcher dem Ali sehr ergeben war, zu über-

übertragen. Mustapha traf anfänglich einigen Widerstand an. Man weigerte sich ihn in die Stadt zu lassen, und gab vor, daß der Divan den Schluß gefaßt hätte, eine genaue Neutralität zu beobachten, und keinen Truppen von beyden Parteyen, so lange der Krieg dauren würde, den Eingang zu verstatten. Da man auch wuste, daß Ali den Tabacoreis zur Würde eines Dey zu erheben in Willens war, so eilte man, den Husum Achmet, einen türkischen Hauptmann, welcher schon längst darnach gestrebt hatte, mit derselben zu bekleiden. Allein dieser Troz hatte nicht lange bestand. Denn weil der Feind alle Zugänge zu der Stadt besetzt hatte, und sich die Hungersnoth daselbst zu äussern anfieng, so erregte das Volk einen Aufstand, und öfnete dem Mustapha selbst die Thore von Tunis, wo dieser Feldherr, ausser verschiedenen andern Handlungen, wodurch er sein Ansehen festsetzte, den Husum Achmet hinrichten ließ, und den Tabacoreis zu seinem Nachfolger ernannte.

Mameth ließ sich durch diese Niederlage nicht abschrecken, sondern trat mit einem Korps von zwölf tausend Mann, welches seine besten Truppen waren, den Marsch an. Nachdem er erfahren hatte, daß Ali und sein Schwiegervater eine Meile von einander gelagert wären, so glaubte er, daß er desto leichter den Sieg über sie davon tragen würde, wenn er einen jeden besonders angriffe. Er that also zwo Stunden vor Tage einen Anfall auf die Truppen des Arabischen Scheïk, die sich nichts weniger vermutheten. Ihr

Anfüh-

Anführer wurde gleich in dem ersten Feuer getödtet, worauf sie insgesamt die Flucht nahmen und nur auf ihre Rettung bedacht waren. Ali erfuhr dieses Unglück von einigen Arabern, die in sein Lager geflohen waren. Er ließ seine Soldaten sofort zum Gewehr greifen, rückte in guter Ordnung seinem Bruder entgegen, und zog alle Flüchtlinge, die er auf dem Wege antraf, zu seinem Heere. Mameth sahe sich also genöthiget, ein zweytes Treffen zu liefern, in welchem er alle Vortheile, die er in seinem nächtlichen Ueberfall erlanget hatte, wiederum einbüßte. Seine Völker wurden, nach einem hartnäckigen Widerstande, in Unordnung gebracht, und liessen vier tausend Todte, nebst einer grossen Anzahl von Verwundeten und Gefangenen, auf dem Wahlplatz.

Ali ließ darauf tausend feindlichen Todten die Köpfe abhauen, und schickte sie, als ein sicheres Zeichen des erfochtenen Sieges, nach Tunis. Die Einwohner daselbst, die ihn mehr als seinen Bruder liebten, und es bisher nur aus Furcht mit der Gegenparten gehalten hatten, gaben ihr Vergnügen über seinen Triumph durch ausserordentlichen Freudenbezeigungen zu erkennen. Er schickte den Mustapha in die Stadt, welcher daselbst in seinem Nahmen commandiren solte, und weil er sich gänzlich auf die Treue dieses Spaniers verließ, so setzte er sich gegen die Gränze in Marsch, theils um den Tribut zu heben, theils aber auch, um einige Völkerschaften, die sich während der Unruhen empöret hatten, zu züchtigen.

Mameth machte sich die Abwesenheit seines Bruders zu Nutze, zog einige Truppen zusammen, und rückte schleunig vor die Thore der Hauptstadt, die ihm von seinen Anhängern geöffnet wurden. Weil Mustapha die Stadt nicht nicht hatte retten können, so zog er sich in das Schloß, welches er zu vertheidigen den Vorsatz faßte, ob es gleich ein sehr schlechter Platz war. Mameth sahe sich gezwungen, ihn förmlich anzugreifen, und begieng während dieser Belagerung eine Menge Gewaltthätigkeiten, die ihn bey den Einwohnern vollends verhaßt machten. Als er aber vernahm, daß sein Bruder zum Entsatz der Belagerten im Anmarsch wäre, so verließ er Tunis, und nachdem er eine Zeitlang zweifelhaft gewesen war, ob er abermals eine Schlacht wagen solte, so entschloß er sich endlich zu dem leztern, weil ihm die Türken versprachen, daß sie ihre Landesleute, die bey dem Heere des Ali stunden, demselben abspenstig machen wolten Auf diese Versicherung rückte er gegen die feindliche Armee, nachdem er einige Soldaten, die zu dem Komplot gehöreten, voran geschickt hatte. Diese letztern begaben sich in das Lager des Ali, wo sie als Freunde aufgenommen wurden, und unter seinen Truppen Dienste nahmen. Noch in derselben Nacht glückte es ihnen, alle bey seiner Armee befindlichen Türken zum Ausreissen zu verleiten, indem sie dieselben beredeten, daß Mameth Meister von Tunis und von dem Schlosse wäre, daß er den Mustapha hinrichten lassen, und daß

die

die Anhänger seines Bruders ohne alle Hoffnung verloren wären.

Da sich Ali auf solche Art von einem Theil seiner Kriegesvölker verlassen sahe, so fand er nicht rathsam, die Feinde, welche nur eine Tagereise von seinem Lager entfernt waren, zu erwarten. Er gieng also wieder nach der Gränze zurück, auf welchem Marsche der getreue Mustapha mit zwölf hundert Pferden zu ihm stieß. Mameth, welcher dem Kriege durchaus vermittelst einer entscheidenden Schlacht ein Ende machen wolte, folgte seinem Bruder so nahe auf den Fuß, daß beyde Armeen sich einander im Gesichte waren. Es kam darauf zu einem hartnäckigen Treffen, welches einige Stunden daurete, nach deren Verlauf sich der Sieg endlich für den glücklichen Ali erklärete, der den Türken kein Qvartier gab, sondern fünf hundert Köpfe derselben nach Tunis schickte. Er begab sich auch selbst zween Tage darauf nach gedachter Stadt, wo er seine Zurückkunft durch die Hinrichtung aller derer, die sich bey dem lezten Aufstande für seinen Bruder erkläret hatten, bezeichnete.

Auf solche Art blieb Ali, nach einem dreyjährigen Kriege Meister von Tunis und dem ganzen Königreiche. Zu noch grössern Glücke kahm Lasfis eben um diese Zeit aus Constantinopel, mit dem Patent eines Bacha, und einer Vollmacht, so wohl mit dem Beylik als mit der Würde eines Dey nach eigenem Willkühr schalten zu können. Diese Bestallungen sollen ihm, wie man sagt, über sechsmal hundert tausend Thaler gekostet haben

ben. Er wollte bey seiner Ankunft die Gerechtsame, wozu er sich laut dieser Gnadenbriefe befugt zu seyn glaubte, nach ihrem ganzen Umfange bedienen, und die drey Hauptwürden des Reichs in seiner Person vereinigen. Allein Ali, welcher den Krieg nur darum unternommen hatte, damit er zum Beylik gelangen möchte, war gar nicht gesonnen, der Frucht seiner ausgestandenen Beschwerlichkeiten zu entsagen; wie denn auch Tabacoreis, ein Officier von der türkischen Miliz, welcher durch den Schutz des Ali zum Dey erwählet worden war, den Schluß faßte, seinen Posten zu behaupten, und sich offenbar mit diesem Prinzen verband. Laffis sahe sich also genöthiget, sich mit der Würde eines Bacha zu begnügen, seinem Neffen aber die oberste Gewalt, die seit so vielen Jahren mit dem Beylik verbunden war, zu überlassen.

Mameth, der seinem unglücklichen Schicksal hatte nachgeben müssen, hielte sich zu Cairoan auf, wo er ein eingezogenes Leben führte, welches von der Lebensart der Marabuts, oder der Afrikanischen Derwische wenig unterschieden war. Sein Bruder störte ihn zwar in diesem ruhigen Aufenthalte nicht; er glaubte aber doch, daß es ein Fehler wider die Staatskunst wäre, wenn er den Achmet, seinen ältesten Sohn, welchen Mameth selbst, als ein sicheres Pfand seiner Treue, an den Hof des Bey geschickt hatte, am Leben liesse. Der junge Prinz wurde also auf den Befehl des Ali ermordet, und diese schändliche That erregte eine neue Revolution. Mameth grif abermals

zu

zu den Waffen, um den Tod seines Sohnes zu rächen. Er wurde von seinen alten Anhängern in Tunis aufgenommen, setzte sich an die Spitze einiger ausgesuchten Truppen, und trug den Sieg über seinen Bruder davon, welcher sich gezwungen sahe, nach Keffe zu flüchten. Die meisten von denen, die an der Ermordung Achmets Theil genommen hatten, fielen in die Hände des Ueberwinders, welcher sie seiner gerechten Rache aufopferte.

Währender Zeit, da die beyden Beys das Königreich durch ihre Zwistigkeiten zerrütteten, entstand eine dritte Partey, die sich öffentlich wider sie erklärete. Die meisten türkischen Soldaten traten auf die Seite dieser Partey, und hatten den Achmet Chelebi an ihrer Spitze, der sich des Deylik bemächtiget hatte. Bey diesen Umständen versöhnten sich die beyden Brüder mit einander, und vereinigten ihre Kriegesmacht wider ihren gemeinschaftlichen Feind, dem sie eine Schlacht lieferten, und dabey den Kürzern zogen. Dieser Unfall bewog sie, ihre Zuflucht zu dem Dey von Algier, Ibrahim, zu nehmen, welcher ihnen eine ansehnliche Verstärkung zuführete. Sie belagerten Tunis im Jahre 1685 und bemächtigten sich dieser Stadt nach einer Blokade von acht Monathen. Chelebi wurde zum Gefangenen gemacht und in Ibrahims Zelt geführet, der ihn einige Tage darauf erdrosseln ließ.

Inzwischen begegneten die Algierer, welche in der Hauptstadt eben so mächtig waren, als die Beys selbst, den Einwohnern mit der äusser-

sten Härte, und begiengen in dieser unglücklichen Stadt die schrecklichsten Grausamkeiten. Einige Soldaten trieben die Verwägenheit so weit, daß sie so gar zween Mohren biß in den Pallast des Mameth verfolgten, welcher sich genöthiget sahe, ihrem Ungestüm nachzugeben, und den Befehl ertheilte, daß diese Elenden von einer hohen Terrasse herab gestürzt werden solten. Ali ließ demnach, um dieser Unordnung zu steuren, alle diese fremden Soldaten aus Tunis marschiren; sie rächten sich aber wegen dieser Beschimpfung an ihm, und ermordeten ihn in seinem Zelte. So war das Schicksal eines Prinzen beschaffen, der viele grosse Eigenschaften besaß, den aber die Ehrsucht wider seinen Bruder wafnete, und in viele Verbrechen stürzte, für welche er hernach die gerechte Strafe erdulden muste.

Mameth, der durch diesen Tod zum ruhigen Besitz des Beyliks gelangte, suchte darauf die Algierer los zu werden, welche auch in ihren Abzug willigten, nachdem sie eine Summe von vierzig tausend Piasters empfangen hatten. Sie rückten aber nach einiger Zeit, auf Anstiften einiger Mißvergnügten, denen daran gelegen war, daß die Unruhen noch weiter fort daureten, wieder in das Königreich ein. Mameth that vergebliche Versuche, sie in ihrem Marsch aufzuhalten. Er schloß sich also in Tunis ein, wo er eine Belagerung von vier Monathen herzhaft aushielte. Da er sich aber von einem geschäftigen Feinde in die Enge getrieben sahe, und sich auf die Treue der Tuniser wenig verlassen konnte, so faßte er endlich

lich den Schluß, in die Wüste Sahara zu flüchten. Tunis öfnete darauf seine Thore den Algierern, welche dem Benchuk, einem Schwager des Mameth, die Würde eines Bey übertrugen, den Tatar aber, einen Officier von der türkischen Miliz, zum Dey ernenneten. Allein Benchuk machte sich durch seine Gewaltthätigkeiten so verhaßt, daß die Tuniser den Mameth zurück riefen. Dieser leztere genoß aber des Glücks seiner Wiedereinsetzung nicht lange. Ein Schlagfluß riß ihn im Jahre 1590 dahin, und endigte eine Regierung, die mit vielen Widerwärtigkeiten vermischt gewesen war.

Ramadan, sein Bruder, folgte ihm nach, ob sich gleich der Divan und das Volk widersetzten, und seinen Neffen Murat zum Bey verlangten. Die Algierische Partey machte, daß Ramadan vorgezogen wurde, ungeachtet derselbe ein Mensch von mittelmässigen Genie war, sich wenig auf Staatssachen gelegt hatte, und eben so wenig geschickt war, selbst zu regieren, als gute Minister zu erwählen. Er überließ dem Mezaul alle Gewalt, welcher ein Renegat aus Floren; und wegen seiner Laster beschrieen war. Auf den Rath dieses unwürdigen Staatsbedienten faßte er den Schluß, dem jungen Murat die Augen ausstechen zu lassen; allein der Wundarzt *), welcher die Operation verrichten solte, beschädigte nur blos die Augenlieder des Prinzen, welche sich

*) Er war aus der Provence, hieß Carlier, und hatte sich durch die Freunde des Murat bestechen lassen.

auch dergestalt entzündeten, daß jedermann glaubte, der Befehl sey nach aller Strenge vollzogen worden. Da aber der Haß immer argwöhnisch ist, so stellte man dem Murat verschiedene Netze, um von seiner wirklichen Blindheit völlig überzeugt zu werden. Bald warf man glüende Kohlen in sein Zimmer, auf welche er ohne auszuweichen trat; bald hielte man ihm entblößte Degen vor, bey deren Anblick er aber nicht das geringste Entsetzen merken ließ. Endlich wurde er in ein abgelegenes Schloß gebracht, und der Aufsicht eines abgefallenen Mönchen, Nahmens Papafals, welcher den Agatitel führete, übergeben.

Hier konnte Murat, ungeachtet aller angewandten Geschicklichkeit, dennoch die Wachsamkeit dieses Spions, der gemeiniglich mit ihm speisete, nicht lange hintergehen. Der Aga merkte, daß sein Gefangener nicht blind war, und hinterbrachte solches dem Ramadan. Ehe diese Nachricht aber bis zu dem Bey, welcher eben damals wegen der Einforderung des Tributs zu Felde war, gelangen konnte, so brachte Murat einige Soldaten, die bey ihm die Wache hatten, auf seine Seite, und nahm darauf die Flucht, nachdem er den Aga und drey Morische Sklaven, die an seiner Entweichung nicht hatten Theil nehmen wollen, niedergemacht hatte. Er begab sich in die Gebürge bey Uselette, Tunis gegen Mittag, wo er schon seit langer Zeit ein Verständniß mit den Arabischen Scheïks und den vornehmsten Oberhäuptern der Miliz unterhalten hatte.

Diese Begebenheit war kaum ruchtbar geworden

worden, als sich bereits die Völker von allen Seiten für den Murat erkläreten. Ramadan sahe sich von dem größten Theil der Truppen, die ihn begleiteten, verlassen, und hatte kein anderes Mittel übrig, als nach dem Hafen bey Susa zu eilen, in der Hofnung, ein Schif daselbst anzutreffen, welches ihn ausserhalb des Königreichs bringen könnte. Nachdem man ihn aber in dieser Stadt gefänglich eingezogen hatte, so wurde er auf Murats Befehl erdrosselt, welcher darauf seinen Körper ins Feuer werfen ließ, und sich das unmenschliche Vergnügen machte, seine Asche mit Wein vermischt zu trinken. Mezaul wurde in einen eisernen Bauer gesperret, und acht und vierzig Stunden lang durch Henkersknechte gemartert, die seinen ganzen Körper zergliederten. Endlich übergab man ihn dem Pöbel, der ihn vollends in Stücken zerriß.

Murat wolte sich darauf an den Algierern rächen, die sich beständig seiner Erhebung widersetzt hatten. Er rückte also mit gewafneter Hand in ihr Königreich, wurde aber unter den Mauren von Constantine geschlagen. Dieser unglückliche Feldzug machte ihm ausserordentliche Kosten, die er nicht anders, als durch eine übertriebene Bedrückung seiner Unterthanen, bestreiten konnte. Dergleichen Gewaltthätigkeiten kamen ihm nicht sauer an, denn er war ein stolzer rachsüchtiger Mensch, ein wilder Barbar, ohne Religion und Sitten, ein Sklave viehischer Begierden, der durch nichts im Zaum gehalten werden konnte. Er hatte, wie St. Gervais sagt, beständig Pistolen.

stolen, Säbel und Flinten neben sich liegen ‥ ‥ er tödtete die Leute mit kalten Blute ‥ ‥ und diese blutige Beschäftigung diente ihm zum Zeitvertreibe. Als sich die Mönche und Priester des Landes einmal seine Ungnade zugezogen hatten, so entboth er ihre Vorgesetzten zu sich, ließ sie in einem Saal nackend auf die Erde legen, und ihnen in dieser Stellung, in welcher sie eine ganze Nacht hindurch bleiben mußten, eine Menge kaltes Wasser über den Leib giessen. Auf diese schimpfliche That folgte ein anderer Auftritt, der eben so possirlich als ruchlos war, und in der Kapelle des Bagno zum H. Kreuze vor sich gieng. Er ließ nämlich die Marabuts dorthin führen, und zwang sie, daß sie Schweinefleisch essen und Wein trinken mußten, wobey er ihrer spottete, daß sie einen Eckel vor diesen Nahrungsmitteln hätten, die sich doch, wie er sagte, so gut zusammen schickten, und ihm selbst so angenehm zu schmecken pflegten. Als er sich in der Kapelle umsahe, so ward er ein Bild an der Mauer gewahr, und fragte, was es vorstellen solte? Die Christen des Bagno antworteten ihm, es sey das Bildniß der heiligen Lucia, die von ihnen hauptsächlich in Augen-Krankheiten um Hülfe angerufen würde. Gut, gut, schrie er darauf, eine solche Heilige muß ich haben. Sie wird die Geschwulst meiner Augenlieder heilen. Alsdenn kehrte er sich gegen das Bild, und richtete folgendes Gebeth an dasselbe: O auserwählte Lucia, ich empfehle dir meine Augen! Wenn du sie gesund machen wirst, so soll dir das reinste Oel angezündet

wer-

werden! St. Gervais fügt hinzu, daß Murat dieses Gelübde würklich erfüllet, und die Heilige mit einem reichen Vorrathe von Oel freygebig versorgt hätte. Unter vielen andern Ausschweifungen vermählte sich dieser Bey auch öffentlich mit einem jungen Türken, der noch zu jetzigen Zeiten gelebt hat. Endlich wurde dieses Ungeheuer von dem Hauptmann der Leibwache, Ibrahim Scherif, dem allgemeinen Hasse aufgeopfert, und mit ihm erlosch die Dynastie der Murats, welche das Reich beynahe ein Jahrhundert lang beherrschet hatte.

Ibrahim wurde zum Bey ausgerufen; er genoß aber dieser Würde nicht lange, ob er gleich sehr tapfer war, und solche Eigenschaften besaß, die ihm die Liebe der Truppen und des Volks erwarben. Er überzog die Tripolitaner mit Krieg und drohete ihrer Hauptstadt mit einer Belagerung; allein er muste wieder abziehen, nachdem er eine Schlacht verlohren hatte. Gegen die Algierer war er eben so wenig glücklich, die ihn in der Gegend bey Keffe aufs Haupt schlugen und ihn zum Gefangenen machten. Sie stellten ihn aber nach sieben Monathen wieder auf freyen Fuß, weil er versprach, ihr Vasall zu seyn, und ihnen zweymal hundert tausend Piasters an Kriegeskosten zu bezahlen. Eine Provenzalische Pinke brachte ihn in den Hafen von Bizerta, von dannen er eine Schaluppe ans Land schickte, um die Gesinnungen seiner Unterthanen zu erforschen. Als er aber vernahm, daß man die darauf befindliche Mannschaft in Fesseln geschlagen hätte, so

entschloß er sich nach Porto Farina zu segeln, wo er sich eine bessere Aufnahme versprach. Allein Assem Ben Ali, welcher nach dem Beylik strebte, sandte ein französisches Schif gegen ihn aus, welches er mit einem Haufen türkischer Soldaten, die von einem erfahrnen Officier angeführet wurden, bemannet hatte. Ibrahim ward gleich bey dem ersten Angrif durch einen Musketen-Schuß getödtet, und die Tuniser ernannten den Assem zu seinem Nachfolger.

Assem Ben Ali war der Sohn eines Griechischen Renegaten aus Candia und einer Mohrischen Frauen. Er brachte seine Jugend auf dem Lande unter den niedrigsten Beschäftigungen zu; allein sein Verdienst zog ihn bald aus der Dunkelheit hervor, zu welcher ihn seine Geburt verurtheilet zu haben schien. Er gelangete nach und nach zum Range eines Oberschreibers, eines Richters der Mohren, eines Schatzmeisters, eines Majors der Armee, und eines General-Lieutenants des Bey. Die vorzüglichen Eigenschaften, die er bey allen diesen Bedienungen an den Tag legte, erwarben ihm eben so sehr die Achtung der Türken, als die Zuneigung der Mohren. In der Schlacht, die Ibrahim Scherif wider die Algierer verlohr, und worinn er zum Gefangenen gemacht wurde, sammlete Assem alle Soldaten, die dem Feinde entlaufen waren, und brachte sie glücklich nach Tunis. Die Nachricht von dieser Niederlage verursachte in der Stadt eine Empörung, die er sich zu seiner Erhebung zu Nutze zu machen wuste. Weil die türkischen Soldaten besorgten,

um ihren Sold zu kommen, so begaben sie sich aufrührischer weise an die Thore des Schlosses, und verlangten von dem Dey, daß er ihnen ihre Löhnung bezahlen solte, welcher aber die Unvorsichtigkeit begieng, solches abzuschlagen. Assem Ben Ali setzte sich darauf an ihre Spitze, drang mit Gewalt in den Pallast, und theilte die Schätze des Dey, welcher in diesem Aufstande ermordet wurde, unter den Truppen aus. Er erhielte den Beylik um das Jahr 1705, und bekleidete diese Würde noch im Jahre 1733, eben zu der Zeit, da der Herr von Saint-Gervais, Consul zu Tunis war. Er ist der lezte Bey, dessen dieser Verfasser gedenket, welcher seine Nachrichten im Jahr 1736 heraus gab.

Dritter Abschnitt.

Von der Regierung, den Sitten und Gebräuchen der Tuniser.

Wir haben gezeigt, auf was für Art die Tuniser das Joch der türkischen Bassen abgeschüttelt haben, und wie die Beys nach und nach dazu gelanget sind, sich der höchsten Gewalt anzumaassen. Diese oberste Reichswürde ist seit 160 Jahren in den Händen der Mohren; und beynahe ein Jahrhundert hindurch von der Familie der Murats verwaltet worden. Das Ansehen dieser Beys ist so unumschränkt, daß sie den Divan nur blos der äusserlichen Form wegen und lediglich in der Absicht versammlen, daß die

die Mitglieder desselben ihre Einwilligung in solchen Dingen geben sollen, die sie schon vorher ohne deren Zuziehung beschlossen haben. Man wird auch bemerkt haben, daß ihre Wahl gemeiniglich durch die Gewalt entschieden wird.

Der Bey hat seinen Sitz in der Gegend von Tunis, in einem Pallast, Bardo genannt, wo er alle Morgen die Rechtssachen derer, die vor ihm erscheinen, besonders der Mohren und Araber vom Lande, zu entscheiden pflegt. Seine Gehülfen sind ein Oberschreiber und vier andere Secretarien, von welchen alle Urtheile, die er ergehen lässet, niedergeschrieben werden. Die verlierenden Parteyen bezahlen ihm eine Gebühr, die der Wichtigkeit der Rechtshändel und dem Stande der Personen gemäß ist. Dieses Geld wird in das Hauß des Bacha gebracht, und zur Besoldung der Truppen angewendet. Es soll, wie ein gewisser Reisebeschreiber anmerkt, nichts sonderbarers und unerwartetes seyn, als die zuversichtliche Art, mit welcher die Araber von beyderley Geschlechte vor diesem Richterstuhl erscheinen, nebst der lebhaften und männlichen Beredsamkeit, wodurch ihr Vortrag belebt wird. Man siehet sie, sagt er, auf der Erde sitzend ihre Klage mit den glücklichsten Ausdrücken und mit einer Heftigkeit der Action vorstellen, die man an Leuten, deren Gesichtsbildung von Natur niederträchtig und albern beschaffen ist, nicht genugsam bewundern kann. Die Stellung, die Gebehrden, die Bewegung der Augen, die Abänderung des Tons der rührenden Stimme,

kurz

kurz, alles ist in ihrer Rede voll Leben, und bildet jene natürliche Beredsamkeit nach, die uns alle Gegenstände vor Augen stellet, und sie ohne Beyhülfe der Kunst und der Regeln schildert.

Obgleich der Bey einer unumschränkten Gewalt geniesset, so pflegt er doch selbst sein Ansehen zu mäßigen, und in allen Sachen von einiger Wichtigkeit die Mitglieder des Divans, die Cadis und übrigen Gesetzverständigen, um Rath zu fragen. Wenn er eine Privatperson um ihr Vermögen oder ums Leben bringen will, so übergiebt er die Sache den ordentlichen Richtern, die er vorher von seiner Absicht unterrichtet, worauf sie nichts weiter thun, als daß sie dasjenige durch ihre Einwilligung bestätigen, was er aus eigener Macht ohne ihre Zuziehung vollzogen haben würde. Durch dieses verschlagene und künstliche Betragen setzt er sich vor dem öffentlichen Tadel in Sicherheit, und macht, daß aller Haß auf die obrigkeitlichen Personen zurück fällt, denen er ein ungerechtes Urtheil abgedrungen hat. Eine ungemeine Ehrerbietung gegen alles, was die Religion angehet, und eine Scheinheiligkeit, die bis zum Aberglauben getrieben wird, sind die Eigenschaften, die hier das Volk von seinen Beherrschern verlanget. Assem Ben Ali war beständig mit Pfaffen und Marabuts umgeben, und verrichtete mit ihnen die fünf Tages-Gebethe. Diesem Prinzen, welcher mit grossen Talenten zur Regierung gebohren war, glückte es, die Vermessenheit der Türken im Zaun zu halten, indem er

theils die Aufsätzigsten unter allerley Vorwand entfernete, theils aber sich weigerte, viele Morgenländer, die ihm ihre Dienste antrügen, aufzunehmen, weil es kühne und ungesittete Landläufer zu seyn pflegten, die mit dem Staat in keiner eigentlichen Verbindung stunden, und sich eben so sehr wegen ihres von Natur unruhigen Geistes, als in der Hofnung, unter Begünstigung der verwirrten Umstände ihr Glück zu machen, in alle Zusammenverschwörungen einliessen. Die Beys der neuern Zeiten haben den Stolz der Türken vollends dadurch gedemüthiget, daß sie die Mohren zu den vornehmsten Staats- und Kriegs-Bedienungen erhoben haben.

Der Hofstaat des Bey besteht in einem Chaya, oder Ober-Aufseher des Pallastes; einem Caznadar, der über den Schatz gesetzt ist; einem Sapatapen, oder Siegelbewahrer; einem Chaya des Lagers; in türkischen und Mohrischen Agas, welche die Leibwache commandiren; in zehen Chaoux, oder, Staatsbothen, halb Mohren und halb Türken; in vier Chalers, oder Reitknechten, die weiß gekleidet sind, und in einem Trupp junger Renegaten, die theils im Innern, theils in Aeussern des Pallastes Pagen-Dienste verrichten. Die erstern stehen unter dem Sapatapen, die leztern aber unter einem Oldak-Bachi, oder Hauptmann der Leibwache. Alle diese Bedienten erscheinen in einer sehr saubern Tracht, und werden alle Jahre neu gekleidet. Die Juden müssen den Dammast, die wollenen Tücher, und die übrigen nöthigen Zeuge liefern.

Seine

Seine Tafel wird mit hundert Schüsseln besetzt, die mit Reis, Hülsenfrüchten, Gebackenen, wie auch mit gekochtem und auf verschiedene Art zubereitetem Fleische, ferner, mit Obst, eingemachten Sachen, und andern Gerichten, angefüllet sind. Gebratenes hingegen ist bey den Barbaren nicht üblich. Was sie für einen Abscheu gegen das Schweinfleisch haben ist bekannt. Wenn sie bey den Christen speisen, so sieht man sorgfältig darauf, daß kein gespicktes Fleisch und imgleichen kein Essen, das mit Speck zugerichtet wird, auf der Tafel erscheinet. Der Curcussu, eine Art von Pilau, so aus Reis und gekochten Hünern gemacht wird, ist das köstlichste Gericht in dasigem Lande. Die Schüsseln sind von gemeiner Erde, oder weisen Eisen. Der Tisch ist länger als breit, und nur einen Fuß hoch. Er wird mit einem Leder bedeckt, worauf man ein Tischtuch legt, welches die Gäste vor sich nehmen, weil sie keine andere Tafeltücher haben. Das Brod, so in kleine Stücken zerschnitten wird, liegt unter dem Tische, so, daß man es mit der Hand erreichen kann.

Diese Barbaren bedienen sich keiner Gabeln, und essen sehr unsauber, indem sie den Reis mit den blossen Händen aus der Schüssel langen, und ihn zwischen den Fingern durchlaufen lassen, da er denn theils auf ihren Bart und auf die Kleider, theils aber wieder in die Schüssel zu fallen pflegt. Sie brauchen bey flüßigen Sachen hölzerne Löffel, und der Bey hat seines Ranges wegen einen von Schildkröte. Das Gesetz verbiethet

thet ihnen, kein Gefäß oder Geräthe von Gold oder Silber zu haben. Das Wasser ist ihr einziges Getränke bey der Mahlzeit. In dem Hause des Bey wird ein eiserner Eimer auf die Tafel gesetzt, aus welchem die Gäste einer nach dem andern trinken, jedoch den Prinzen ausgenommen, dem eine Schaale von Porcellain überreicht wird. Er pflegt mit seinen vornehmsten Ministern zu speisen, welche während der Mahlzeit ein tiefes Stillschweigen beobachten. So bald er abgegessen hat, setzen sich die Pagen und übrigen Bedienten an die Tafel, und was diese übrig lassen, wird unter die Sklaven ausgetheilet.

Der Bey trinkt in seinem Zimmer gleich nach der Mahlzeit Kaffee, wie es die Gewohnheit des Landes mit sich bringt, und begiebt sich darauf in die Gemächer des Frauenzimmers, die er um drey Uhr wieder verläßt, um in der Moschee sein Gebeth zu verrichten. Eine Stunde vor dem Untergang der Sonne hält er Abendtafel, und zwo Stunden hernach legt er sich zu Bette. Wenn er die Nacht im Serai zubringt, so wird seine Person von Verschnittenen bewacht, und wenn er in seinem gewöhnlichen Zimmer schläft, so halten seine Pagen die Wache. Um seinen Weibern keinen Anlaß zur Eifersucht zu geben, muß er wechselsweise bey ihnen schlafen; wi wohl diese Ordnung durch die geheimen Abreden, die er mit seinen Favoritinnen nimmt, öfters unterbrochen wird. Er pflegt im Winter zwo Stunden vor Tage, und im Sommer mit Aufgang der Morgenröthe aufzustehen.

Der

Der Bey kann drey rechtmäßige Weiber haben; die Anzahl seiner Beyschläferinnen aber ist nicht fest gesetzt. Eine jede von seinen Gemahlinnen hat ihre besondere Wohnung, und sie besuchen sich einander nur zwey bis dreymal des Jahres. An solchen feierlichen Tagen ist die Etiqvette eingeführt, daß sie zu gleicher Zeit aus ihrem Zimmer treten, und sich mit gleichen Schritten einem Baßin machen, welches mitten im Hofe des Seraj befindlich ist. Sie grüssen sich, einander mit einem ernsthaften Anstande, machen ein kurzes Compliment, und gehen darauf so fort in ihre Zimmer zurück.

Der Prinz ist verbunden, den Garam und die übrigen Arten des Tributs, so die Araber und Mohren in den Provinzen erlegen müssen, persönlich einzufordern. Er reiset zu dem Ende des Jahres zweymal aus Tunis, einmal im Winter, und zum zweytenmal im Sommer, wobey ihm ein Korps von drey tausend Mann folget. Im Winter besucht er die südlichen, und im Sommer die nordlichen Landschaften. Zween Chaux verrichten das Amt eines Generalmajors, und besorgen alles, was den Marsch und das Lager angehet. Der Bey selbst entfernt sich niemals weiter, als zwo bis drey Tagereisen von der Hauptstadt; hingegen dringen die unter ihm stehenden Feldherrn bis an die äussersten Gränzen des Königreichs, und begehen auf diesen Zügen gemeiniglich die grösten Gewaltthätigkeiten.

Die Regierung hält nicht mehr, als acht tausend Mann regulirter Völker, gröstentheils Tür-

ken oder Culolis *). Zwölf hundert davon liegen in den Schlössern zur Besatzung, und eben so viel verrichten den Dienst zur See. Die übrigen werden in den Winter- und Sommer-Lägern gebraucht, wo sie nach der Reihe Dienste leisten. Der geringste Sold besteht aus vier Aspern. Von drey zu drey Jahren wird derselbe um ein Viertheil erhöhet, und so oft mit den Beys eine Veränderung vorgeht, wird die Löhnung abermals vermehret. Die Nahmen des Oberhaupts der Republik, des Dey und der vornehmsten Beamten, sind in der Rolle der Miliz eingetragen, und diese bekommen eben so, wie die andern, ihren Sold, welcher einen Piaster beträgt. Die Soldaten, welche Alters oder Schwachheit halber weder zu Felde noch auf den Schiffen dienen können, verlieren den dritten Theil ihres Solds. Es wird diese Löhnung von zween zu zween Monathen ausgezahlt, und steigt ohngefähr an die achtzig tausend Piaster. Wenn ein Krieg mit auswärtigen Mächten entstehet, so kann der Staat eine Miliz von hundert tausend Mann, theils Arabern theils Mohren, anwerben. Die Zuaven, welches Mohrische Soldaten sind, machen ein besonders Korps aus, das sonst keinen Sold erhält, als wenn es gebraucht wird.

Der Bey pflegt einige Steuren zu verpachten, deren Hebung er Mohrischen Officiers, Cayes genannt, anvertrauet. Diese Pächter haben verschiedene Districte in den Städten und Dörfern

*) Kinder, die von einem Türken und einer Mohrinn gezeugt worden.

fern unter sich, wo sie zugleich das Richteramt verwalten. Die Cayes auf dem Lande quälen die Bauern mit ihren Erpressungen, und sie selbst werden hinwiederum von dem Bey gedrücket, der sie mit Auflagen und abgedrungenen Darlehnen überhäuft. Zu diesen Plackereien kommt noch öfters Gefängnißstrafe, Bastonade und Einziehung der Güter. Die stärksten Cayerien, oder Stadt-Pächte, sind die vom Obst und Oel, deren jede funfzig tausend Piaster in der Hauptstadt einträgt. Die Pächte des Leders, des Getraides, der Butter, des Salzes, der Pferde, des Holzes und der Kohlen, bringen ebenfalls grosse Summen. Man hat so gar die öffentlichen Huren unter einer Pacht begriffen, als welche ihr Handwerk nicht treiben können, ohne eine jährliche Steuer zu erlegen, die vier tausend Piaster beträgt.

Der Dey, welcher den ersten Rang bey der Regierung behaupten solte, hat kaum noch den Schatten seines ehemaligen Ansehens behalten. Die Tuniser geben ihm heutiges Tages den Nahmen Doletti. Er ist der General und natürliche Richter der türkischen Soldaten; welche auch nur allein zu dieser Würde gelangen können. Seine Residenz ist auf dem Schlosse zu Tunis, wo er alle Morgen Gerichtstag hält.

In den ersten Zeiten der Republik verwaltete der Divan die Staats-Angelegenheiten gemeinschaftlich mit dem Bacha. Heutiges Tages hingegen hat er keinen Theil an der Regierung, und seine Gegenwart dient weiter zu nichts, als bey

den Tunisern das Andenken ihrer ehemaligen Unterwürfigkeit zu erneuren. Sein vornehmstes Amt besteht darinn, daß er den Truppen den Sold auszahlen muß. Der Staat giebt ihm ein Gehalt von sechs tausend Piastern *), und versorgt seine Haußhaltung mit Lebensmitteln. Die Consuls und die Grossen besuchen ihn niemals, aus Furcht, dem Bey zu mißfallen, welcher daraus Verdacht schöpfen könnte. Der Großherr, welcher diesen Posten vergiebt, hat hieselbst, dem Schein nach, noch einige oberherrliche Gerechtsame behalten. Die Münze wird mit seinem Stempel geprägt; man gedenkt seiner in dem öffentlichen Gebethe, welches täglich im Bardo unter dem Schall von Instrumenten verrichtet wird; seine Capigis werden mit grossen Ehrenbezeigungen aufgenommen, und die Befehle, die sie überbringen, pflegen in öffentlicher Versammlung des Divans unter dem Donnern der Canonen bekannt gemacht zu werden. In dieser äusserlichen Ehrerbietung besteht die ganze Unterthänigkeit der Tuniser, welche die Befehle der Pforte nur in so weit vollziehen, als sie den Absichten und dem Interesse der Regierung gemäß sind. Der Großherr an seinem Theil nimmt sich ihrer wenig an, und mischt sich im geringsten nicht in die Streitigkeiten, die sie mit den christlichen Prinzen haben.

Der Chaya ist der vierte Beamte der Republik. Er commandiret zu Tunis, wenn der Bey abwesend ist. Er vereinigt in seiner Person die

Be-

*) Der Piaster zu Tunis gilt etwas mehr, als drey französische Pfund.

Bedienungen eines Oberschatzmeisters und Ober-Empfängers der Zollgefälle. Des Morgens entscheidet er die Rechtshändel der Mohren, Christen und Juden, in dem Hause des Bacha, und des Nachmittags in der Wohnung des Bey. Die Streitigkeiten, so zwischen den Mohren und Christen entstehen, werden öfters bey den Consuls in in Güte verglichen; wenn es aber die Mohren bey dem Urtheil nicht wollen beruhen lassen, so wendet man sich an den Chaya, und alsdenn vertritt der Consul den Christen in eigener Person. Dieser Posten, mit welchem beynahe ein eben so grosses Ansehen als mit der Würde eines Bey verknüpft ist, kann von Renegaten und Mohren verwaltet werden.

Der Divan, welcher der oberste Rath der Nation ist, besteht aus vier hundert Personen, die unter dem Nahmen, Chaoux, Bachaoux, Oldak-Bachi, Boluk-Bachi, Schreibern und Agas begriffen sind. Diese verschiedenen Arten von Beamten, die im ganzen Königreiche zerstreuet sind, und die vornehmsten Regierungsgeschäfte besorgen, sind niemals zu gleicher Zeit in der Hauptstadt beysammen, und man trift ihrer niemals mehr als ohngefähr sechszig in den zahlreichsten Versammlungen an. Dieses Gericht, wo die wichtigsten Staatsangelegenheiten entschieden werden, und von welchem das Endurthel in allen Hauptsachen abgefasset wird, pflegt sich alle Morgen zu versammlen. Ein Aga führt darinnen den Vorsitz, welcher zugleich Gouverneur von Tunis ist, und alle sechs Monathe einem neuen

Aga Platz machen muß. Diese sechs Monathe seiner Amtsverwaltung bringen ihm gemeiniglich zwey tausend Piaster ein. Wenn er von diesem Posten abgeht, so wird ihm weiter keine Bedienung von der Republik übertragen; sondern er behält seine Besoldung, die täglich nur zwey und zwanzig Asper beträgt.

Der Chara ist ein besonderes Gericht, welches vom Volke sehr verehret wird, ob es gleich unter dem Divan steht. Die Mitglieder desselben sind ein türkischer Cadi und drey Muftis von eben dieser Nation, ein Mohrischer Cadi, und drey Afrikanische Marabuts, nebst verschiedenen andern Rechtsverständigen. Der türkische Cadi wird von dem Obersten Mufti aus Constantinopel geschickt, und alle drey Jahre ein anderer gesetzt. In dem Hause desselben versammlet sich dieses Gericht, vor welchem so wohl Türken, als Mohren und Juden, erscheinen. Die bürgerlichen und peinlichen Sachen werden daselbst schleunig und ohne sonderlicher Kosten entschieden. Die Scherifs, oder Emirs, kennen kein anderes Gericht, als den Chara, wo ihre Angelegenheiten von Muftis aus ihrem Mittel, die sich täglich daselbst einfinden, abgeurthelt werden. Diese vorgeblichen Abkömmlinge Mahomets, welche zur Unterscheidung einen grünen Turban tragen, werden hier besonders vorgezogen, obgleich viele schlechte Leute sich dieses Standes unrechtmässiger Weise anmaassen. Ihr Zeugniß wider die Christen ist um desto fürchterlicher, da sie jederzeit bereit sind, die Wahrheit um des geringsten Vor-

theils

theils willen zu verleugnen. Der Chara ist das einzige Gericht, welches zum Tode verdammet.

So ist die Regierung in den Städten beschaffen. Auf dem Lande ist die Gerichtsbarkeit in den Händen der Scheïks, die gemeiniglich von dem Bey ernennet werden, welcher ihnen, um sich von ihrer Treue zu versichern, entweder Mohren oder Europäische Renegaten zugesellet, denen er die vornehmste Gewalt anvertrauet. Der District eines jeden Scheïk begreift einen gewissen Strich Landes unter sich, welcher Neige genennet wird, und dem Staate einen festgesetzten Tribut zu erlegen hat, den der Scheïk, so bald er daran erinnert wird, bezahlen muß. Die Mohren und Araber, so unter diesen Oberhäuptern stehen, sind fast alle Hirten, die keine andere Wohnungen als Zelter haben, welche zugleich ihren Heerden zum Obdach dienen. An den äussersten Gränzen des Königreichs halten sich mächtige Arabische Prinzen auf, die in einer Art von Unabhängigkeit leben, und von dem Bey aus Staatsklugheit geschonet werden, weil er besorgen muß, daß sie ihm, bey Gelegenheit einheimischer Unruhen oder auswärtiger Kriege, in den Rücken fallen möchten. Sie trotzen auf ihre Freyheit, und verachten die Scheiks, welche die Städte besuchen, und sich durch unanständige Erniedrigungen einige geringe Ehrenbezeigungen erkaufen, die ihnen bey Hofe erwiesen werden.

Der Staat von Tunis, welcher mit Algier und Tripoli gränzt, hat von diesem letztern Königreiche nichts zu befürchten, weil es ausserordentlich

lich schwach ist. Die Algierer hingegen können Tunis beunruhigen, theils weil sie mächtig und von kriegerischem Wesen sind, theils aber auch, weil sie verschiedene Entwürfe wider die Ruhe der Tuniser wirklich gemacht haben. Das Interesse der letztern erfordert also, daß sie darauf bedacht seyn müssen, die ersten zu schwächen. Besonders aber müssen sie zu verhindern suchen, daß sie sich nicht in die einheimischen Zwistigkeiten, die öfters ihren Staat zu zerrütten pflegen, mischen dürfen, wie sie in den letztern Zeiten gethan haben. Um wider diese gefährlichen Nachbaren auf der Huth zu seyn, ist es nöthig, das Betragen der Scheiks in den Gränzörtern genau zu beobachten und einen geheimen Briefwechsel mit den Beys zu Constantine zu unterhalten, welche, da sie eine fast unumschränkte Gewalt in dieser Provinz ausüben, sehr begierig sind, die Tuniser zu Freunden zu haben, in der Absicht, sich immer mehr und mehr unabhängig zu machen.

Es ist auch diesem Königreiche nicht weniger daran gelegen, Frankreich und England zu schonen, weil diese beyden Mächte gemeinschaftlich dazu beytragen, ihren Handel blühend zu machen, und weil sie im Fall eines Bruches dem Lande grossen Schaden verursachen können. Nichts kann die Tuniser hingegen dahin bringen, die Flaggen der Korsen, der Sardinier, der Malteser, Venetianer, Genueser und päbstlichen Unterthanen zu schonen, mit welchen sie in der That einen beständigen Krieg führen.

Die Franzosen, die hier ein weitläuftiges Comptor, Fondua genannt, besitzen, sind die einzigen Europäer, die hieselbst eine ordentliche Völkerschaft ausmachen. Sie haben auch auf dem Cap Negro ein Etablissement. Die Engländer, Holländer und Genueser ꝛc. halten zu Tunis ebenfalls einen Consul. Die Juden, deren Anzahl sich auf neun bis zehn tausend Köpfe erstreckt, bewohnen ein besonderes Qvartier. Sie werden in zwo Klassen getheilet. Zu der erstern gehören die Mohrischen oder ursprünglich Afrikanischen Juden, und die leztere besteht aus den fremden, gröstentheils italiänischen Juden, die hier Livornische Juden genannt werden. Die Mohrischen Juden bedienen sich kleiner violblauen Turbans, nebst einer schwarzen Kappe, und gehen übrigens nach Tunisischer Art gekleidet. Die Livornischen Juden hingegen tragen einen Hut und eine Perucke, und kleiden sich wie die Europäischen Kaufleute.

Die Tracht der Türken und Mohren besteht in einem langen Oberrocke, der bis auf die Füsse reicht, und in einer Art von kurzen Unterkleide. Hierüber tragen sie einen weissen oder braunen Mantel, Bernus genannt, woran eine Kappe befestigt ist. Der Oberrock wird durch einen sehr breiten Gürtel in der Mitte zusammen gehalten, der verschiedene male um den Leib herum geht. Es werden zwey Messer von ungleicher Grösse daran befestiget; allein nur blos die Türken dürfen diese Waffen führen. Ihre Hemden haben sehr weite Aermel, die manchmal zierlich verfertiget

get sind. Die Mannspersonen gehen gemeiniglich mit blossen Füssen und tragen spitzige Schuh ohne Absätze. Der Turban vornehmer Personen ist mit gestreiftem Zeuge umwickelt, davon ein Ende vorwärts bis auf den Gürtel herunter fällt.

Die Damen haben längere Oberröcke, von zweyerley Farben, mit Beinkleidern, die bis an die Fersen reichen. Sie tragen drey Hemden, worunter dasjenige, was sie zu oberst tragen, mit sehr breiten künstlich gefalteten und mit prächtiger Stickerey, die manchmal auf tausend Piaster kostet, eingefaßten Aermeln versehen ist. Im Hause tragen sie niedrige Schuh ohne Absätze, und wenn sie ausgehen, so bedienen sie sich einer Art von hohen Frauenschuhen, die von schwarzer Farbe und sehr sauber gemacht sind. Ihr Kopfputz besteht in einer Mütze, Cufiee genannt, die mit einem gestickten mit Perlen und Edelsteinen ausgeschmückten Schnupftuch umwickelt ist. Ihre Aerme sind mit güldenen oder silbernen Ringen gezieret, und an den Füssen tragen sie eben dergleichen Ringe, die öfters zwey bis drey Pfund wiegen. Sie durchräuchern sich den Leib mit den stärksten wohlriechenden Sachen, wovon sie grosse Liebhaberinnen sind, und mahlen sich die äussersten Spitzen der Hände und Finger mit rother Farbe. Das Gesicht schminken sie sich, wie unsere Europäerinnen, mit Zinnober, und schwärzen die Lippen, um den Glanz ihrer Zähne zu erheben, die von ungemeiner Weisse sind. Um die Augenbraunen, die gemeiniglich sehr schwarz sind,

machen

machen sie sich drey kleine Zirkel, die in einem grössern eingeschlossen sind, und pflegen solche erst schwarz zu mahlen, hernach aber mit güldenen Netzen zu bedecken. Sie glauben ihnen auf solche Art ein sanfteres Ansehen zu geben, da sie solche doch vielmehr dadurch nur noch gröber machen. Ihre geflochtenen Haare fliessen auf die Schultern herunter, und sind am Ende mit güldenen oder silbernen Bändern geknüpft, an deren Spitze seidene Flocken prangen.

Ihre Häuser sind überhaupt sehr niedrig, klein und traurig, weil sie kein Fenster nach der Gasse heraus haben. Die Zimmer bekommen ihr Licht von dem Hofe, an welchem sie liegen. Das Dach ist mit Terrassen versehen, und das Frauenzimmer pflegt im Sommer einen Theil des Tages daselbst zuzubringen. Die Türken und Mohren kommen selten dahin, und was die Juden imgleichen die Christen betrift, so wagen sie es nicht, sich auf den Dächern sehen zu lassen, wenn sie nicht in einem ganz abgelegenen Qvartier wohnen. Ein Mohr, der sie auf einer Terrasse gewahr wird, kann ungestraft eine Flinte auf sie lösen, und wenn es eine Frauensperson ist, so kann sie ihnen einen peinlichen Proceß beym Cadi anhängen.

In den Häusern sieht man kein ander Geräthe, als Matten, oder ganz gemeine Teppiche, die auf der Erde ausgebreitet sind, und worauf einige Küssen liegen, die an statt der Stühle dienen. Der Gebrauch der Tapeten ist ihnen unbekannt, und der Bildsäulen wie auch der Gemählde durfen sie sich nach ihrem Gesetze gar nicht bedienen.

Der

Der ganze Zierrath in den schönsten Pallästen besteht also blos in einigen Mahlereien von Mesaischer Arbeit, womit die Fußböden und die Wände ausgeschmückt zu werden pflegen.

Einige Moscheen hingegen sind eben so sehr wegen ihrer Pracht, als wegen ihrer reichen Einkünfte, merkwürdig, indem sie eine Art von Präbenden haben, die mit unsern Canonikaten überein stimmen. Die Zarvis sind besondere Kapellen, wo die Körper einiger heiligen Marabuts begraben liegen. Man hat eine solche Ehrfurcht für diese Oerter, daß die Bankerutirer, die Mörder und überhaupt alle Missethäter, eine sichere Freystatt daselbst finden, wo sie niemand beunruhigen darf.

Die Marabuts waren ihrem Ursprunge nach Eremiten, die an den Ufern des Meeres herum zu irren, und die Küsten zu bewachen pflegten. Sie waren in beständiger Bereitschaft, die Christen, so daselbst Schiffbruch litten, anzufallen, und ein barbarischer Eifer bewog sie, diese Elenden entweder umzubringen, oder zu Sklaven zu machen. Viele wurden dieser traurigen Einsamkeit überdrüssig, und begaben sich in die Städte, wo das Volk eine solche Hochachtung gegen sie faßte, daß die Gegenden, die sie bewohnten, mit ansehnlichen Freyheiten und Einkünften versorgt wurden. Ihre Zellen und Gräber wurden in Kapellen verwandelt, welchen beständig Mönche aus ihrem Orden vorgestanden haben. Diese Marabuts in den Städten üben die Pflichten ihres Standes mit vieler Erbauung aus, und sind sehr ehrliche

Leute. Man merkt ihnen die groben Vorurtheile nicht an, mit welchen die meisten Musulmänner wider die Christen eingenommen sind. Sie stehen unsern Sklaven liebreich bey, und helfen ihnen manchmal durch ihr Ansehen. Was hingegen die Eremiten auf dem Lande betrift, so setzen sie ihr herum streifendes Leben fort, wobey sie sich in schlechten Lumpen kleiden, die kaum ihre Blösse bedecken, wie Rasende durch die Gassen laufen, fürchterliche Gebehrden und Verdrehungen machen, und eine verstellte Blödsinnigkeit annehmen, worunter sie eben so sehr ihre Unwissenheit als Ruchlosigkeit verbergen. Der Pöbel, der sich überall von der Scheinheiligkeit hintergehen läßt, hegt auch hier eine dumme Bewunderung gegen diese Leute. So bald ein Marabut stirbt, so dringen sich Türken und Mohren hinzu, seinen Leichnam zu Grabe zu begleiten, ihn auf den Händen hoch empor zu tragen, und den Sarg, worinn der Korper liegt, zu berühren.

Die Bazars haben einen vorzüglichen Rang unter den öffentlichen Gebäuden. Die in der Hauptstadt sind in verschiedene Vierthel getheilet, deren jedes zu einem besondern Handel bestimmt ist. Man sieht daselbst Buden für Juwelierer, Spezereyhändler, Mützenmacher, Schuster, Tuchhändler und Seidenkrämer ꝛc. Unter diesen verschiedenen Zünften hat das Schustergewerk den Vorzug. Zum Verkauf der schwarzen Sklaven ist ein besonderer bedeckter Platz bestimmt. Alle diese verschiedenen Märkte haben Gemeinschaft mit einander, und werden des Nachts von

Mohren bewacht, die für alle Waaren haften, und sich dagegen von einer jeden Krambude ein kleines Wächterlohn geben lassen.

Die Bagnos sind ebenfalls sehr räumliche Gebäude und dienen zu Gefängnissen der Sklaven. Es sind derselben fünfe zu Tunis, worunter das zum heiligen Kreuze das ansehnlichste ist. Man trift in diesen Häusern einige Schenken an, welche den Mohren und Türken zu Herbergen dienen, und von Christen-Sklaven gehalten werden, die ziemlich guten Nutzen davon haben, und manchmal in drey bis vier Jahren so viel Geld verdienen, daß sie sich los kaufen können. Sie leben dabey so gut, daß sie kaum die Härte der Sklaverey empfinden. Diejenigen, welche in Privathäusern dienen, geniessen ebenfalls ein ziemlich sanftes Schicksal. Sie regieren gemeiniglich ihre Herren, und wissen sich entweder durch ihren Fleiß oder durch ihre geheimen Räubereien ein kleines Eigenthum zu erwerben, vermittelst dessen sie über kurz oder lang zu ihrer Freyheit gelangen. Diejenigen Sklaven sind am meisten zu bedauren, die zu öffentlichen Arbeiten gebraucht werden, oder als Missethäter auf den Galeeren dienen müssen. Diesen wird mit der äussersten Härte begegnet. Ihre Nahrung besteht in drey kleinen Broden von Gerste mit Haberstroh vermischt, die sehr schwarz aussehen, und einen abscheulichen Geschmack haben.

Die bey den Bagnos befindlichen Wirthshäuser sind dunkle unsaubere und öfters ziemlich weitläuftige Behältnisse. Man trift daselbst Betten

ten und einige gedeckte Tische an. Hier sieht man Türken, Mohren, Juden und Christen, unter einander vermischt, ohne Bedenken züsammen trinken. Der Wirth kann diejenigen, so nicht bezahlen wollen, auspfänden, und die Aufseher des Bagno haben Befehl, ihm in solchen Fällen Hülfe zu leisten. Der Bey zieht grosse Abgaben aus diesen Schenken. Diejenigen, so solche pachten, müssen die Kapelle des Bagno unterhalten. Der Wein hat seinen gesetzten Preiß, welcher überhaupt auf alle Arten von Weinen durchgehends gleich ist, ob sie gleich öfters von sehr verschiedener Güte sind. Diese Schenkwirthe haben die Freyheit, in der Stadt ihren Geschäften nachzugehen, und werden des ungebundenen Lebens so gewohnt, daß sie dadurch gemeiniglich zum Abfall verleitet werden.

Es werden im Königreiche Tunis drey Hauptsprachen geredet, das Arabische, das Türkische, und eine verdorbene Wälsche Sprache, die man klein Fränkisch zu nennen pflegt. Der Herr von St. Gervais meldet, daß die alte afrikanische Mundart schon seit vielen Jahrhunderten daselbst nicht mehr bekannt sey, und daß die Sarazenen alle in dieser Sprache abgefaßte Bücher vernichtet hätten. Allein dieser Verfasser irret sich, wenigstens in dem erstern Vorgeben; denn wir sehen aus dem Schaw *), einem viel besser unterrichtetem Schriftsteller, daß die Cabilen eine besondere Sprache, Shoviah genannt, reden, de-

*) Schaw. I. Th. Bl. 372 und II. Th. in den Auszügen, Bl. 134 des franz. Originals.

ren Stammwörter, z. E. diejenigen, welche Erde, Mann, Weib, Brod, Fleisch 2c. 2c. bedeuten, mit dem Arabischen gar keine Verhältniß haben. Diese Sprache, von welcher der Englische Verfasser ein Wörterbuch mittheilet, kann keine andere, als das alte Africanische seyn.

Das Arabische, welches die Sarazenen im siebenten Jahrhunderte nach der Barbarey gebracht haben, ist durch die Vermischung einer Menge fremder Wörter sehr verfälscht worden. Dieses ist die Sprache, deren man sich in allen öffentlichen Verhandlungen bedienet. Das Türkische ist nur erst seit dem Einfall der Ottomannen im Gebrauche. Das kleine Fränkische ist eine Mundart, welche die Europäer seit vielen Jahrhunderten in den Handelsplätzen der Barbarey und der Levante eingeführet haben. Die Araber haben viele Wörter aus derselben in ihrer Sprache aufgenommen, zum Exempel folgende: Ambar, Ambra; Mera, bitter; Ambachador, Gesandter; Castanas, Kastanien; Camiza, Hemde; Feluca, Felucke; Cuchina, Küche; Caloma, Feder; Zafran, Safran; Tafetan, Taffent; Tabaco, Tabak 2c. 2c. *)

Einige Mohren gaben sich hier mit der Artzeneykunst ab. Sie verschreiben keine andere als einfache Mittel, deren Eigenschaften sie ziemlich gut kennen. Es giebt aber auch jüdische und

**) Mouette in der Beschreibung seiner Gefangenschaft Bl. 331 2c. 2c.

und christliche Aerzte, welche mit den Kranken nach Europäischer Art verfahren. Die Grossen nehmen gern ihre Zuflucht zu diesen fremden Aerzten; sie pflegen ihnen aber gemeiniglich die Belohnung schuldig zu bleiben. Die Aerzte sind hier bey den Besuchen des Frauenzimmers eben denselben Schwierigkeiten, als in der Levante, ausgesetzt. Sie können den Puls nicht anders als mit dem Hemde bedeckt betasten, und wenn sie etwa verlangen solten, einen oder den andern kranken Theil nackend zu berühren, so würden sie eine schlimme Begegnung zu befürchten haben. Die Weiber des Landes sind einer besondern Art von Krankheit, Janu genannt, unterworfen, welche in krampfhaften Bewegungen besteht, die gemeiniglich für eine Würkung des Teufels angesehen werden. Sie glauben den bösen Geist nicht besser vertreiben zu können, als durch Hüpfen und schnelles Herumdrehen nach dem Schall einer Trummel, die sie selbst zu schlagen pflegen. Die Kranke muß diese Uebung so lange fortsetzen, bis sie ganz sinnlos nieder fällt. Sie wird alsdenn ins Bette gebracht, und mit verschiedenen Gewürzen durchräuchert; es werden auch an einigen Theilen des Leibes magische Charaktere angebracht.

Vierter Abschnitt.

Clima, Landes-Producte, Seemacht, auswärtiger und einheimischer Handel, besondere Gewohnheiten.

Das Königreich Tunis liegt in einer schönen Himmelsgegend, wo eine sehr reine Luft herrschet. Die Pest wütet daselbst weniger, als in der Levante, und es würde leicht seyn, diesem Uebel vorzubeugen, wenn man eben die Vorkehrung dagegen machte, deren man sich zu Venedig und Marseille bedienet. Die frische Abend- und Morgen-Luft verursacht daselbst tödliche Krankheiten. Diejenigen Personen, die ein schwaches Gesicht und eine zärtliche Brust haben, können die Lebhaftigkeit der Luft sehr schlecht vertragen. Die Sommerhitze ist sehr heftig und die Winterkälte für ein Land, wo es niemals frieret, ziemlich empfindlich. Im Winter regnet es viel, und der Sommer ist sehr trocken.

Die Aecker, ob sie gleich von ausnehmender Güte sind, werden dennoch schlecht gebauet, und mehr als die Helfte dieses weitläuftigen Königreichs liegt brach. Das Land hat Ueberfluß an Vieh, worunter das Kameel wegen seiner Nutzbarkeit den ersten Rang hat. Man kann dieses Thier eben so gut zum Feldbau, als zur Fortschaffung der Waaren, brauchen. Es kostet wenig zu unterhalten, es kann viele Tage lang

Hunger und Durst ausstehen, es trägt so viel, als zween starke Maulesel tragen können, und ist dabey so lenksam, daß es sich von einem Kinde von zehn bis zwölf Jahren regieren läßt. Einige Mohren sind so abergläubisch, daß sie den Schaum, welcher dem Kameel aus dem Munde fließt, in einem Becken sammlen, sich den Bart und das Gesicht damit beschmiren, und dabey öfters die Worte: Hadgi Baba, das ist, Vater Pilgrim, ausrufen, worunter sie das Kameel verstehen, welches den Alkoran und den schönen Teppich, den der Großherr alle Jahre nach Mekka sendet, dahin zu tragen pflegt.

Die Pferde aus der Barbarey haben einen hohen Kopf, feine Füsse und sind von mittler Grösse. Sie besitzen Muth, sind nicht zu ermüden und eben so geschickt, die Beschwerlichkeiten des Krieges, als lange Reisen auszustehen. Sie sollen ihre Kräfte bis in das dreyßigste Jahr behalten. Sie haben den Fehler, daß sie den Kopf zu sehr in die Höhe tragen, und gar zu starke Mäuler haben. Sie arten sehr aus, wenn sie nach Europa gebracht werden. Die Türken und Mohren wissen ein Pferd mit grosser Geschicklichkeit zu regieren. Sie haben leichte Sättel, sehr lange Sporen, breite und kurze Steigbügel, so daß sie mit den Knien krumm sitzen müssen. Sie legen ihren Pferden keinen Schwanzriem an, und pressen sie auch niemals mit dem Brustriem.

Das Rind gelanget hier nicht zu eben der Stärke, als in den mitternächtlichen Gegen-

den von Europa. Nur sechs Monathe im Jahre ist das Rindfleisch gut zu essen. Die Hammel sind sehr feist und zotticht, man findet aber selten welche, die nicht nach der Wolle riechen. Kälber werden in der Barbarey gar nicht geschlachtet, und die Mohren wundern sich sehr darüber, daß die Christen ein Thier in seiner ersten Jugend tödten, welches noch einmal so gros werden würde, wenn man es leben liesse. Das Federvieh ist überhaupt sehr mager; man kann es aber mit weniger Mühe fett machen. Die Tauben gleichen unsern fetten Hünern an Grösse, und haben einen ausnehmenden schönen Geschmack. Die Wachteln sind ein vortrefliches Wildprett; die Kiebitze hingegen, ingleichen der goldene Brachvogel, die wilde Ente und das Rebhun sind nur mittelmäßig beschaffen. Das Carthaginensische Huhn ist eben so gros, als unsere stärksten Kapaunen sind, allein die innere Güthe stimmt nicht mit dem äusserlichen Ansehen überein. Das Meer bey Tunis ist nichts weniger, als fischreich, und bringt überdem nur ganz gemeine Producte hervor.

Die Hülsenfrüchte sind selten, und viel schlechter, als die unsrigen. Das beste Obst sind Feigen, Mandeln, Granaten und Datteln. In den Gärten sieht man einen Ueberfluß von Pomeranzen und Citronen, die aber, nach dem St. Gervais, keinen Saft haben. Um Tunis und Bizerta liegen einige Weinberge, die ziemlich gute Weine geben.

Die Seemacht der Regierung besteht in vier bis fünf Schiffen von zwanzig bis vierzig Kanonen, und in fünf und zwanzig bis dreyßig Galliotten, davon die schwächsten mit funfzehn, die stärksten aber mit hundert und zwanzig Mann besetzt sind. Die Schiffe laufen zweymal des Jahres aus. Der Bey liefert ihnen Oel, Butter und Zwieback, und die Hauptleute sorgen für das übrige, indem sie einem jeden Soldaten zween Piaster auszahlen lassen. Sie müssen ihre Reise in vierzig Tagen endigen, und niemals funfzig Tage ausbleiben. Die Mannschaft besteht aus Türken, Kukolis und Europäischen Renegaten, welche leztern, weil sie in der Schiffahrt mehr Erfahrung haben, gemeiniglich das Commando führen. Nach Beschaffenheit der Schiffe werden mehr oder weniger Christen-Sklaven, um den Dienst darauf zu versehen, eingeschiffet, indem sich die Türken nicht mit der eigentlichen Schiffarth abgeben, sondern sich nur blos mit dem Seekriege beschäftigen.

Diese Barbaren verrichten ihre Streifereien fast ohne den geringsten Aufwand. Der Hauptmann pflegt nicht die mindeste Besoldung zu verlangen; sondern muß vielmehr selbst zu den Kosten der Ausrüstung der Schiffe beytragen. Es werden weder Matratzen, noch Hangebetten, noch Reisekasten, noch auch andere dergleichen Bequemlichkeiten, eingeladen. Man nimmt fast keinen andern Vorrath mit, als schwarzen Zwieback, wozu noch für die türkischen Soldaten einige Tonnen Oel und Butter kommen. Drey hundert

Piaster reichen zu, ein Schif von vierzig Kanonen auszurüsten und zween Monathe zu unterhalten. Diese sparsame Einrichtung giebt den Barbaren einen grossen Vortheil über unsere Freybeuter. Wenn ein Schifshauptmann überwiesen ist, daß er durch seine Schuld eine Prise verfehlt hat, so wird er bey seiner Zurückkunft zu fünf hundert Stockschlägen verurtheilt, welches aber im geringsten nicht hindert, daß man ihn nicht bey der ersten Gelegenheit wieder zum Kreützen ausschicken solte, weil man voraus setzt, daß er seiner Schuldigkeit besser nachkommen werde.

Wenn ein Korsar einen Fang gethan hat, so wird die Beute folgendergestalt getheilet. Das geraubte Schif gehört dem Bey, welcher noch überdem die Helfte von der Ladung und von den Sklaven erhält. Das übrige wird unter das Schifsvolk ausgetheilet. Der Rais, oder Hauptmann, empfängt sechs Theile; der Unter Rais aber, wie auch der Steuermann, und der erste Kanonier, viere; der Schifsschreiber bekommt drey Theile, ein jeder Bootsmann zween, der Patron der Chaluppe ebenfalls zween, und die gemeinen Soldaten einen halben Theil. Von zehn Sklaven fällt einer dem Divan zu. Die Prisen, so von Privat-Freybeutern gemacht werden, kommen ihnen allein zum Nutzen. Wenn einer von den Hauptleuten auf unsern Kauffartheyschiffen einem Korsaren der Regierung, welcher mit Pässen von unserem Consul versehen ist, begegnet, so ist er schuldig, bey ihm an Bord zu gehen, und ihm seine Bestallung zu zeigen.

Alle

Alle Handelsschiffe, die in der Rheede von Tunis Anker werfen, begrüssen das Schloß Gulette mit drey Kanonenschüssen. Der Hauptmann begiebt sich alsbald auf seiner Chaluppe ans Land, um dem Aga des Schlosses aufzuwarten, welcher alsdenn einen Oldak Bachi an den Bey abfertiget, um demselben die Ankunft des Schiffes zu hinterbringen. Die Kriegesschiffe werden zuerst von dem Schlosse begrüsset, und antworten Schuß für Schuß. So lange sie in der Rheede bleiben, wird die Flagge der Nation in dem Hause des Consuls aufgesteckt. Wenn sie im Begrif sind abzureisen, so werden ihnen von der Regierung Ochsen, Hammel, Hüner und Erfrischungen zugesendet. Wenn der Hauptmann den Bey besucht, so giebt er ihm die Hand, und nennt ihn Excellenz. Der Consul und alle übrige vornehmere Personen thun desgleichen; von den Kaufleuten aber wird ihm die Hand geküsset.

Die Rheeden, so am meisten besucht werden, sind die Gulette, Bizerta, Porto Farina, die Gallipe, Susa, Sfax, und Monasteer. In der Rheede bey Sfax ist Ebbe und Fluth und die Schiffe liegen daselbst so ruhig, als in einem Bassin. Der Hafen bey Farina würde die grösten Schiffe aufnehmen können, wenn man ihn gehörig unterhielte; jetzt können aber kaum Fregatten in denselben einlaufen. Ohnweit davon pflegen sich die Schiffe der Regierung aufzuhalten. Die Galliotten haben ihren Platz zu Bizerta, deren Hafen nur Schiffe von mittler Grösse einnehmen kann.

Alle Kauffarthenschiffe, die im Königreiche Tunis ein oder ausladen, haben verschiedene Abgaben zu entrichten, als: Ankergeld, Haverey, Cotimo, und Consulat-Gebühren. Das Ankergeld für die Französischen Schiffe hat zu den jetzigen Zeiten siebenzehn und einen halben Piaster betragen, welches unter dem Aga des Schlosses, den Chiaoux und dem Dollmetscher des Consuls getheilet wurde. Die Haverey betrift die Unkosten des Handelsplatzes, und vermehrt oder verringert sich nach dem Verhältniß der Bedürfnisse desselben. Der Cotimo ist eine andere Art von Abgabe, die auf alle Schiffe gelegt ist, welche von Tunis nach Wälschland, oder von Wälschland nach Tunis handeln Diese Steuer ist nach der Grösse der Schiffe hoch oder niedrig, und wird auf die Ausbesserung des Hafens zu Marseille verwendet. Alle Waaren, die im Königreiche geladen werden, sind noch überdem einer besondern Abgabe von zwey fürs Hundert unterworfen, welche die Consulatssteuer genennt wird, weil die Besoldungen des Consuls und der Beamten des Handelsplatzes davon bezahlt werden. Diese verschiedenen Auflagen werden von dem ersten Handlungs-Verordneten gehoben, welcher alle Jahre in Gegenwart des Consuls, des Kanzlers und vier Kaufleute Rechnung davon ablegen muß.

Die Karavanen-Schiffe pflegen gemeiniglich solche Waaren, die ihnen nicht zugehören, zu begleiten und türkische, ingleichen Mohrische Passagier von einem Handelsplatze zum andern zu schaffen. Zuweilen wird ihnen auch eine Summe Gel-

des

des anvertrauet, um Korn dafür einzukaufen, welches sie nach der Provence oder nach Spanien führen. Die Mannschaft besteht aus funfzehn bis zwanzig Mann, die gemeiniglich ihren Theil am Verkauf der Waaren haben, dergestalt, daß der Gewinnst nach geendigter Karavane oder Reise unter ihnen getheilet wird. Der Schifshauptmann hält die Matrosen als seine Kameraden, und speiset mit ihnen als mit seines gleichen. Die Ausfertigungen für die Karavanenschiffe sind höchstens nur auf zwey Jahre gerichtet, nach deren Ablauf sie wieder nach Frankreich zurück kehren und um eine neue Erlaubniß anhalten müssen. Die Ursache dieser Einrichtung ist, zu verhindern, daß die Matrosen ihr Vaterland nicht gar zu lange aus den Augen verlieren, und nicht etwa Lust bekommen, sich in einem oder dem andern Ostindischen Handelsplatze niederzulassen, welches ein Verlust für den Staat seyn würde. Die Uebertretung dieses Gesetzes wird mit der Einziehung des Schiffes und der Waaren, imgleichen mit einer Geldbusse von hundert Franken monathlich, gleich von dem Ablauf des in der Bestallung erwähnten Termins an zu rechnen, bestrafet. Diejenigen, so das Unglück haben, ihr Schif zu verlieren, können kein anderes ausrüsten, ohne einen neuen Paß zu haben. Der Herr von St. Gervais, welcher das Consulat zu Tunis viele Jahre geführet hat, und die Vortheile bey unserm Seewesen aus dem Grunde kannte, hält dieses Gesetz für gar zu scharf, weil solche Unglücklichen gänzlich dadurch zu Grunde gerichtet werden, an statt daß

man

man ihnen Trost und schleunige Unterstützung angedeyen lassen solte. Die Engländer haben von ihren Karavanen grössere Vortheile, als wir, theils weil sie ihre Schiffe nicht so stark bemannen, theils aber auch, weil ihre Bestallungsbriefe auf zehn Jahre gerichtet sind.

Der Bey hat sich des Handels mit Weitzen, Gerste und Oel angemasset, welches er von den Mohren um ein geringes zu kaufen, den Christen aber sehr theuer anzuschlagen pflegt. Der Absatz dieser Lebensmittel ist einer jeden Privatperson bey Lebensstrafe verbothen. Dieses tyrannische Betragen benimmt dem Landmann allen Muth, und macht, daß er sich gar keine Mühe giebt, ein mehreres von seinem Acker zu gewinnen, als was er zu seinem höchstnöthigen Unterhalt und zu Bezahlung der Steuer, unumgänglich haben muß.

Die Waaren, so wir aus Tunis bekommen, sind Oel, Weitzen und anderes Getreide, Wolle, Wachs, Korduanfelle und gemeines Leder. Diejenigen hingegen, so von uns dahin verfahren werden, bestehen in Spanischer Wolle, rother Farbe, Tüchern aus Langvedoc, Zucker, Spezereien, Papier, allerhand kleinen Waaren, Stahl, Wein und Brandwein. Seit einiger Zeit verkehren die nach der Levante handelnden Türken und Mohren sehr stark mit den Engländern. Inzwischen sind die Tuniser viel mehr geneigt, den Franzosen den Vorzug zu geben, weil sie mit ihnen, als mit Leuten, die einen viel geselligern und sanftern Charakter haben, viel eher fertig werden können. Es gehen alle Jahre ohngefähr hundert und zwan-

zig französische Schiffe aus diesem Handelsplatze ab, von welchen einige für Rechnung der Einwohner in der Provence, andere aber auf Kosten der Mohren und Juden befrachtet werden.

Die Juden treiben fast allein den ganzen Handel nach Italien, und entrichten von den Waaren, die sie aus dieser Gegend ziehen, eine Abgabe von zehn fürs Hundert. Die Mohren schicken Mützen, wollene Zeuge, Bley, Goldstaub und Zechinnen, nach der Levante, und bekommen dagegen Seide, gemahlte Leinwand, Eisen, Alaune, rothe Farbe und Tücher. Diese leztern Waaren übertreffen aber den Werth der erstern, weshalb dieser Handel für die Barbaren sehr nachtheilig ist. Nach Aegypten laden ihre Schiffe Oel, Seife, Mützen, Sevilische Piaster und Goldstaub; wogegen sie Leinwand, Kaffe, Reis, Flachs und Baumwolle von dort zurück erhalten.

Die Karavanen, so aus Salee, und aus einer südlichen Gegend in Mauritanien, die von Völkern, welche die Tuniser Cadensis nennen, bewohnt wird, anlangen, bringen dem Gewerbe dieses Königreichs einen ansehnlichen Zuwachs zu wege. Die Saleer kommen einmal im Jahre, um die Zeit des Ramadan, und verbreiten in Tunis den Werth von einer Million, theils an Goldstaub, theils an Zechinnen. Die Cadensis hingegen treffen zweymal des Jahrs ein, und halten einen Markt, der dreyssig Tage dauret. Alles, was man von ihrem Lande erfahren kann, besteht darinn, daß es dem Lande der Negern, mit denen sie einen starken Handel treiben, benachbart ist.

Sie

Sie bewohnen einen weitläuftigen Flecken, der in zwo grosse Strassen getheilt ist, deren jede einer besondern Horde zum Auffenthalt dienet; denn dieses Volk besteht aus zwo Linien, die in gar keiner Gemeinschaft mit einander stehen, und ihre eigenen Führer, wie auch ihre besondern Gesetze und Gebräuche haben.

Die Art, wie sie mit den Negern handeln, ist merkwürdig. Beyde Theile verfügen sich auf einen Berg, ohne zusammen zu reden, und ohne sich zu sehen. Die Cadensis bringen ihre Ballen mit Waaren herbey, und entfernen sich wieder. So bald sie weg sind, nähern sich die Negern, besehen die Waaren, und legen auf jeden Ballen eine gewisse Quantität Goldstaub, die dem Werthe der Waaren gemäß ist. Kurz darauf kommen die Cadensis wieder zum Vorschein, und wenn sie mit dem Geboth der Negern zufrieden sind, so nehmen sie das Gold weg und lassen die Waaren da; wenn sie aber glauben, daß sie ihnen zu wenig geben, so rühren sie das Gold nicht an. Der Neger muß also die Summe entweder vermehren, oder sich gefallen lassen, daß er den Ballen nicht bekommt. Diese Art des Handels ist sehr alt in Afrika, indem bereits Herodot im vierten Buche seiner Geschichte, wo er von der Handlung der Carthaginenser und Lybier redet, derselben erwähnt hat.

Der Mahometanische Glaube ist die Religion der Tuniser. Die Beduinen und andere herumschweifende Geschlechter dieses Volkes, mengen sehr viel Aberglauben mit darunter; die Mohren und

Türken

Türken hingegen bleiben bey der reinen Lehre. Indessen haben sie doch einige sonderbare Gewohnheiten bey ihren Festen. Am Tage des Melou, welcher der Geburt Mahomets gewidmet ist, sieht man Männer und Weiber die ganze Nacht durch die Stadt laufen, und am Tage seines Todes werden in den Gassen Freudenfeuer angezündet. An den beyden Beiramfesten zeigt sich der Bey dem Volke am Eingange einer Gallerie, wo er von seinen Officiers und Ministern umgeben ist. Die Consuls machen ihm im Bardo die Aufwartung. Eine Bande von Fechtern, die aus zwölf Mann besteht, macht ihre Uebungen in seiner Gegenwart, und empfängt ein Geschenk von zwölf Piastern. Derjenige, so sich in diesem Kampfe vor den andern am meisten unterscheidet, wird zum Oberhaupte des Trupps erkläret. Ihr Sold besteht aus vier Aspern. Ihr Anführer hingegen bekommt jährlich eine Zulage, von einem Asper, so lange er seinen Platz behauptet; wenn er aber von einem andern verdrungen wird, so genießt er Zeitlebens die Löhnung, die er vor seiner Niederlage hatte. Diese Ringer kämpfen alle Freytage [zu]r der Mittagsstunde auf dem öffentlichen Platze, [u]nd alsdenn werden die Stadtthore verschlossen, [w]elches eine Gewohnheit ist, die sich, wie St. [G]ervais sagt, auf eine alte Sage gründet, mit [w]elcher sich die Mohren tragen, und zu folge de[re]n sich die Christen dereinst an einem Freytage [zur] Mittagszeit von Tunis Meister machen wer[de]n. Alle Jahre pflegt eine Karavane aus dem [K]önigreiche abzugehen, die sich mit den Karava-

nen von Algier und Tripoli vereiniget, und durch Aegypten nach Mekka ziehet.

Es ist ziemlich schwer, die Geistlichen von den Layen zu unterscheiden, weil sie auf einerley Art gekleidet gehen, ausser daß die Priester an ihren Schuhen höhere Rieme tragen. Die Talben, welches die Geistlichen von der zweyten Ordnung sind, machen eine sehr zahlreiche Klasse aus. Das Gehalt, so sie empfangen, ist so mittelmässig, daß sie verschiedene Handthierungen vornehmen müssen, um ihr Auskommen zu haben. Die Cadis und Muftis, die Vorsteher der Moscheen, wie auch die übrigen Pfaffen vom ersten Range, haben hingegen bessere Besoldungen.

Man hat angemerkt, daß sich das Genie der Tuniser seit einem halben Jahrhundert sehr zu ihrem Vortheil geändert hat; daß ihre Sitten viel sanfter sind, als die Sitten der Algierer und Tripolitaner, und daß man mit ihnen viel sicherer, als mit ihren Nachbaren, handeln kann. Da sie der Handlung, dem Ackerbau und andern ruhigen Künsten ergeben sind, so würden sie sich der Strassenräuberey nach und nach entwöhnen, wenn sie nicht aus einem abergläubischen Vorurtheil die Einbildung hätten, daß ihre Religion sie verbände, einen beständigen Krieg mit den Christen zu führen.

Die Ehe ist bey diesen Barbaren nur ein kurzer flüchtiger Umgang, dessen Bande sehr geringer Ursachen wegen wieder zerrissen werden können. Die drey der Hochzeit vorhergehenden Tage werden mit Festen und Gastgebothen zugebracht, und

wäh-

während dieser Zeit wird die Braut ins Bad geführet. Am Hochzeittage versammlen sich die beyden Familien. Der Bräutigam verrichtet ein kurzes Gebet, überreicht darauf den sämmtlichen Anwesenden Sorbet und Räucherwerk, und geht alsdenn zu seiner Braut, die ihn in ihrem Zimmer ganz allein erwartet. So bald er eingetreten ist, nimmt sie den Schleier ab, und läßt ihn zum erstenmal ihr Gesicht sehen, wobey sie sich in acht nimmt, kein Wort zu reden, ehe er ihr nicht ein Geschenk gemacht hat. Sie wird darauf von ihm ausgekleidet, und ins Bette gelegt.

Die Ehefrauen bringen ihren Männern gemeiniglich weiter nichts zu, als einige Juwelen, und etwas Geräthe. Diejenigen, so eine Mitgabe bekommen, lassen sich solche wieder heraus geben, wenn sie von ihrem Manne aus Eigensinn verstossen werden; und wenn er ihnen ein Leibgedinge ausgemacht hat, so geniessen sie desselben ebenfalls. Wenn sich aber die Frau selbst von dem Manne scheidet, so verliert sie so wohl die Mitgabe als das Leibgedinge. Wenn die Frauen sterben, so erbt der Mann den dritten Theil ihres Vermögens, und die Frau hat bey dem Ableben des Mannes gleicher Vortheile zu geniessen. Eine geschiedene Frau kann sich drey Monathe und drey Tage nach der Ehescheidung, der Mann aber drey Tage nachher, wieder verehelichen. Die Mädchen werden hier schon im eilften bis zwölften Jahre verheirathet.

Die dicke Leibesgestalt wird an den Frauen so hoch gehalten, daß sie nichts versäumen, sich

Eigenschaft zu erwerben, um sich dadurch bey den Männern angenehm zu machen. Man sagt, daß sie, um fett zu werden, junge Hunde und Katzen und Klösse von Brod und klein gehackten Fleisch, essen sollen. Diese Nahrung, und das gemächliche Leben, welches sie führen, verursacht, daß sie ausserordentlich stark von Leibe werden. Sie besitzen überdem eine glänzende Schönheit, und eine frische Farbe; ihre Blicke sind feurig und lebhaft, und ihre Zähne die schönsten von der Welt.

Die türkischen Frauen und die Mohrinnen gehen niemals aus, ohne geschleiert zu seyn. Wenn sie zu christlichen Kaufleuten kommen, um etwas einzuhandeln, so nehmen sie den Schleier ohne Bedenken ab, und finden ein Vergnügen daran, gesehen zu werden, besonders, wenn sie hübsch sind. Sie besuchen sich unter einander mit ziemlicher Freyheit, hingegen dürfen sie keinen Zuspruch von Mannspersonen annehmen. Wenn ein Tuniser die Pantoffeln einer fremden Dame vor der Thür des Zimmers seiner Gemahlin ansichtig wird, so geht er nicht hinein. Ein Ehemann muß seiner Frauen wenigstens einmal des Monats verstatten, ins Bad zu gehen, und kann ihr diese Erlaubniß nicht abschlagen.

Die Begräbnißanstalten sind sehr traurig. So bald einer die Augen geschlossen hat, so versammlen sich seine Sklaven von beyderley Geschlechte, nebst seinen Anverwandtinnen und Freundinnen, um den Körper, schlagen sich die Brust und zersetzen sich das Gesicht unter entsetzlichem Geheule.

Die Ehefrau des Verstorbenen erscheint im Zimmer mit zerstreuten Haaren. Die nächste Verwandtin hält eine Trommel in den Händen, auf welcher sie wechselsweise schlägt, und eine Art von Lobrede auf den Todten ablegt, die von dem Geschrey der andern Weiber und von den wiederhohlten Schlägen, die sie sich geben, unterbrochen wird. Diese betrübte Feierlichkeit dauret drey Tage; der Leichnam wird aber nur vier und zwanzig Stunden lang zur Schau gesteller, nach deren Verlauf man ihn beerdiget, nachdem er mit Kampherwasser, so mit andern Gewürzen vermischt wird, gewaschen worden.

In den Häusern bemittelter Personen werden viele Wochen lang grosse Allmosen ausgetheilet, und die Weiber, von ihren Freundinnen begleitet, weinen vierzig Tage lang alle Morgen über dem Grabe des Todten. Damen von Stande werden mit ihren besten Kleidern begraben, und man bewacht ihre Gräber, damit ihnen keine Gewaltthätigkeit zugefügt werde. Es ist auch bey Personen von vorzüglichen Range gebräuchlich, wenn sie sterben, einige Sklaven frey zu lassen und die Christen haben an dieser Wohlthat eben so gut Antheil, als die andern. Man hat hier eine grosse Ehrerbietung gegen die Kirchhöfe. Die Ehefrauen zünden daselbst alle Freytage Wachskerzen an, und bringen oft ganze Tage auf den Gräbern ihrer Ehemänner zu. Alle Gräber werden zweymal im Jahre gescheuret.

Wenn die Tuniser eine Sache betheuren wollen, so schwören sie bey dem Gesetze ihres Prophe-

ten, bey der Moschee Geiton, dem ältesten von ihren Tempeln, bey den Häuptern des Großherrn und des Bey. Allah Arqvebuc, Gott verbrenne deinen Vater und deine Mutter, ist ein sehr gewöhnlicher Fluch bey den Mohren, mit welchen sie so wohl Menschen als Thiere belegen. Personen von gleichen Stande umarmen sich zum Zeichen der Freundschaft, und lassen sich von Geringeren die Hand küssen. Sie fangen alle Mahlzeiten mit diesem kurzen Gebeth an: *Im Nahmen dessen, der Himmel und Erde geschaffen hat!* Thiere, deren Blut nicht vergossen worden, hält man für unrein, und ihr Fleisch darf nach dem Gesetze nicht gegessen werden. Wenn sie einer Henne, oder einem Wildprett, den Kopf abhauen, so pflegen sie dabey zu sagen: *im Nahmen Gottes!* Die Türken und Mohren bedienen sich sehr stark des Opiums, rauchen beständig, trinken sehr viel Kaffee, und lassen sich den Wein und geistige Getränke ohne Bedenken sehr wohl schmecken. Sie sind so eifersüchtig auf ihre Frauen, daß es eine Unhöflichkeit seyn würde, wenn man sich nach ihrem Befinden erkundigen solte.

Die Landstrassen sind sehr sicher, seitdem die Beys die Gewohnheit haben, alle Einwohner einer Gegend, wo ein Raub oder Mord begangen wird, zu einer Geldbusse zu verdammen. In den Städten ist die Policey eben so sorgfältig eingerichtet, indem daselbst ordentliche Runden die ganze Nacht durch zu gehen pflegen. Ein Mohr, der überführet worden, daß er einen Türken umgebracht

bracht hat, wird zu einer Strafe von fünfhundert Piastern und zum Tode verurtheilet; wenn aber ein Türk einen Mohren tödtet, so kommt er mit drey hundert Piastern davon, und wird fast niemals am Leben gestraft. Die auf den Mord gesetzte Geldbuße wird das Blutgeld genannt. Die gewöhnlichen Todesstrafen sind, das Aufhenken an den Stadtmauren, das Ersäufen im Meere, und das Abhauen der Faust. Die Strafe des Verbrennens ist sehr selten. Die Christen, die in allen Mahometanischen Ländern mancherley Gewaltthätigkeiten ausgesetzt sind, dürfen sich nicht auf das Land wagen, ohne einen Mohrischen Soldaten bey sich haben. Wenn sie aber diese Vorsicht brauchen, so haben sie nichts zu befürchten.

Fünftes Hauptstück.

Von dem Königreiche Tripoli.

Ich werde von diesem Königreiche nicht viel sagen, weil ich fürs erste in keiner Schrift eine genaue Beschreibung desselben angetroffen habe; und zweytens, weil es, da die Regierung daselbst fast eben so wie zu Algier und Tunis beschaffen ist, eine unangenehme Wiederholung seyn würde, wenn ich mich über diese Materie ausbreiten solte.

Der Staat von Tripoli, welcher in dem östlichsten Theile der Barbarey liegt, wird gegen Abend von dem Königreiche Tunis, gegen Morgen von Aegypten, gegen Mitternacht von dem mitteländischen Meere, und gegen Mittag von der Wüste Sahara umgränzet. Die Länge desselben beträgt von Osten gegen Westen, nach unsern besten Charten, ohngefähr funfzehn Grad, das ist, drey hnndert Meilen. Seine Gränzen von Norden gegen Süden sind nicht sehr bekannt. Er erstreckt sich in den Theil von Libyen, welcher von den Alten in drey grosse Provinzen, nämlich, in die Syrtische Landschaft, Cyrenaïka und Marmarika, getheilet wurde, und dieser Eintheilung werde ich in der Beschreibung dieses Staats folgen.

Die Syrtische Landschaft, die sich gegen Abend erstrecket, ist nachher die Tripolitanische genennet worden, weil man drey Hauptstädte darinnen zählte. Sie wird auch noch heutiges Tages die Provinz Tripoli genennet. Ihre Hauptstadt, welche eben diesen Nahmen führt, ist, nach einigen Gelehrten, das alte Oca; andere hingegen halten sie für das Sabrata des Ptolomäus. Ihre Lage ist am Ufer des Meeres, in einer dürren Ebene, wo man kaum einige Palmbäume antrift, und welche blos von Regenwasser, das man in Cisternen sammlet, befeuchtet wird. Ihre Häuser sind reinlich und wohl gebauet, und sie wird von einer hohen Mauer, die aber übrigens ziemlich schwach ist, umgeben. Man siehet daselbst, unter andern Alterthümern auch einen schönen Triumphbogen. Sie war eine der vornehmsten Städte, die von den Arabern in Africa erobert wurden. Die Spanier nahmen sie im Jahre 1510 ein, und achtzehn Jahre darauf gab sie Karl der Fünfte, nebst der Insel Malta, den St. Johanniter-Ritter von Jerusalem, die sie nicht länger als bis 1551 behielten. Sie ist von den Franzosen zweymal, nämlich 1685 und 1728, beschossen worden, um den Frevel ihrer Korsaren zu bestrafen. Die übrigen Städte dieser Provinz enthalten nichts merkwürdiges.

Cyrenaïka, so der Provinz Tripoli gegen Morgen liegt, wird heutiges Tages Corene oder Cairoan genannt. Die fünf berühmten Städte, von welchen sie den Nahmen Pentapolis erhielte, sind zum Theil zerstöret worden. Cairoan,

das alte Cyrene, ist selbst nichts als ein Steinhaufen, welcher aber dem ungeachtet einigen alten Familien zum Auffenthalte dienet. In den umliegenden Gehölzen wohnen andere Araber, die sich in Ziegenfellen kleiden, aller Unterwürfigkeit feind sind, ohne Gesetz und Religion leben, und mehr wilden Thieren, als Menschen, ähnlich sind. Die Araber bemächtigten sich dieser Stadt im Jahre 665 der christlichen Zeitrechnung, erweiterten sie ansehnlich, und machten sie zum Sitz ihres Afrikanischen Reiches. Sie war vor dem Einfall dieser Völker ein fast wüster Ort; weshalb man sie für die Stifter derselben ausgegeben hat.

Marmarika gränzte an Aegypten. Sie wird jetzt Derna genennet, von einer Stadt dieses Nahmens, welche bey den Alten Darnis hieß, und in neuern Zeiten von den Andalusischen Mohren, nach ihrer Vertreibung aus Spanien unter Philip dem Dritten, wieder aufgebauet wurde. Dieser wegen seines Umfanges nicht sonderlich merkwürdige Ort, liegt am Fusse der Gebürge, in einer kleinen Entfernung vom Meere. Die Franzosen haben daselbst einen Vice-Consul, dessen Gerichtsbarkeit sich bis auf Bengazi erstreckt, welches ebenfalls eine Seestadt ist, so Derna gegen Abend liegt. Die Provinz wird von einem Bey regieret, der ein grosses Land, worinnen dreyßig tausend Duars, oder Arabische Zelter, gezählet werden, unter seinem Gebiete hat. Diese Völker haben fast keine andere Wohnung. Das Land ist fruchtbar an Honig

und Wachs, und bringt die schönsten Pferde in der Barbarey hervor. Die Einwohner sind zwar dem Dey von Tripoli unterworfen; sie leben aber in ziemlicher Unabhängigkeit, und führen mit einander Krieg von einem Berge zum andern.

Dieser Gegend gegen Mittag liegt die Wüste Barca, und eine Stadt gleiches Nahmens, so von einigen Tolemata genannt wird, und das Ptolemaïs der Alten ist. Das Land gehöret unter das Gouvernement von Derna, und macht kein eigenes Königreich aus, wie sich einige Erdbeschreiber eingebildet haben. Auf der östlichen Seite liegt, noch eine andere Wüste, die sich gegen Aegypten erstreckt, und von diesem Lande durch eine Kette von Bergen abgesondert wird. Sie wird Augila oder Ouguela genennet, und man zählet darinnen nur zwo Städte, Augila und Siuah. Die letztere wird nach Art einer Republick beherrscht, ob sie gleich dem Staat von Tripoli zinsbar ist.

Augila gegen Abend trift man ein noch wüsteres Land an, welches die Araber Rassem oder Razim, das ist, das versteinerte Land, nennen, weil man daselbst viele Gegenstände, als Oliven- und Palmbäume, allerhand Pflanzen, Thiere und menschliche Körper findet, die in eine vollkommene Versteinerung übergegangen sind, ohne weder ihre Gestalt noch Farbe verändert zu haben. Der Boden ist mit einem dicken Sande bedeckt, den der Wind zu gewissen Zeiten mit der äussersten Heftigkeit, zu bewegen pflegt, und zwischen den Sandhügeln, die dadurch entstehen,

trift man diese versteinerten Menschen und Thiere an, welche von dergleichen Sand-Wirbeln verschlungen zu seyn scheinen. Es ist dieses Land Nassem acht Tagereisen von Benzagi, gegen Süden, und zwo Tagereisen von der Stadt Augila, gegen Morgen entfernet. Man kennt es blos aus der Nachricht, die der ehemalige Consul zu Tripoli, Herr le Maire in den französischen Merkur vom Jänner des 1729sten Jahres einrücken lassen. Fezzan und Gadamir sind Gegenden, die mehr gegen Abend liegen, und wovon uns die Erdbeschreiber nicht die geringste deutliche Nachricht mittheilen.

Tripoli war der erste Staat, den die Araber, die schon Meister von Aegypten waren, um die Mitte des siebenden christlichen Jahrhunderts, in der Barbarey eroberten. Nachdem dieses Land grosse Veränderungen ausgestanden hatte, so wurde es 1551 dem türkischen Reiche durch den Korsaren Dragut Rais unterwürfig gemacht, welcher die St. Johanniter-Ritter aus Tripoli verjagte, und darauf wenige Mühe hatte, die sämmtlichen Arabischen Prinzen zu Grunde zu richten, welche die verschiedenen Domainen dieses Königreichs mit dem Orden von Malta gemeinschaftlich besassen. Die türkische Miliz entledigte sich, nach dem Beyspiel der türkischen Soldaten zu Algier und Tunis, im Jahre 1600 der Bothmäßigkeit der Pforte, schafte die Würde eines Bacha ab, und errichtete eine unabhängige Republick, die man von einem Dey, unter dem Schutze des Grosherrn, welchen man zum Schein einen

einen leichten Tribut entrichtete, regieret wurde. Die Regimentsverwaltung ist mit der Algierischen vollkommen einerley; und die Deys zu Tripoli sind dem Frevel und der Wuth der Soldaten eben so sehr ausgesetzt. Dom Vaissette schätzet die ordentlichen Einkünfte des Staats auf dreymal hundert und sechzig tausend Thaler. Die Tripolitaner nähren sich von ihrem Handel, und noch mehr von ihren Seeräubereien. Die Franzosen und andere Europäische Nationen haben Consuls in der Hauptstadt, woselbst ein starkes Gewerbe mit Saffran und Zeugen getrieben wird. Das Land ist wegen seiner Gemeinschaft mit Aegypten der Pest sehr unterworfen, welche im Jahre 1733 allein in der Stadt Tripoli achtzehn tausend Personen aufrieb. Die mittäglichen Landstriche sind der heftigsten Hitze ausgesetzt. Die meisten Gegenden dieses weitläuftigen Königreichs, welches jedoch kaum vierzig tausend Mann bewafnen könn, sind unfruchtbar und öde. Safran, Datteln, Sensblätter, Wachs und Honig, sind die besten Producte desselben.

Da ich von den übrigen Ländern der Barbarey ausführlicher gehandelt habe, so sehe ich mich gewiß ungern genöthiget, dasjenige, was den Staat von Tripoli betrift, nur so obenhin zu berühren. Allein es fehlt uns gänzlich an Nachrichten von diesem leztern Königreiche, und es kann meinen Lesern nicht unbekannt seyn, daß sich Bücher von historischen Materien nicht ohne Bücher schreiben lassen.

Sechstes

Sechstes Hauptstück.

Beobachtungen über die verschiedenen Landschaften der Barbarey, womit die Geschichte ihrer Einwohner beschlossen wird.

§. 1.

Von dem Clima und den Producten der Barbarey.

Die Luft ist in der Barbarey überhaupt sehr gemäßigt, und besonders in den Nordlichen Gegenden, wo das Thermometer fast niemals auf Frost steigt, und selten auf grosse Hitze herunter fällt. Der Barometer verändert sich nur um einen Zoll, die Witterung mag seyn, wie sie will, und die Jahreszeiten folgen sich auf eine ganz unmerkliche Art.

Die Nordost- und Nordwest-Winde sind die gemeinsten. Die erstern wehen gemeiniglich vom May bis in den Herbstmonat, und die letztern lassen sich in den übrigen Monathen spüren. Der Wind, den die Barbaren Laberch nennen, bey den Alten aber Africus hieß, herrschet manchmal um die Zeit, wenn Tag und Nacht gleich sind. Es ist ein heftiger Wind, der aus Südwest herauf kommt, und gemeiniglich mit Sturm begleitet ist.

Die

Die Mittagswinde sind überhaupt in den nordlichen Landstrichen nicht sehr gewöhnlich. Sie sind so gewaltsam, und entzünden die Luft in einem so hohen Grade, daß man genöthiget ist, die Fußböden in den Häusern zu besprengen, um ihre brennende Hitze zu dämpfen. Sie wehen nur im Sommer. Inzwischen spürte man doch einmal zu Ende des Jänners im Jahre 1730 zu Algier einen von diesen Südwinden, der plötzlich den Schnee schmelzen machte, womit die Felder und Gebürge bedeckt waren, welches den Einwohnern sehr ausserordentlich vorkam. Die West- und Nord-Winde sind gemeiniglich im Winter mit Regen begleitet. Die Ost- und Süd-Winde hingegen sind fast immer trocken, ob sie gleich grosse Wolken herauf führen, die den Himmel verdunkeln. Die Menge des Regens, so zu Algier in den gemeinen Jahren fällt, ist von sieben bis acht und zwanzig Zoll. Im Jahre 1725, da es so stark in Frankreich regnete, zählte man nur vier und zwanzig Zoll. In den beyden Jahren 1727 und 1728 regnete es vierzig Tage lang zu Tunis, welches Schaw zu Algier, während seines zwölfjährigen Auffenthalts daselbst, niemals gesehen hat. Die Höhe des Barometers ist von 29 bis 30 Zoll.

Im Sommer regnet es in den nordlichen Landschaften sehr selten, und in eben dieser Jahreszeit spürt man fast niemals Regen in den südlichen Gegenden. Es fängt nur erst im Herbstmonat, oder etwas später, zu regnen an, und um diese Zeit pflegt man das Land zu bauen. Der Wei-

zen wird in der Mitte des Weinmonats gesäet, und vierzehn Tage darauf die Gerste, die Linsen und die Erbsen ꝛc. ꝛc. Die Aernte geschieht gemeiniglich zu Ende des May. Die Alten haben die Sache ein wenig zu weit getrieben, wenn sie gesagt haben, daß gewisse Kantons in dem eigentlichen Afrika hundert bis hundert und funfzig für eines brächten. Schaw behauptet, daß kein Acker daselbst hundertfältige Frucht trage, und daß ein Scheffel Aussaat in dem gewöhnlichen Lande nicht mehr als acht bis zwölf Scheffel wieder gäbe. Er will gar nicht davon gehört haben, daß irgend ein District in der Barbarey des Jahres mehr als eine Aernte geben solte, welches einige Verfasser, deren angeführte Zeugnisse ein wenig verdächtig zu seyn scheinen, vorgegeben haben.

Die westlichen Gegenden sind die einträglichsten. Die Erde auf den dasigen Aeckern ist leicht, und mit Salzen geschwängert, die sie ausserordentlich fruchtbar machen. In verschiedenen Landstrichen des Staats von Marokko, imgleichen um Salee, Tetuan, Mikenez, Fez ꝛc. stellen die Felder einen an einander hängenden Garten vor, der von Ebenen, Hügeln, Gehölzen und schönen Wassern durchschnitten wird. Ein solches Land müste von einer erstaunenden Fruchtbarkeit seyn, wenn es von den Händen eines geschäftigern und arbeitsamern Volkes gebauet würde. Allein, es mag nun Trägheit, oder Mangel der Aufmunterung, oder auch ein unbilliges Gesetz, nach welchem das überflüssige Korn nicht aus dem Königreiche geführet werden darf, daran Schuld seyn, so pflegen

gen die Einwohner doch nur einen mittelmässigen Theil dieses schönen Landes zu bauen, und sich mit demjenigen zu begnügen, was zu ihrem Unterhalte und zu Bezahlung der Steuern, hinlänglich ist. Man kann aus der Art, wie sie das Getraide säen, von ihrer Faulheit urtheilen. Der Ackersmann wirft das Korn ganz nachlässig auf den Acker, ohne ihn vorher zu pflügen, und so gar ohne das Unkraut auszureissen. Er hackt darauf die Erde ein wenig, um die Saat zu bedecken, und diese Arbeit ist schon hinlänglich, daß er hoffen darf, das beste Getraide einzuärnten. Es ist aber auch wahr, daß sie Acht haben, denselben Acker nicht eher wieder zu bauen, als wenn er viele Jahre geruhet hat. Die Geistlichen vom Orden de la Mercy berichten diese Nachricht als Augenzeugen, man kann sie also nicht mit der Erzählung des Ockley zusammen reimen, da dieser Verfasser sagt, daß der Acker hieselbst in sehr vielen Gegenden drey Aernten des Jahres bringe, ohne daß die Erde in den folgenden Jahren ruhen dürfe.

Die hiesigen Arten des Getraides bestehen in Weitzen, Gerste, Reis, türkischen Korn, und in einer Art von weissen Hirse, welche die Araber Drah nennen, und der Gerste zum Mästen des Viehes noch vorziehen. Man legt sich wenig darauf Rokken zu bauen, und Hafer wird niemals gesäet, weil man die Pferde blos mit Gerste und Herel zu füttern pflegt.

Die Barbaren bedienen sich der alten Gewohnheit, das Getraide mit den Füssen auszutre-

ten. Diese Methode ist viel geschwinder, als die unsrige, jedoch mit einigen Unbeqvemlichkeiten verknüpft. Denn ausser dem Verlust des Strohes, welches gänzlich zerknirscht wird, muß sich auch nothwendig viel Unreinigkeit mit dem Korn vermischen, weil der Boden, worauf man das Getraide auszutreten pflegt, mit Kühmist beworfen wird, um den Platz ebener zu machen.

Sie verwahren darauf das Getraide in unterirrdischen Kellern, Matamoren genannt, welcher Gebrauch ebenfalls in Afrika sehr alt ist, und in allen dürren Ländern einen grossen Nutzen hat. Diese Keller sind von ungleicher Grösse; jedoch die kleinsten derselben können vier hundert Scheffel Getraide in sich fassen *). Ihre gewöhnliche Tiefe besteht aus sechs bis sieben Klaftern, und sie haben die Gestalt eines umgekehrten Trichters, indem sie unten viel breiter als oben sind. Man sieht zuweilen zwey bis drey hundert solche Keller in einem Dorfe. Der Eingang zu denselben ist so schmal, daß ein Mensch viel Mühe hat, sich mit einer Strickleiter hinein zu drengen. An diesen Orten pflegen die Mohren und Araber nicht nur ihr Korn, sondern auch die Butter, das Oel und überhaupt allen Vorrath aufzuheben. Sie verbergen auch daselbst in Kriegeszeiten ihre besten Sachen. Die Matamoren, so lange versperret gewesen sind, müssen mit grosser Vorsichtigkeit geöfnet werden; denn es gehen so heftige Ausdünstungen aus denselben heraus, welche diejenigen tödten

*) Schaw, Muette Geschichte des Muley Archy. Bl. 173.

tödten würden, die so verwägen seyn solten, gleich an demselben Tage, da sie geöfnet werden, hinunter zu steigen.

Unter den Früchten, die in den Sümpfen wachsen, haben die Bohnen, die Linsen und die Garvancos, eine Art von Kichererbsen, den ersten Rang. Die grünen Erbsen findet man nur in den Gärten der Europäischen Kaufleute. Sie werden zur Zeit des ersten Regenwetters, das ist, in der Mitte des Herbstmonats, gepflanzt, und sie pflegen gemeiniglich zu Ende des Hornungs zu blühen. Die Bohnen werden um eben diese Jahreszeit reif, und dienen im Frühling jedermann zur Nahrung. Man pflegt sie mit Oel und Knoblauch zu sieden. Hernach kommt die Aernte der Linsen und der Garvancos. Die Afrikaner machen aus dieser leztern Hülsenfrucht ihr Lieblingsgericht, besonders, wenn sie unter der Asche gekocht, oder in einer Pfanne gebraten ist. Sie nennen sie alsdenn Leblebi Sie pflegt auch mit dem Cuscussu und dem Pilau, zweyen in diesem Theil von Afrika sehr beliebten Speisen, vermischt zu werden.

Das Land hat einen Ueberfluß an Wurzeln und Küchenkräutern, als, gelben Rüben, Kohl, Steckrüben, Lattig, Cichorien, Kresse, rothen Rüben, Artischocken und dergleichen. Es wächst daselbst eine Art von kleinen Pastinack, Lift el hasbure genannt, welcher einen reizenden und ausgesuchten Geschmack hat. Man trift auch noch mehrere der Barbarey eigenthümliche Producte von solcher Art an, als den Calabasha, den

Mellukeah, den Bedin-jann, den Tomata, die in Suppen und Ragouts, gebraucht werden. Der Algierische Blumenkohl hat eine ausnehmende Weisse, ist sehr geschlossen und zuweilen von einer erstaunlichen Grösse.

Die Muskaten- und Wasser-Melonen gelangen zu einer grossen Vollkommenheit. Die erstern haben einen gewürzreichern Geschmack, als die Europäischen. Die letztern hingegen, welche von den Arabern Dillah genannt werden, haben eine sehr erfrischende Eigenschaft, und tragen viel zu Besänftigung des Fiebers bey. Sie können sonst nirgends, als in den warmen Ländern, zu ihrer vollkommenen Reife gelangen.

Unter dem Obst muß man den Datteln den ersten Rang einräumen. Sie wachsen auf den Palmbäumen, die in der Barbarey sehr gemein sind. Jedoch nur die Palmbäume in der Wüste Saharah bringen Datteln von einer gewissen vollkommenern Art hervor. Um Bäume von eben der Art zu haben, pflegt man gemeiniglich Ableger von den alten Bäumen zu pflanzen, welche, wenn sie sorgfältig gewartet werden, nach sechs bis sieben Jahren Früchte tragen. Die andern hingegen, so aus dem Kern erzeuget werden, geben nicht eher Früchte als im sechzehnten Jahre. Diese Bäume sind männlichen und weiblichen Geschlechts. Die Palmenbäume von der letztern Art bringen nur dürre und unschmackhafte Früchte hervor, es sey denn, daß sie von der männlichen Substanz beschwängert wären. Wenn also die Hülsen, so die junge Frucht enthalten, sich

sich zu öfnen anfangen, welches zu Ende des Märzen geschieht, so nimmt man einen oder ein paar Zweige von der männlichen Frucht, und bindet sie an die weibliche. Die Araber nennen diese Operation Dthuckar, welches die Beywohnung des Mannes bedeutet, und bedienen sich eben dieses Worts, die Caprication zu bezeichnen, wodurch sie das Aufhängen einiger Früchte von einem männlichen und wilden Feigenbaum an den Zweig eines weiblichen Feigenbaums, um den letztern fruchtbar zu machen, verstehen. Ein einziger männlicher Palmbaum ist hinreichend, vier bis fünf hundert weibliche zu beschwängern. In Aegypten pflegt man die kleinen Saamen-Körnlein des männlichen Baumes auf die Frucht des weiblichen zu schütten.

Der Palmbaum, so aus einem Ableger wächst, gelangt ohngefähr dreyßig Jahre, nachdem er gepflanzt worden, zu seiner Stärke; bey den andern hingegen geschieht es viel später. Er behält seine Kraft siebenzig Jahre lang und trägt jedes Jahr achtzehn bis zwanzig Fruchttrauben, davon jede funfzehn bis zwanzig Pfund wieget. Alsdenn nimmt er Stufenweise ab, und stirbt gemeiniglich vor dem Alter von zwey hundert Jahren. Bey der Wartung dieser Bäume braucht man nichts weiter in Acht zu nehmen, als sie von fünf zu fünf Tagen reichlich zu begiessen, und sie von unten zu beschneiden, wenn ihre Aeste zu stark herunter fallen, welches gemeiniglich geschieht, wenn sie alt zu werden anfangen.

Man drückt aus eben diesen Bäumen einen angenehmen Saft, den die Araber Palmhonig nennen. Die Methode, deren sie sich dabey bedienen, besteht darinn, daß sie das Oberste an einem der gesundesten Bäume abschneiden, und darauf den Stamm oben in Gestalt eines Beckens aushöhlen. Der Saft, welcher nach dem Aeusserſten des Baumes steigt, ergießt sich in diese Höhle, woraus man in den ersten Tagen sechs bis sieben Pinten zu schöpfen pflegt. Diese Quantität verringert sich nach nnd nach, und nach Verlauf einiger Wochen ist der Saft gänzlich verzehret, worauf der Palmbaum stirbt. Man pflegt seine Gäste an Freudentagen mit diesem Safte zu bewirthen, welcher einem klaren Syrop ähnlich siehet, und viel sanfter ist, als der gemeine Honig. Er wird aber in kurzer Zeit scharf und trübe. Die Afrikaner ziehen ihn über dem Feuer ab, und machen daraus ein geistreiches und angenehmes Wasser, welches sie Araki nennen, ein Nahme, den sie überhaupt allen abgezogenen Getränken beylegen.

Die Jujuben, oder Brustbeeren, eine andere Frucht in der Barbarey, wachsen an einem dornichten Baume. Sie sind sanft und von guten Geschmacke, von aussen roth, wenn sie reif sind, und inwendig weiß. Man braucht sie auf vielerley Art in der Medicin. Was die Araber Seedra, nennen, ist eine dem Afrikanischen Welttheile eigene Staude, und, nach dem Schaw, einerley Gewächse mit dem Lotus arbor der Alten. Sie wächst sehr häufig in der Wüste Sa-

harah.

harah. Ihre Frucht hat sehr viel Aehnlichkeit mit den Brustbeeren, weshalb sie von den Afrikanern Aneb enta el Seedra, oder, Brustbeere vom Seedra, genannt wird; sie ist aber viel saftiger, als jene.

Man findet hier die meisten Arten von Obstbäumen, die in Europa bekannt sind, als Mandel-Apricosen-Pfirschen-Pflaumen-Kirsch-Birn-Apfel-Nuß-Oliven- und Castanien-Bäume ꝛc. ꝛc. Die Kirschen und Pflaumen sind von mittelmäßiger Güte, und die Birnen, wie auch die Aepfel kommen den unsrigen nicht bey; die Pfirschen aber haben einen vortreflichen Geruch, und wiegen gemeiniglich neun bis zehn Unzen. Der Citronenbaum ist das ganze Jahr über mit Blüthe und Früchten versehen. Der bittere Pomeranzenbaum ist gemeiniglich eben so fruchtbar; allein der süsse Orangebaum, welcher hier zu Lande fremd ist, trägt nur zu Ende des Herbsts Früchte. Ich übergehe die Blumen, die Arzeneykräuter, und andere merkwürdige Pflanzen, weil mich die Beschreibung derselben zu weit führen würde. Die Leser können darüber den zweyten Theil der Reisen des Schaw, im Abschnitt von den Auszügen der Beweißschriften N. 19 zu Rathe ziehen. Ich merke hier nur an, daß in den Gärten der Barbaren keine übereinstimmende Ordnung anzutreffen ist, und daß alles daselbst nach Gutdünken und ohne Symmetrie gepflanzt wird. Man sieht nichts als ein verwirrtes Gemische von Obstbäumen, Wurzelwerk, Hülsenfrüchten, Korn, Gerste und allerhand Arten von Pflanzen. Hin-

gegen bemerkt man gemeiniglich weder Parterren, noch Blumenbeete, noch auch Alleen; weil man das Land für verlohren schätzen würde, welches man zur blossen Zierde anwenden solte.

Die Weintraube reifet in der Barbarey zu Ende des Heumonats, und die Weinlese geschieht im Herbstmonat. Der von mir angeführte Schriftsteller berichtet, daß der Wein zu Algier vorher, ehe die Heuschrecken in den Jahren 1723 und 1724 eine so grosse Verheerung angerichtet haben, eben so gut, als die besten französischen Weine, gewesen, daß er aber seitdem ganz aus der Art geschlagen, jedoch dem ungeachtet den Spanischen und Portugiesischen Weinen noch immer vorzuziehen wäre. Im Marokkanischen macht man selten Wein aus den gewöhnlichen Trauben, weil sie von sehr schlechter Eigenschaft sind. Man bedient sich dagegen des Weins von gekochten Trauben. Von diesen Trauben schüttet man ohngefähr zwey hundert Pfund in ein Faß voll Wasser, und nachdem sie fünf bis sechs Tage darinnen stehen geblieben, so wird daraus ein weisser Wein, der sehr trübe und stark genug ist, diejenigen, so zu viel davon trinken, zu berauschen. Dieses ist das gewöhnliche Getränke der Christen und Juden, so in diesen Gegenden der Barbarey wohnen.

§. 2.

Salzgruben, Metalle, Foßilien.

In den Ländern, die wir hier vor uns haben, ist die Erde fast durchgehends mit einem unerschöpf-

erschöpflichen Vorrathe von Salzen versehen. Besonders sind die Salpetergruben zu Tremesen, Dusan und Cairoan berühmt, und bringen von jedem Centner gemeiner Erde, so daraus gezogen wird, sechs Unzen Salpeter. Man findet im Sommer an den Ufern verschiedene Flüsse, manchmal zwo bis drey Klafter tief, nicht nur grosse Stücken Salz, sondern auch vollkommen gereinigten Salpeter. Die Wed el Mailah, die Serratt, die Hamsnan Mellowan, die Bareekah, die Gorbata, und einige andere Flüsse, welche sich in den Königreichen Algier und Tunis ergiessen, führen entweder ganz salzige, oder halb salzige halb süsse Gewässer. Man pflegt sie an einigen Oertern dadurch süsser zu machen, indem man sie durch Sand filtriret und sie in eigene dazu gegrabene Brunnen laufen lässet. Diese Vorsicht ist aber in Absicht des Wassers grosser Flüsse vergebens, als welches, weil diese Ströme in einem weitern Raume fliessen, gar zu sehr von Salze geschwängert ist und durch das Filtriren nicht besser wird. Die Noth und der öftere Gebrauch machen aber, daß sich die Afrikaner an diesen Salzwassern, deren bitterer Geschmack uns unerträglich vorkommt, gewöhnen.

Die Salzgruben zu Arzew,*) welche zwischen Gebürgen liegen, haben zwo grosse Meilen im Umfange. Im Winter gleichen sie einem grossen See; die Hitze trocknet sie aber im Sommer aus, und crystallisiret das Salz, wovon man

*) Eine Stadt im Königreich Algier.

auf dem Boden verschiedene Lagen, ohngefähr von der Dicke eines Zolles, eine über die andere, antrift. An der östlichen Spitze des Zeichensees, welcher eigentlich nichts anders als eine grosse Salzgrube ist, liegt ein Berg, der mit einem röthlichen oder violblauen Salze, das so hart ist als Stein, angefüllet ist.

Die Art des Salpeters, welche die Araber Mailah Haig, das ist, lebendig Salz, nennen, wird hier nicht von Natur, so wie der eigentliche Salpeter, angetroffen; sondern er muß erst durch die Kunst zubereitet und verfertiget werden. Man nimmt zu dem Ende grosse Tröge von Ziegeln oder andern Steinen, deren unterster Theil nur mit hölzernen Riegeln zugemacht wird, worüber man Matten decket. Diese Tröge werden mit einer Erde, die mit solchem Salze, woraus der Salpeter entsteht, geschwängert ist, angefüllet, und es wird einige Tage lang von sechs zu sechs Stunden Wasser hinein geschüttet. Das durch diese Erde filtrirte Wasser löset nach und nach alle salpetrige Theile davon ab, und läuft mit ihnen zugleich durch die Matten in kleine Behältnisse, die sich unter dem Troge befinden. Alsdenn wird dieses Wasser gekocht und rafiniret. Zu Tremesen, Biscara, Cairoan und an andern Orten, sind verschiedene dergleichen Raffinerien. Den auf solche Art zubereiteten Salpeter brauchen sie zu ihrem Barut, oder Stückpulver, worunter sie Schwefel, den sie gemeiniglich aus Europa bekommen, und Asche von Buroac, anstatt der Holzkohlen, zu mischen pflegen. Sie

wissen

wissen ihr Pulver zwar gut zu körnen; allein sie können demselben nicht Kraft genug mittheilen; denn eine Unze von dem unsrigen hat eben so starke Wirkung, als vier Unzen von ihrem Barut.

Die Menge des Salpeters, Schwefels und anderer verbrennlichen Materien, womit die Erde geschwängert ist, bringt eine grosse Anzahl mineralischer Qvellen hervor, worunter einige so heiß sind, daß es nicht möglich ist, sich darinnen zu baden. So ist unter andern die Qvelle **Hamman Meskuteen**, im Königreiche Algier, beschaffen, deren Gewässer so fressend sind, daß sie so gar die Felsen, zwischen denen sie sich ergiessen, zermalmen, und ziemlich tiefe Spuren, so verschiedene Gegenstände vorstellen, daselbst zurück lassen. Die Araber, deren Einbildungskraft von Natur geneigt ist, die grösten Hirngespinste zu erdichten, sagen, daß diese Figuren nichts anders wären, als die Zelter ihrer Vorfahren, Kameele, Schafe, Pferde, ja so gar Menschen selbst, Weiber und Kinder, die in Stein verwandelt worden. Vielleicht sind die oberwähnten vorgeblichen Versteinerungen zu Rassem von eben solcher Art; denn es ist nicht unmöglich, daß sich der Herr le Maire durch die Erzählung einiger Araber hat hintergehen lassen.

Eben dieser Ursache muß man auch die Erdbeben, welche in der Barbarey so häufig sind, zuschreiben. Sie sollen hier gemeiniglich im Herbst, nach starkem Regenwetter entstehen, welches man auch in vielen andern Ländern angemerkt hat. Das Erdbeben, welches sich im Jahre 1716

zu Algier spüren ließ, zertrümmerte und beschädigte eine grosse Anzahl von Häusern, und stürzte den grösten Theil der Landhäuser über den Haufen. Der Lärm war desto allgemeiner, da die Erderschütterungen Rückweise fortdaureten, welches vom dritten Hornung bis zu Ende des Brachmonaths geschahe *). Bey dieser Gelegenheit sagte ein Türke, daß vor vierzig Jahren eben so ein Erdbeben gewesen und daß das Volck durch Hinrichtung des Dey davon befreyet worden wäre; für welche Rede er aber, auf Befehl dieses Oberhaupts der Republik, selbst erdrosselt wurde.

Eisen und Bley sind die einzigen Metalle, die man bisher in der östlicheu Barbarey entdeckt hat. Schaw meynet, daß man bey mehrerem Nachforschen, auch Kupfer finden würde, welches Metall im Königreiche Fez sehr gemein ist. Das Eisen zu Algier ist weislicht und sehr gut, besonders aber dasjenige, so aus den Gebürgen zu Bugia kommt; allein diese Grube ist nicht sehr ergiebig. Die Cabilen hohlen es daselbst aus der Erde, schmieden solches, und bringen es in kleinen Stangen zu Bugia und Algier auf den Markt. Es giebt auch noch andere viel reichere Bergwerke, worinnen man sogar manchmal Zinnober antrift; allein die Privatpersonen bekümmern sich wenig darum, solche in Aufnahme zu bringen, weil alle ihre Arbeit nur dem Landesherrn zum Vortheil gereichen würde, welcher sich das Recht anmaasset, Eigen-

thüms-

*) Reisen des P. Comelin, de la Motte rc. Bl. 15.

thumsherr über alle Bergwerke zu seyn. Die Bleygruben, die ein Ansehnliches eintragen müsten, werden fast eben so sehr vernachläßiget. Die Algierer rafiniren das Bley, indem sie wechselsweise Schichten von Holz und metallischen Gesteine legen, worunter sie Feuer anmachen. Sie sollen, wie man sagt, aus einem einzigen Centner Materie zuweilen an die achtzig Pfund Metall herausbringen.

In dem Königreiche Fez giebt es einige Silberminen; allein Gold trift man in keiner Gegend der Barbarey an, und wenn es gleich im Staat von Marokko sehr gemein ist, so rührt solches daher, weil es durch die Karavanen, die es aus Tombuto, im obern Gvinea, hohlen, ins Land gebracht wird. Der ungenannte Verfasser eines Briefes, den man in der Beschreibung einer im Jahre 1666. unternommenen Reise Bl. 36. rc. eingerückt findet, berichtet uns sehr merkwürdige Umstände von gedachter Reise nach Gvinea. Die Cafilen, so nennt er die Afrikanischen Karavanen, reisen von Marokko oder Tarudant ab. Wenn sie aus Marokko abgehen, so besteht der Weg aus ohngefähr vier hundert Meilen, nämlich hundert Meilen bis an die Wüste Sahara, zwey hundert durch die Wüste, und hundert jenseits derselben. Die ganze Wüste hindurch sieht man nichts als dürre Felder und mit dicken Sande bedeckte Berge, weshalb sie die Araber das Sandmeer nennen. Die Winde bewegen den Sand, und machen grosse Haufen daraus. Man hat durch diese weitläuftige

Ein-

Einöde, wo man nicht den geringsten gebahnten Weg antrift, keinen andern Wegweiser, als man zur See hat, nämlich den Kompaß und die Sterne. Man reiset wegen der unerträglichen Hitze, die man den Tag über empfindet, gemeiniglich blos des Nachts, und pflegt sechs bis sieben Meilen zurück zu legen. Mitten in der Wüste trift man eine Gegend an, die etwas weniger unfruchtbar und mit Quellen versehen ist. Hier pflegen die Karavanen anzuhalten, nicht nur um sich zu erfrischen, sondern auch um Salz aus einigen nahe gelegenen Salzgruben zu hohlen. Sie beladen ihre Kameele damit, und diese Waare ist es hauptsächlich, mit welcher sie den Goldstaub erhandeln, den ihnen die Schwarzen liefern. Endlich langt man, nach einer mühsamen Reise von zween Monathen, zu Tombuto oder Tambuctu an, welches die Hauptstadt des Königreichs Gago, in dem Nordlichen Gvinea ist. Es ist hier der Ort nicht, dieses Land näher zu betrachten, indem die Beschreibung desselben eigentlich zur Geschichte der westlichen Afrikaner gehöret; sondern wir begnügen uns anzumerken, daß die Mohren sehr viel Goldstaub von dort hohlen, und diesen Handel schon seit vielen Jahrhunderten treiben.

In der Nachbarschaft von Algier und Bona, und vielleicht auch an vielen andern Orten in der Barbarey, findet man auf der Oberfläche der Erde einen weichen Stein, der ganz mit glänzenden Flittern, die dem Golde und Silber gleichen, übersäet ist. Wenn man sie von aussen ein wenig

nig reibt, so trift man innerhalb ebenfalls viele Theilchen an, welche die Farbe und den Glanz des Goldes haben. Es sind auch die dasigen Markasiten mit dergleichen Flittern versehen. Die Seleniten, welches weisse, leichte und durchscheinende Steine sind, ferner der Talkstein, der Crystall, die Iris, und andere mit Figuren versehene Steine, werden ziemlich häufig in den Gebürgen angetroffen. Dieses sind alle die Geschenke der Natur, die man in dieser Art antrift, und die mineralischen Säfte können nichts hervor bringen, was dem Diamanten beykommen solte.

Die Küsten am mittelländischen Meere sind mit weissen und rothen Korallen, mit verschiedenen Arten von Madrapora und allerley andern Seepflanzen angefüllt. Hingegen trift man eben nicht sehr viele von einander abweichende Gattungen von Muscheln an.

§. 3.

Vierfüßige Thiere, Vögel, Insecten, Fische.

Da der vornehmste Reichthum der Araber und Mohren auf dem Lande in dem Vieh besteht, so wenden sie die gröste Sorgfalt darauf, die Anzahl und Nutzbarkeit ihrer Heerden zu vermehren. So viel Mühe sie sich aber auch geben, und ungeachtet der anscheinenden guten Beschaffenheit ihrer Weiden, so sind dennoch die Ochsen in der Barbarey überhaupt nicht so gros und nicht so vollfleischig, als bey uns. Eben so ist es mit den Kühen beschaffen, welche wenig Milch haben, und

gar

gar keine mehr geben, wenn sie ihre Kälber verlieren. Die dasige Butter ist sehr mittelmäßig beschaffen, und wird von den Arabern Mantegve genannt.

Die Schaafe und Ziegen haben nach ihrer Art mehr Saft, und man bedienet sich vorzüglich ihrer Milch, Käse zu machen. An statt des Laabs nimmt man die Blüthe von wilden Artischocken, die Milch gerinnen zu machen, und so bald sie genommen ist, so wird sie in kleine Körbe geschüttet, und darinnen ausgedrückt. Wenn sie Butter machen, so schütten sie die Sahne in einen häutenen Sack, die sie mit den Händen pressen, um die Molke auszudrücken. Es giebt hier zwo besondere Arten von Schaafen, die in Europa ganz unbekannt sind. Die eine Art derselben, so im Königreiche Tunis sehr häufig angetroffen wird, ist besonders wegen der Grösse ihres Schwanzes merkwürdig. Ihre Wolle wird hoch gehalten, ihr Fleisch aber ist mittelmäßig, jedoch den Schwanz ausgenommen, den man in die Cuscussus und Pilaus zu thun pflegt, weil er ein festes Fett hat und wie Mark schmecket. Die Schaafe von der andern Gattung findet man nirgends, als in der Wüste Sahara, und sie sind so gros, als unsere Dammhirsche, mit denen sie einige Aehnlichkeit haben. Ihr Fleisch ist trocken, und ihre Wolle grob. Man pflegt hier weder Pferde, noch Hammel, noch auch andere Thiere, schneiden zu lassen, wenn man aber zu viel Männchen hat, so läßt man ihnen die Hoden mit Gewalt zusammen drücken, welches mit der Castration einerley Wirkung hat.

Die

Die Araber haben zahlreiche Heerden von allen Arten. Es giebt Privatpersonen, welche drey bis vier hundert Pferde; Kameele, Ochsen und Schaafe aber zu tausenden halten. Sie schlachten wenig Vieh, weil sie hauptsächlich von Milchspeise und Früchten leben. Die schönsten Stutereyen sind im Staat von Marokko anzutreffen. Die Numidischen vor Alters so berühmten Pferde, sind zu jetzigen Zeiten ganz aus der Art geschlagen, weil die Araber sich nicht die Mühe gegeben haben, die besten Arten derselben aufzuziehen, seitdem sie sehen musten, daß ihnen alle ihre guten Pferde von den Türken weg genommen wurden.

Der Esel, das Kameel und der Maulesel, sind die nützlichsten Lastthiere. Sie brauchen nicht so viel Pflege, als das Pferd, und sind zur Arbeit besser abgehärtet. Die Esel im Königreiche Tunis sind sehr gros, und pflegen gemeiniglich zum Reiten gebraucht zu werden. Der Maulesel hat einen viel sicherern Schritt, als das Pferd, und kann die stärksten Lasten tragen. In dem Königreiche Algier giebt es eine Art von Mauleseln, Kumrah genannt, die von einem Esel und einer Kuh gezeugt werden. Dieses Thier ist ziemlich klein, und hat einen Kuhschwanz und Kuhkopf, Füsse aber wie ein Esel, jedoch viel dichtere und gleichere Haare. Das Kameel ist noch stärker. Die geringste Last, so es tragen kann, besteht aus sieben Centnern, und es kann zwölf bis funfzehn Meilen in einen Strich zurück legen, wobey es mit einer kleinen Portion Bohnen und Gerste zufrieden ist, und sich vier bis fünf Tage des Trinkens enthal-

ten kann. Es ist daher kein Thier, welches die Araber mit grösserer Sorgfalt aufziehen, und von dessen Art eine grössere Anzahl vorhanden seyn solte. Der Dromedar, so hier Maihari genannt wird, ist nicht so gemein, als in der Levante. Unter allen Lastthieren besitzt keines eine grössere Geschwindigkeit. Wenn die Araber diese Hurtigkeit bezeichnen wollen, so sagen sie, daß es in einem Tage eben so stark laufen kann, als ein Pferd in acht oder zehn Tagen, welches zu den übertriebenen Erzählungen einiger Reisebeschreiber Gelegenheit gegeben hat, die diesen Afrikanischen Ausdruck nach dem Buchstab verstanden haben. Die Kameele begatten sich nur im Frühlinge, und werden alsdenn wüthend, ob sie gleich sonst in den andern Jahrszeiten ausserordentlich gelassen sind. Die Weibchen sind ein ganzes Jahr lang trächtig, und werfen von einem Frühling zum andern.

Unter den vierfüßigen Thieren, die in den Wäldern leben, bemerkt man den Bekker el rasy, eine Art von wilden Ochsen, welcher den Wuchs und die Farbe eines Dammhirschen hat. Er unterscheidet sich von dem zahmen Ochsen darinnen, daß er einen viel rundern Körper, einen nicht so starken Kopf und näher zusammen stehende Hörner hnt. Die Jungen von diesem Thiere werden leicht zahm gemacht, und gewöhnen sich, mit den gemeinen Ochsen zu weiden. Die Araber legen auch den Nahmen Bekker el rasy einer Art von einem Dammhirsche bey, der eben solches Geweih, als der Hirsch hat, hingegen nicht so gros ist,

ist. Das Weibchen hat kein Geweih, weshalb es Fortaß, oder Kahlkopf, genannt wird.

Die Fistall ist eine Art von wilden Ziege, so stark wie eine einjährige Färse, jedoch ein wenig runder. Sie hat einen grossen Busch Haare auf den Knieen und am obern Theile des Halses. Ihre Hörner, die an der Stirne nahe zusammen stehen, sind über einen Fuß lang, übrigens aber eben so streifigt und krumm, wie die Hörner der gemeinen Ziegen.

In dem nordlichen Afrika giebt es keine Elephanten. Löwen und Pantherthiere sind hingegen daselbst häufig vorhanden. Der Tiger ist viel seltener, und nur in einigen Gegenden anzutreffen. Die Weibchen dieser wilden Thiere haben zwo Reihen Zitzen, wie die Hündinnen, und Milch genug, vier bis fünf Jungen zugleich zu tränken. Sie sollen, wie man sagt, wenn ihm die Zähne durchzubrechen anfangen, von einem heftigen Fieber angegriffen werden, woran gemeiniglich von vieren drey zu sterben pflegen, welches eine von denen Ursachen ist, weshalb sie sich nicht ausserordentlich vermehren können. Schaw behauptet, ihre Anzahl sey in der Barbarey seit einigen Jahrhunderten dergestalt vermindert worden, daß man heutiges Tages nicht den funfzigsten Theil der wilden Thiere anträfe, die vormals von den Römern aus dieser Gegend gehohlet wurden, um dem Volke ein Schauspiel damit zu geben. Er glaubt, diese Verminderung rühre zum Theil daher, weil die Araber viel Länder bewohnen, welche die alten Afrikaner gänzlich wüste liegen liessen,

zum Theil aber wäre der Gebrauch des Feuergewehrs Schuld daran, vermittelst dessen man eine noch grössere Anzahl derselben ausgerottet hat.

Die Löwen pflegen selten diejenigen anzufallen, von denen sie nicht angegriffen werden, es wäre denn, daß sie sehr hungrig seyn müßten. Man muß aber auch nicht die geringste Furcht vor ihnen merken lassen, weil sie auf diejenigen Personen, die ihren Anblick fliehen, mit dem größten Ungestüm zu stürzen pflegen. Die Araber setzen ihren Weg ganz gelassen fort, wenn gleich diese Thiere gegenwärtig sind, die manchmal ziemlich nahe bey ihnen stille stehen, und sie ansehen, ohne ihnen das geringste Leid zuzufügen. Man kann sie, wenn sie noch jung sind, mit leichter Mühe zahm machen. Der ungenannte Verfasser der von mir oft angeführten Reisebeschreibung meldet, daß er sich zween Löwen, ein Männchen und ein Weibchen, aufgezogen habe, welche mit den Ziegen, Ochsen und andern zahmen Thieren ganz vertraulich geweidet hätten. Der Löwe schlief zuweilen an der Seite seines Herrn; allein die Löwin soll scheu und boshaft gewesen seyn.

Wenn der Hunger diese Thiere naget, so werden sie grimmig, und fressen so wohl Menschen als Vieh. Nichts ist gewöhnlicher, als daß man sie Schaafe und Ziegen, so gar aus den Aduars, oder Zeltern, die zur Stallung dienen, davon tragen sieht. Wenn diese Räubereien einige Nächte hinter einander gedauret haben, so beobachten die Araber die Fußtapfen des Löwen, machen einen

nen Graben auf dem Wege, den er zu nehmen pflegt, bedecken solchen mit Schilf oder jungen Zweigen, und machen, daß er auf solche Art in das Netz fallen muß. Muette gedenkt einer andern Methode, deren man sich im Königreiche Fez, wo die Gebürge mit wilden Thieren angefüllet sind, zu bedienen pflegt. „Wenn man, sagt er, „Löwen oder Tiger fangen will, so macht „man am Abhange der Berge, oder am Ausgange der Waldungen, wohin sie sich begeben, „einen runden Graben, der oben eng ist, unten „aber immer breiter wird. Nahe dabey wird „noch ein Graben gemacht, der länger als breit „ist und mit dem andern vermittelst eines Loches „zusammen hänget. Vor der Oefnung des run„den Grabens macht man eine Falle, und wirft „einen todten Hammel darauf, und zugleich läßt „man in den andern Graben eine Art von einem „grossen Kasten hinunter, bey dessen Eingange „ein Hammelviertel aufgehangen wird, welches „man an ein bewegliches Breit, das einer Mau„sefallenthür ähnlich ist, befestiget. Die Oef„nung des Kastens wird vor dem Loche, wodurch „beyde Graben mit einander Gemeinschaft haben, „angebracht. Der Löwe, welcher gemeiniglich „des Nachts auf Raub ausgeht, naht sich der „Falle, um den Hammel, davon er die Witte„rung gehabt hat, zu fressen, und fällt in den er„sten Graben, worinn er eine Zeitlang bleibt. „Weil ihn aber der Hunger quälet, so begiebt er „sich in den zweyten Graben, und geht in den „vorgedachten Kasten hinein, dessen Thür er zum

„Fallen bringt, so bald er das daran befestigte „Fleisch zu bewegen anfängt. Wenn ihn darauf die Araber des Morgens finden, so ziehen „sie den Kasten mit Seilen in die Höhe, heben „ihn auf ein Pferd, und bringen ihn nach ihrem „Aduar „. Das Fleisch vom Löwen wird sehr hoch gehalten, und kommt dem Kalbfleische, so wohl in Absicht der Weisse, als am Geschmacke, sehr nahe.

Der Faadh hat einen eben so gefleckten Leib, als der Leopard, seine Haut ist aber viel rauher und brauner, er ist auch bey weitem nicht so wild. Man glaubt hier zu Lande, daß er von einem Löwen und Leoparden-Weibchen erzeuget werde.

Der Dubbah, welcher die Hyäne der Alten zu seyn scheinet, hat ein dunkelbraunes Haar, so etwas ins Rothe fällt, und mit einigen Streifen von einem noch dunklern Braun vermischt ist. Er hat eine Mähne, wie der Löwe, und die Grösse eines Wolfes; sein Leib ist aber länger gestreckt. Er soll, wie man berichtet, von Natur mit dem einen Hinterfusse hinken, dem ungeachtet aber schnell, und viel schwerer zu fangen seyn, als das wilde Schwein. Er hat einen so steifen und so wenig beweglichen Hals, daß er den Kopf nicht herum drehen kann, um seitwärts zu sehen, ohne sich zugleich mit dem ganzen Körper zu wenden. Seine Füsse sind gros und mit Klauen gewafnet, deren er sich bedient, die Baumwurzeln und zuweilen auch todte Körper aus der Erde zu graben. Nach dem Tiger und Panther

ist

ist dieses das blutdürstigste und grimmigste Thier. Die Araber glauben, daß das Gehirn desselben in der Zauberey von grosser Wirkung sey, weshalb sie den Kopf von diesen Thieren, wenn sie in ihre Netze fallen, an einem verborgenen Orte sorgfältig zu vergraben pflegen, damit man keinen schädlichen Gebrauch davon machen könne.

Ich habe an einem andern Orte des Jakals erwähnt, welches eine Art von Füchsen ist, die von den Arabern Deeb genennt werden. Dieses Thier gelfert alle Nächte um die Dörfer, und sucht sich in die Gärten und Schäfereien einzuschleichen, weil es eben so wohl von Wurzeln als von Fleische lebt. Man will sagen, daß er zugleich mit dem Löwen auf die Jagd gehen, und ihm den Dienst leisten soll, den Raub auszuspüren. Schaw zweifelt aber mit Recht an der Wahrheit eines solchen Vorgebens, und glaubt, daß diese Einbildung blos daher rühre, weil der Jakal an eben den Oertern, wo der Löwe Beute zu erjagen hoffet, auf Raub ausgehet, und sich öfters von dem, was der Löwe übrig gelassen hat, sättiget. Eben so wenig ist dieser scharfsinnige Engländer geneigt zu glauben, was die Alten in Absicht der vorgeblichen Menge von allerhand Ungeheuern, welche Afrika hervor bringen soll, und wovon das Sprichwort entstanden: daß immer etwas Neues aus Afrika komme, erzählet haben. Plinius schreibt diese ungewöhnlichen Geschöpfe der Begattung verschiedener Arten von Thieren zu, die sich, vom Mangel des Wassers gedrungen, in grosser Anzahl am Ufer eben derselben Flüsse versammlet und sich ent-

entweder aus Wollust, oder gewaltsamer Weise, mit einander vermischet hätten *). Schaw antwortet hierauf, daß die Natur in allen Ländern eben dieselbe sey, und daß sie allen Thieren einen gewissen bestimmten Instinct eingeflösset habe, wodurch ein jedes Geschlecht auf eine unwandelbare Art zu seines gleichen getrieben werde, ohne die abscheulichen Vermischungen zuzugeben, die der Vermehrung ohnfehlbar schaden würden.

Unter den kriechenden Thieren sind die Land- und Wasser-Schildkröten die merkwürdigsten. Die erstern sind gut zu essen, die andern werden aber nicht sehr geachtet. Alle Gehäge sind voller Kameleons, einer Art Thiere, die von den Mohren und Arabern sehr verehret werden, indem sie die getrocknete Haut derselben, als ein Mittel wider den bösen Einfluß der Gestirne, am Halse tragen. Der Varral ist eine Eidexe von besonderer Art, und hat bey dreyßig Zoll in der Länge. Ihre Farbe ist ein sehr lebhaftes mit schwärzlichen Flecken vermischtes Roth. Der Nigedaimah, eine schwarze Eidexe, sieben bis acht Zoll lang, hält sich in den Häusern auf, und schleicht sich so gar in die Betten. Die Thaibanne ist die sonderbarste von allen Schlangen in der Barbarey. Ihre Länge beträgt, nach dem Berichte, den der von mir oft angezogene Englische Reisebeschreiber anführet, zuweilen an vier Klaftern. Ich glaube, daß uns die Alten hintergehen, wenn sie von der Schlan-

*) Varie foeminis cujusque generis mares, aut vi aut voluptate miscente. Plin. lib. VIII. Cap. 16. beym Schaw Bl. 337.

Schlange, die Regulus in Afrika tödtete, behaupten, daß sie hundert und dreyßig Fuß gehabt habe *). Der Zurreik und der Leffah, sind Schlangen von viel kleinerer Gestalt, aber von einer sehr gefährlichen Gattung. Diese schädlichen kriechenden Thiere werden hauptsächlich in der Wüste Sahara gefunden.

In der Classe der Vögel bemerkt man: 1. den Adler, der in Afrika viel gemeiner ist, als in Asien. 2. den Karaburno, eine Art von Sperber, der einen schwarzen Schnabel, rothe Augen, gelbe und kurze Füsse, einen blaulich aschfarbigten Rücken, schwarze Flügel, und einen weislichen Bauch und Schwanz hat. 3. Den Graab el Sahara, oder den Raben aus der Wüste, der nur darinn von unserm gewöhnlichen Raben unterschieden ist, daß er eine grössere Gestalt und einen rothen Schnabel wie auch rothe Klauen hat. 4. Den Houbaara, der ebenfalls ein Vogel aus der Wüste und eben so gros ist, als unsre Kapaunen. Sein Leib hat eine blasgelbe mit braunen Flecken vermischte Farbe. Die grossen Federn an seinen Flügeln sind schwarz, und haben in der Mitte ein weisses Abzeichen. Sein Hals ist weislich, mit

*) Plinius, Livius und Valerius Maximus, erzählen diese Geschichte, und sagen, daß der römische Feldherr gezwungen gewesen sey, wider diese Schlange verschiedene ungeheure Krieges-Maschinen zu brauchen, eben als wenn er eine Stadt hätte angreifen wollen. Sie fügen hinzu, die Haut und der Kinnbacken derselben wären zu Rom in einem Tempel bis zur Zeit des Numantinischen Krieges aufbewahret worden.

einigen schwarzen Streifen vermischt, der Schnabel flach und ziemlich kurz, die Beine gleichen den Beinen der Trappen, und haben unten keine Krallen. Es ist sonderbar anzusehen, wenn dieser Vogel vor dem Sperber fliehet, indem er sich verschiedener Ränke bedienet, seinem Feinde zu entgehen. 5. Den Rhaad, der einen weissen Bauch, einen weißgelben braun gefleckten Rücken nebst dergleichen Flügeln, und einen etwas hellern mit schwarz vermischten Schwanz hat. Er soll den Nahmen Rhaad, der im Arabischen den Donner bedeutet, von dem Geräusche erhalten haben, welches er zu machen pflegt, wenn er sich in die Luft schwinget. Die Araber nennen ihn auch Saf-Saf. Es giebt zwo Arten derselben, davon die eine die Grösse eines gewöhnlichen Huhnes hat, die andere aber eben so gros ist, als der Houbaara. 6. Den Kitaviah, der die Grösse und Gestalt einer Taube hat. Sein Kropf ist mit einem schönen gelben Halbzirkel gezieret, die übrigen Federn aber sind nur von gewöhnlicher Art. Sein Fleisch ist, so wie das Fleisch des Rhaad, angenehm zu essen, und leicht zu verdauen. 7. Die grüne Drossel, ein Zugvogel, den man hier nur im Sommer, zur Zeit der Feigen, sieht. Ihre Federn sind von dem schönsten Grün, und unten an den äussersten Spitzen, besonders am Schwanze, mit einem eben so schönen Gelb schattiret. Selbst Amerika hat keinen Vogel, dessen Federn sich so sehr ausnehmen. 8. Den Capsa, der die Grösse unserer gemeinen Sperlinge hat. Sein Gesang ist vortreflich, und er übertrift noch an Annehmlichkeit

lichkeit die Zeisinge und Nachtigallen. Man trift diese Vögel nur in der Wüste Sahara an, und sie sind so zärtlich, daß sie ganz verschmachten, wenn sie in eine andere Himmelsgegend kommen. 9. Den Emseesi, oder den Ochsenvogel, der so heißt, weil er sich gemeiniglich auf den Wiesen unter dem Rindvieh aufzuhalten pflegt. Alle seine Federn sind weiß wie Milch, sein Schnabel aber und seine Klauen hochroth.

Das Rebhun und die Wachtel sind hier Zugvögel, und wenig von den unsrigen unterschieden. Man findet in der Barbarey Schnepfen, Kiebitze, Pelicane, wilde Enten von verschiedenen Arten, Grauschwänze, Wasserhüner, Kriechenten und andere Wasservögel. Die Störche kommen zu Anfang des Hornungs, und gehen im August wieder fort. Die Araber und Mohren haben gegen diese Thiere eben die Ehrfurcht, als die Türken, und leiden nicht, daß sie gemißhandelt werden. Als einstens einige von unsern französischen Ordensleuten losgekaufte Gefangene ein paar Störche in der Gegend von Salee getödtet hatten, so wurden sie bey dem Statthalter angegeben, welcher sie prügeln lassen und wieder zu Sklaven machen wolte; weshalb man ihm ein Geschenk von drey hundert Piastern machen musten, um die Sache beyzulegen. Muette will behaupten, die Achtung gegen diese Thiere sey auf die Meynung der Araber gegründet, die sich einbilden, daß Gott einstens, auf Mahomets Gebeth, eine Räuberbande, welche die Pilgrimme von Mekka angefallen, in Störche verwandelt

hätte;

hätte; mir scheint es aber, daß eine solche Einbildung vielmehr eine Art von Abscheu gegen diese Thiere verursachen würde.

Der Strauß, den man ziemlich häufig in der Wüste Sahara antrift, ist ein so grosses und schweres Thier, daß es sich nicht in die Luft erheben kann. Es läuft aber mit einer ausserordentlichen Behendigkeit. Am hurtigsten ist dieser Vogel, wenn es windig ist; denn der Wind setzt sich alsdenn in seine Flügel und macht ihn so schnell, daß ihn das feurigste Pferd nicht einhohlen kann, weshalb die Araber zu dieser Jagd eine stille Witterung zu erwählen pflegen. Sie verfolgen ihn eine bis zwo Stunden lang zu Pferde in einem kleinen Galopp. So bald alsdenn der Vogel anfängt müde zu werden und langsamer zu laufen, so spornt der Jäger sein Pferd an, und erreicht den Strauß gar bald, so daß er ihn mit einem Stocke zu Boden schlagen kann. Man bedient sich bey dieser Jagd weder eines Pfeils noch einer Flinte, um die Federn dieses Wildpretts zu schonen, weil solche eine der kostbarsten Waaren im Lande sind. Die Barbaren machen viel Wesens aus dem Fleische des Straussen, welches auch in der That sehr leckerhaft ist. Wenn man ihn jung fängt, so ist er leicht zahm zu machen, und wird so vertraulich als ein Hund, indem er seinen Herrn, ohne ihm Schaden zuzufügen, mit dem Schnabel zu liebkosen, und um ihn herum tausend Sprünge und lächerliche Stellungen zu machen pflegt. Da diese Thiere viel Eyer legen, so zerbrechen sie einen Theil derselben, um ihre Jungen damit zu

futtern. Man hat bemerkt, daß sie gespaltene Füsse haben und so schnell laufen, daß die Steine so ihnen in den Weg kommen, in die Höhe springen; welches einigen fabelhaften Schriftstellern Gelegenheit gegeben hat zu sagen, daß der Strauß den nachsetzenden Jäger mit Steinen werfe. Man hat auch vorgegeben, daß sie Eisen verdauen könten, zu welcher zweyten Fabel der Umstand Anlaß gegeben hat, daß, da sie gemeiniglich an wüsten Oertern leben, wo Kraut und andere Lebensmittel sehr selten sind, sie sich gezwungen sehen, Holz und andere harte Materien zu fressen.

Die Vögeljagd ist eine der grösten Ergötzlichkeiten der Araber, wozu sie Sperber und Falcken abzurichten pflegen. Sie bedienen sich auch des Feuergewehrs auf der Jagd, jedoch ohne Spürhunde, an deren Stelle sie eine andere Methode haben, die ihnen besser glückt, und ziemlich sonderbar scheinen wird. Sie halten nehmlich eine Leinwand, die an zween Pfählen befestiget ist, in die Höhe, woran man die Gestalt eines Leoparden oder andern Thieres abgemahlt siehet. Der hinter dieser an verschiedenen Orten durchlöcherte Leinwand versteckte Jäger durchsucht die Gegenden, wo er weiß, daß sich die Rhaad, die Rebhüner, die Wachteln und andere Vögel aufzuhalten pflegen. So bald diese Thiere die gemahlte Figur gewahr werden, so stutzen sie von einer Art des Erstaunens eingenommen, welches dem Jäger Gelegenheit giebt, ganz nahe an sie heran zu kommen. Alsdenn befestiget er die Pfähle der Leinwand in der Erde, legt mit der Flinte durch

eines

eines von den Löchern an, und tödtet so viele Vögel als er erreichen kann.

Diese Völker, die sehr geschäftig sind, fangen zuweilen die Rebhüner im Laufen, nachdem sie solche dergestalt ermüdet haben, daß sie Zeit genug gewinnen, sie noch ehe sie sich erhohlen und wieder auffliegen können, mit kleinen Stöcken todt zu schlagen.

Ihre Methode bey der wilden Schweinsjagd bestehet ebenfalls darinn, daß sie solche auf gleiche Art müde machen, nachdem sie dieselben lange verfolgt haben. Es ist kein Araber, der nicht dieses Thier mit leichter Mühe zu Boden schlagen solte, so bald er es nur erreichen kann. Der Pfeil und die Lanze sind die Waffen, deren sich die Afrikaner in diesem Kampfe zu bedienen pflegen. Sie erhalten dadurch ein solches Uebergewicht, daß sie, wenn sie nur ein wenig Fertigkeit und Muth besitzen, immer des Sieges gewiß seyn können.

Die Löwen- und Leoparden-Jagd erfordert mehrere Vorbereitungen. Alle Bauren im ganzen Kreise versammlen sich und machen ein Gehäge von vielen Meilen. Diejenigen, so zu Fusse sind, laufen mit ihren Hunden voraus, und treiben das Wild im dicksten Gebüsche auf. Die Reuter folgen in einer kleinen Entfernung nach, um das Thier gleich anzufallen, so bald es zum Vorschein kommt. Man rückt in gleicher Ordnung immer näher heran, dergestalt, daß der Kreiß immer enger wird, und man alle Thiere, so darinnen umzingelt worden, mit leichter Mühe entdeken kann. Man sieht nicht nur Löwen und Leoparden, die man aufgejagt hat, sondern auch Ha-

sen, Jakals, Hyänen und andere Thiere, davon die wildesten mit Pfeilen oder Lanzen erlegt werden. Man hat dabey fast durchgehends angemerkt, daß der Löwe, wenn er sich in Gefahr sieht, den ersten Feind, der ihm aufstößt, mit Wuth anzufallen pflegt und sich lieber in Stücken zerhauen als seine Beuthe fahren lässet.

Die Insecten sind mehr wegen ihrer Menge, als wegen ihrer besonderen Eigenschaften, merkwürdig. Es giebt in der Wüste Sahara grosse und schwarze Scorpionen, deren Stich öfters tödlich ist. Der Biß des Boola-Kaz, einer Art von Tarantel, ist nicht minder gefährlich. Die dasigen Heuschrecken, die viel grösser als die unsrigen sind, verursachen zuweilen abscheuliche Verheerungen. Im Jahr 1724 wurden die Felder bey Algier durch diese Insecten gänzlich verwüstet. Sie erschienen zuerst Ausgangs des Märzen, und hatten sich in der Mitte des folgenden Monaths so erschrecklich vermehret, daß sie den Himmel wie dicke Wolken verdunkelten. Im May, da ihre Brutzeit war, überschwemmten sie die Ebenen bey Metigiah, wo sie ihre Eyer legten, und im folgenden Monath sahe man neue Schwärme von Heuschrecken, die sich, so bald sie nur ausgebrütet waren, mit einander vereinigten, und einen geschlossenen Haufen machten, der ein weitläuftiges Stück Landes bedeckte. Als sie kaum erst kriechen konnten, so überzogen sie bereits die Felder, frassen alles Gras, was ihnen vorkahm, und klimmeten so gar auf die Bäume, deren Blätter und Früchte sie verzehreten, ohne weder die

Rin-

Rinde noch auch die jungen Zweige zu schonen. Um ihren Verwüstungen zu steuren, machten die Bauren im Felde Graben, die sie mit Wasser anfülleten, oder brachten eine Menge Strauchwerk zusammen, welches sie anzündeten, so bald sich das Ungeziefer näherte. Allein die Graben wurden durch die zahlreichen Haufen, die sich einander folgten, bald angefüllet, und das Feuer gieng aus, nachdem es die ersten Schwärme verzehret hatte. Die Heuschrecken, die an der Spitze waren, rückten ganz unerschrocken heran, und wurden von denen, die hinter ihnen folgten, so stark gedränget, daß sie unmöglich zurück weichen konnten. Zween Tage nach dem Abzuge dieses unzählbaren Insecten-Heeres breiteten sich wiederum andere Heuschrecken, die erst ausgebrutet waren, in eben dieser Gegend aus, und verzehreten vollends alles, was die erstern übrig gelassen hatten.

Schaw, der von allem dem ein Augenzeuge gewesen war, fügt noch einen gewissen besondern Umstand hinzu, der nicht weniger bemerkt zu werden verdienet. Nachdem, sagt er, diese Heuschrecken fast einen Monath lang alles Gras, was sie vorfanden, zu Grunde gerichtet hatten, so sahe man sie zu ihrer natürlichen Grösse gelangen, ihren kriechenden Zustand verändern, und ihre Haut ablegen. Um diese Verwandlung zu erleichtern, hiengen sie sich mit den Hinterfüssen an Sträuchern, Zweigen oder Steinen, und indem sie eine Bewegung, gleich einer im Gehen begriffenen Raupe machten, so gieng ihnen die Haut nach und nach ab. Man sahe zuerst ihren

den Kopf und bald darauf alle ihre übrigen Glieder zum Vorschein kommen. Diese Umbildung geschahe in sieben bis acht Minuten, worauf sie eine kleine Weile ganz leblos zu seyn schienen. So bald aber die Sonne und die Luft ihre Flügel getrocknet und abgehärtet hatte, so nahmen sie ihre vorige Gefräßigkeit wieder an, und wurden so gar viel stärker und lebhafter, als vorher. Dem ungeachtet waren sie nach dieser Verwandlung nicht lange mehr vorhanden, und zerstreueten sich, wie ihre Mütter, nachdem sie Eyer gelegt hatten. Da ihr Flug und Lauf beständig Nordwärts gerichtet war, so müssen sie wahrscheinlicher weise im Meere umgekommen seyn, welches, wie die Araber sagen, das Grab aller ungeflügelten Insecten seyn soll.

Das Meer in der Barbarey enthält eben nicht sehr vielerley Fische. Die meisten von der Art, so es hervor bringt, findet man auf der gegenseitigen Küste in viel stärkerm Ueberflusse. Vor einigen Jahren hat man unter den Mauren von Algier einen Wallfisch gefangen, der sechzig Fuß lang war, und durch Sturm auf das Ufer geworfen wurde. Man hielte aber diesen Vorfall, wie der Englische Reisebeschreiber sagt, für ein so grosses Wunder, daß die Algierer besorgten, es möchte ein Unglück dadurch vorbedeutet werden. Die dasigen Muscheln sind weder in Absicht ihrer Grösse, noch wegen ihrer besondern Eigenschaften, merkwürdig. Varro gedenkt einer Afrikanischen Muschel, Solitannia genannt, die, wie er sagt, achtzig solche Maaß, welche die Römer

Qvadrantes nannten, und deren jedes so gros war, als ein französischer Schoppen, enthalten haben soll. Man wird aber diese ungeheuere Muschel in allen Afrikanischen Meeren vergebens suchen, und vielleicht ist sie auch sonst nirgends, als in der Einbildungskraft der Alten, vorhanden gewesen.

§. 4.
Künste und Wissenschaften.

Die Wissenschaften werden in der Barbarey noch stärker, als in der Levante, vernachlässiget. Die Araber und Mohren auf dem Lande geben ihren Kindern nicht die geringste Art von Erziehung. Die Stadt-Mohren und Türken aber schicken ihre Söhne in öffentliche Schulen, wo sie lesen und schreiben lernen. Anfangs bedienen sie sich keines Papiers zum Schreiben, sondern eines dünnen und gleichen Brettes, welches etwas weiß gemacht worden, und worauf man eben so leicht schreiben, als das Geschriebene wieder auslöschen kann. Diese Methode könnte vielleicht auch in unsern Armenschulen mit Nutzen eingeführet werden.

Der Alkoran, und einige mystische Auslegungen dieses berüchtigten Werkes, sind fast die einzigen Bücher, die ihnen in die Hände gegeben werden, und die wenigen Personen, so hier zu Lande Muße genug haben, sich auf das Studiren zu legen, wissen von keinen andern Schriften. Die jungen Leute werden in den Cärimonien ihrer Religion sorgfältig unterrichtet. Wenn sich ein Kind

durch

durch seinen Fleiß hervor gethan hat, so wird es auf einem reich geschmückten Pferde durch die Gassen geführet. Seine Schulgefährten begleiten dasselbe bey diesem triumphähnlichen Aufzuge, und den Aeltern wird von ihren Freunden Glück gewünschet.

Diese Völker haben einige geographische Bücher, und einige mittelmäßige Aufsätze, die ihre Geschichte in neuern Zeiten abhandeln; denn was die Zeiten vor Mahomets Geburt betrift, so enthalten ihre Chronicken nichts als ein Gewebe von Lügen und romanhaften Mährchen. Ihre besten Astronomen wissen nicht einmal eine richtige Sonnenuhr anzugeben.

Eben so wenig verstehen sie von den andern mathematischen Wissenschaften. Man trift zwar in einigen Kabinettern Qvadranten, Astrolabia, und andere alte Instrumente an, die von sehr guten Händen verfertiget worden, allein man hält sie vielmehr für blosse Seltenheiten, als daß man sie für Dinge ansehen solte, die wirklich einigen Nutzen haben können. Sie haben auch astronomische Tafeln, die von ihren Vorfahren verfertiget und in Colonnen eingetheilet worden, worinn man den Lauf und die verschiedenen Durchgänge der Sonne, die Länge der Tage und der Nächte, die Dauer der Morgen- und Abend Dämmerung, nebst den Stunden zum Gebeth auf jeden Tag des Jahres, mit der genauesten Sorgfalt ausgerechnet hat. Es ist aber heutiges Tages niemand gelehrt genug, von diesen Tafeln Gebrauch machen zu können, und wenn die Sonne von den Wolken verdunkelt wird, so

daß man sich nach ihrer Höhe nicht richten kann; so sehen sich die Muezins oder Ausrufer der Moscheen genöthiget, die Stunde zur Andacht nach Gutdünken zu bestimmen, worüber das Gewissen der guten Muselmänner beunruhiget wird, weil ihnen nichts in ihrem Gesetze nachdrücklicher empfohlen worden, als die Pflicht, ihr Gebeth zu denen von dem Propheten fest gesetzten Stunden zu verrichten. Sie haben keine andere, als Wasser-Uhren, welche nach ziemlich unrichtigen Mittagszirkeln, die ein jeder nach seiner Art entwirft, gestellet sind.

Ihre ganze Geschicklichkeit in der Schiffarthskunst besteht in einer schwachen Kenntniß des See-Kompasses, wozu noch einige elende See-Charten kommen, die sie zu ihrem Gebrauch verfertiget haben. Die Algebra und die Chymie hingegen, so ehemals die Lieblings-Wissenschaften der alten Araber waren, sind heutiges Tages bey den Barbaren ganz unbekannt. Sie haben auch keine andere Rechenkunst, als eine solche, die sie durch blosse Uebung erlernt haben, von welcher sie aber in ihren Rechnungen ziemlich sicher geleitet werden.

Ihre Kenntniß in der Artzeneykunde gründen sich auf kein speculativisches Studium, und bestehen blos in einigen Mitteln, die sie von ihren Vorfahren erhalten zu haben vorgeben, und bey deren Gebrauche sie gemeiniglich ganz unvorsichtig verfahren, indem sie weder auf besondere Nebenumstände, noch auch auf die starke oder schwache Leibesbeschaffenheit des Kranken zu sehen pflegen. Sie heilen die Flüsse und das Seitenstechen vermittelst eines glüenden Eisens, womit sie den leidenden

Theil

Theil berühren; das Fieber mit einem Tranke aus dem Kraute, welches man Erdweihrauch zu nennen pflegt; die Kolik und alle von den Blähungen herrührende Krankheiten mit der runden Holwurzel (Borustum s. Aristolochia rotunda); den Stein und Lendengrieß mit gepülverter Bookoka, oder Aronwurzel (Arisarum):*) und den anhaltenden Durchlauf mit einem Qventlein vom Tropfstein (stalactites:) oder gepülverter Sommerwurzel (Orobanche). Ihre Art die Kinderblattern zu heilen ist folgende: Sie halten den Kranken in einer mäßigen Wärme, lassen ihn von Zeit zu Zeit sieben bis acht Gran Kermes in Honig einnehmen, bestreichen ihm die Beulen mit Butter, um zu hindern, daß keine Narben nachbleiben, und legen gepulverten Mennig auf die Augenlieder, um die Augen zu schützen. Sie wissen auch mit den Einpropfen der Pocken umzugehen, und pflegen in dem fleischigten Theil der Hand zwischen dem Zeigefinger und dem Daum einen kleinen Einschnitt zu machen. Allein diese Operation ist unter dem Volke nicht sehr gebräuchlich, weil sich dasselbe einbildet, daß man sich eines solchen Mittels nicht bedienen könne, ohne Gott zu versuchen. Man muß aber ein solches Vorurtheil barbarischen Nationen zu Gute halten.

*) Schaw berichtet im ersten Th. Bl. 341, der Sohn des Englischen Dollmetschers hätte einstens mehr als ein Maaß von einer zähen Feuchtigkeit durch die Blase von sich gegeben, weil er zu viel von dem gewöhnlichen Brodte der Beduinen, welches aus gleichen Theilen von Gersten- und Weizen-Mehl, wie auch gepülverter Bookoka gebacken wird, gegessen hätte.

Die Mahometaner sind von der Prädestination so eingenommen, daß sich viele in den allergefährlichsten Krankheiten einzig und allein der Vorsehung überlassen, ohne den Beystand der Aerzte anzunehmen. Es ist daher etwas sehr seltenes, daß sie Anstalten wider die Pest machen, ob sie gleich hier zu Lande öfters entsetzliche Verwüstungen anrichtet. Aus einem Verzeichnisse, welches man im Jahre 1681 an den Hof zu Marokko schickte und von den Stadt-Richtern unterzeichnet war, erhellet, daß diese Geissel innerhalb zwey Jahren fünf und zwanzig tausend Personen zu Tetuan, zwey und dreyssig tausend zu Alkassar und Arzila, achtzehn tausend zu Salee, acht tausend zu Azamor, fünf und zwanzig tausend zu Tarudant, und vierzig tausend zu Marokko aufgerieben hat. Es starben in drey Jahren zwey und funfzig tausend Menschen zu Miqueniez, siebenzig tausend zu Fezbelee, funfzehn tausend zu Fez Gedide, und siebenzig tausend zu Tafilet. Saphi, Valadil und Theza wurden fast zur Wüsteney, und auf dem Lande war die Entvölkerung eben so merklich zu spüren.

Ihre Musik ist ebenfalls sehr unvollkommen. Der Beduinen ihre besteht in einer verdrießlichen Monotonie, die mit ihren ungeschliffenen Instrumenten, worunter der Arabebbah, der Gaspah und der Tarr die merkwürdigsten sind, übereinstimmet. Der Arabebbah ist nichts weiter, als eine Saite, die über einer Blase aufgespannet worden, und dieses ist eines der ältesten Instrumente bey den Arabern. Der Gaspah ist eine der ein-

fältig-

fältigsten Schallmeyen, so drey bis vier Löcher hat, und an beyden Enden offen ist. Der Tarr hat eine vollkommene Aehnlichkeit mit dem Tympanum der Alten, und ist ein Reifen aus dünnen Holze, worüber eine Pergamenthaut gespannet wird. Ihre Arien sind nicht nach Noten gesetzt, und gehen gemeiniglich nur durch eine Octave, ohne die geringste Veränderung in den Theilen anzubringen. Sie beobachten aber dem ungeachtet eine Art von Methode in ihren Compositionen. So fangen, zum Exempel, alle ihre Kantaten mit einer Ritornelle oder mit einem Eingange an, welche auf dem Arabebbah gespielet werden. Hernach folgt das Recitativ, wozu der Gaspah accompagniret. Mit dem Tarr machen sie eine Art von Baß, indem sie dieses Instrument mit den Fingern, den Gelenken und der flachen Hand sehr geschickt berühren, und bald sanfte bald stärkere Töne hervor zu bringen wissen, ohne jemals aus der Mensur zu kommen.

Die Musik der Mohren ist lebhafter und harmonischer, als die Arabische. Sie haben auch viel mehrere Arten von Instrumenten, als die Araber, worunter sich besonders die Flöten, die Hautbois, und Gvitarren von allerhand Arten, die Trommeln, Paucken und Trompeten ꝛc. nebst zweyerley Violinen mit zwo Saiten, die sie mit dem Bogen streichen, unterscheiden. Sie haben den Tarr der Araber zur Vollkommenheit gebracht, indem sie an seinem Reif kleine dünne und hohle Stücken Kupfer befestiget haben, welche, wenn sie sich einander auf eine ungleiche Art berühren, so wie

wie das Pergament schwach oder stark geschlagen wird, einen besondern und nicht gänzlich unharmonischen Ton von sich geben. Sie spielen, so wie die Araber, aus dem Kopfe, ohne sich einer Tablatur zu bedienen, und führen ihre Arien dem ungeachtet mit vieler Richtigkeit aus. Die Türken haben ebenfalls ihre eigene Musik, die etwas künstlicher, als die Arabische, jedoch nicht so lebhaft und prächtig ist, als die Mohrische. Schaw hat von allen diesen Arten der Musik einige Arien in Kupfer stechen lassen.

Sie wissen das Leder vortreflich zuzubereiten, und machen trefliche Arbeiten aus Weiden. Die Araber und Cabilen verfertigen nur grobe Zeuge, die zur Kleidung für Mannspersonen und zum Ueberziehen der Zelter gebraucht werden. Die Weiber machen diese Arbeiten allein, und regieren jeden einzelnen Faden mit dem Finger, ohne sich des Weberschifs zu bedienen. Es giebt in verschiedenen grossen Städten Weberstühle, worauf Sammte, Tafte, und andere feine Zeuge verfertiget werden. Ueberall in der Barbarey wird nur grobe Leinewand ausgearbeitet. Die Waaren, so aus diesen Manufacturen kommen, werden im Lande verbraucht, und reichen nicht einmal zu, indem die Einwohner genöthiget sind, eine Menge baumwollene und seidene Zeuge aus Europa und der Levante kommen zu lassen. Der Waizen würde einen sehr beträchtlichen Zweig der Handlung ausmachen, wenn die barbarischen Prinzen nicht fast überall die Gewohnheit hätten, die Ausfuhre desselben zu verbieten. Es ist also gewiß,

daß die Künste und Wissenschaften, nebst dem Gewerbe, hier sehr darnieder liegen.

§. 5.

Geographische aus den Schriften der Alten gezogene Anmerkungen, wobey einige von ihren Irrthümern gezeigt werden.

Wir theilen hier einige blos geographische Beobachtungen mit, die in der Geschichte selbst nicht haben Platz finden können.

Strabo giebt uns einen ziemlich richtigen Begrif von den Küsten der Barbarey, wenn er sagt, daß sie sich beynahe in gerader Linie von Aegypten bis an die Herkulischen Säulen erstrecken, jedoch die beyden Syrten ausgenommen, die zween grosse Meerbusen ausmachen. Er vergleicht Afrika auf eine sinnreiche Art mit der fleckigten Haut eines Panthers, weil auf der Oberfläche dieses Welttheils fast durchgehends weitläuftige von vielen Wohnplätzen durchschnittene Sandfelder wahrgenommen werden, welche Wohnungen gleichsam so viele Flecken auf diesem weissen Grunde ausmachen. Er hat auch Recht, wenn er sagt, daß die meisten Völker dieses Landes zu seiner Zeit unbekannt gewesen sind, weil die römischen Heere auf der Abend- und Mittagsseite niemals sehr weit haben kommen können.

Pomponius Mela behauptet ohne Grund, daß Afrika nicht so gros sey, als Europa. Er trift es aber besser, wenn er sagt, daß es vom Nil bis an das Atlantische Meer am breitesten sey, daß es desto schmahler werde, je weiter man gegen Sü-

den kommt, und daß es an der äussersten südlichen Spitze, wo sich dieser Welttheil endiget, am schmalsten sey *). Er merkt dabey an, daß dieses Land allenthalben, wo es bewohnt ist, sehr fruchtbar, die Anzahl seiner Einwohner hingegen seinem weitläuftigen Umfange nicht gemäß sey, weil die meisten Felder unbebauet und wüste lägen, woran theils der daselbst häufig vorhandene unfruchtbare Sand, theils der Mangel des Regens und der Flüsse, theils aber auch die Menge wilder und schädlicher Thiere, die sich in vielen Gegenden erstaunlich vermehret hätten, Schuld wäre.

Was er von der Lage der Herkulischen Säulen berichtet, ist in der That richtig und merkwürdig. Wenn man, sagt er, aus dem Atlantischen in das mittelländische Meer kommt, so hat man Spanien zur Linken, und Mauritanien zur Rechten. Spanien ist die erste Provinz in Europa, und mit Mauritanien nimmt Afrika den Anfang. Die Afrikanische Küste entsteht bey einem Vorgebürge, wo man eine dem Herkules gewidmete Grotte antrift. Ohnweit davon liegt Tingee (Tanger) eine sehr alte Stadt, die Anteus gestiftet haben soll. Man sieht darauf einen sehr hohen Berg, der einem andern gegen über liegt, welcher auf der Seite von Spanien hervor ragt. Dem erstern hat man den Nahmen Calpe beygelegt, den zweyten aber Abila, und beyde zusammen die Säulen des Herkules genennet. Dieser berühmte Nahme hat zu einer Fabel Gelegenheit gegeben, nach welcher Herkules diese beyden Berge

*) Vbi finitur, ibi maxime angusta est.

Berge ehemals von einander getrennet und die Kette, die sie vereinigte, zerrissen haben soll, dergestalt, daß sich der durch diesen Damm vorher in seinem Lauf zurück gehaltene Ocean, den Kanal, welchen er jetzt zwischen Afrika und Europa einnimmt, wo er sich von dieser Gegend an beständig erweitert, und sich immer mehr an den Küsten ausbreitet, selbst durchgestochen hätte.

Der Verfasser beschreibt Mauritanien als ein dunkles Land, welches seine träge Einwohner niemals in Aufnahme zu bringen gesucht hätten, und dessen Boden viel schätzbarer wäre, als die Einwohner *). Nach seiner Meynung ist Numidien, obgleich viel kleiner, dennoch fruchtbarer und reicher. Er berichtet, daß man im Innern des Landes, in einer ziemlichen Entfernung vom Ufer, sandige Felder und auf denselben Fisch-Knochen, Muscheln, Steine aus dem Meere, Schifanker die noch an Felsen haften, und andere dergleichen Dinge anträfe, woraus man sehen könne, daß sich das Meer ehemals bis dahin erstreckt habe. Er merkt ferner an, daß beym Eingange des eigentlich so genannten Afrika, welche Landschaft auf Numidien folgt, zwo grosse Bayen lägen, in deren einen Carthago und Utika, zwo gegen einander über gelegene Städte, befindlich wären, davon die letztere wegen des Schicksals des Cato, die erstere aber wegen ihres eigenen Verhängnisses, berühmt wäre, illa fato Catonis insignis, haec suo. Die beyden Syrten liegen viel weiter, und

*) Caeterum regio ignobilis, & vix quidquam nobile sortita . . . solo quam viris melior, & segnitie gentis obscura. Strabo Cap. V.

und machen ebenfalls zwo Bayen aus, deren Zugang theils wegen der daselbst vorhandenen Klippen und Sandbänke, theils aber wegen der Heftigkeit der Ebbe und Fluth, sehr gefährlich ist.

Cyrenaika, welche Landschaft dem eigentlichen Afrika gegen Morgen liegt, war hauptsächlich wegen eines Tempels des Jupiter Ammon, ingleichem wegen eines Brunnens, dessen Wasser die Nacht über heiß und bey Tage ausserordentlich kalt war, und wegen eines dem Südwinde geheiligten Felsens, berühmt. Wenn es jemand wagte, die Hand an diesen Felsen zu legen, so erhob sich ein heftiger Wind, welcher den Sand mit eben solchem Ungestüm bewegte, als das Meer die Wellen zu emporen pflegt. Diese Fabel erzählt eben derselbe Pomponius Mela. Er setzt noch hinzu, daß im innern Afrika gar keine Stadt vorhanden wäre; daß die daselbst sich aufhaltenden Menschen ein wildes Leben führeten; daß jenseits der Wüste noch ungesittetere Leute wohneten, und daß man allda Völker anträfe, die der Sonne bey ihrem Auf- und Untergange fluchten, weil ihre Felder von ihren Strahlen verwüstet würden. Andere hingegen solten in Hölen wohnen, und sich von Schlangenfleisch nähren. Die Garamanten hätten die Weiber unter sich gemein gehabt. Die Gamphasanten wären nackend gegangen. Die Blemier hätten keinen Kopf, sondern das Gesicht auf der Brust gehabt. In den Wäldern wären Satyren und Egipanen anzutreffen gewesen.

Was man von dem Berge Atlas auf die Bahn gebracht hat, ist noch viel fabelhafter.

Man hat nehmlich geglaubt *), daß er sein Haupt in den Himmel, bis in die Nachbarschaft des Mondes, erhebe; daß man bey Tage keinen Einwohner daselbst ansichtig würde, und daß ein tiefes Stillschweigen, wie in einer schrecklichen Einöde, allda herrschen solte; daß je näher man kähme, desto mehr würde man von einer gottesdienstlichen Ehrfurcht und von einem heiligen Grauen eingenommen; daß man des Nachts unterschiedene Feuer darauf wahrnähme, und daß die Satyren nebst den Egipanen diese Zeit dazu anwendeten, sich geilen Ausschweifungen zu überlassen, wobey der Ton ihrer Flöten und Trommeln die Luft durchdringen solte. Die Erde brächte daselbst von Natur, ohne bearbeitet zu werden, einen solchen Ueberfluß von Früchten hervor, daß man zu jeder Jahrszeit alles anträfe, wovon man seinen Begierden genug thun könnte.

So waren ehemals die von den Poeten so sehr gerühmten Gärten der Hesperiden beschaffen. Plinius und Solinus **) erklären diese Fabel ziemlich glücklich. Es lag nehmlich, wie sie sagen, in der Gegend von Lixos, nahe bey der Residenz des Anteus, eine kleine Insel, die von einem Arme aus der See umflossen wurde, welcher durch einen Kanal, der geschlängelt und voller Krümmungen war, in die Erde drang, und einigermaassen die Gestalt einer ungeheuren Schlange hatte. Man dichtete demnach, daß dieser berufene Garten von einem Drachen bewacht würde.

Heu-

*) Plinius im V. Buche, Cap. 1.

**) Solin. Cap. 24. 2c. 2c.

Heutiges Tages findet man unter den Producten der Insel nicht das geringste, wodurch die alte Meynung von ihrer ehemaligen Fruchtbarkeit bestätiget werden solte. Man sieht sonst fast nichts, als einige wilde Olivenbäume, und einen dem Herkules gewidmeten Altar. Am merkwürdigsten ist, daß ihr Boden, ob er gleich niedrig und gleich einem Wasserhälter ausgehöhlt ist, dennoch vom Meere nicht überschwemmt wird, als welches niemals die natürlichen Schranken der auf der Insel befindlichen steilen Ufer überschreitet. Solinus nimmt die Fabel von den Egipanen mit einer blinden Leichtgläubigkeit an, und thut weiter nichts, als daß er den Plinius in allem, was er von dem Berge Atlas berichtet, abschreibt. Indessen erzählt er doch einen besondern Umstand in Absicht der Stadt Icosium, des neuern Algier, deren Ursprung er einigen Soldaten von dem Heere des Herkules zuschreibt. Er sagt nehmlich, es hätten ihn zwanzig Mann von seinem Gefolge verlassen und eine Stadt zu bauen angefangen, die sie, um zu verhüthen, daß sich keiner von ihnen ins besondere anmaassen möchte, ihr einen Nahmen zu geben, Icosium genannt, und damit auf die Zahl ihrer Stifter gezielet hätten

Solinus merkt auch noch an, daß man in dem Theile der Wüste Sahara, der den beyden Syrten gegen über liegt, genöthiget sey, die Gestirne zum Wegweiser zu wählen, weil daselbst die Erde, welche nichts als ein beweglicher Sand ist, ihre Gestalt öfters verändert, und weil die Winde allda eine solche Zerstörung anrichten, daß

die Lage der Oerter gänzlich umgekehret wird, so daß man die rechte Strasse unmöglich treffen kann. Die Gegenden, sagt er, wo sonst Hügel waren, verwandeln sich öfters in tiefe Thäler, da hingegen der durch die Winde gejagte Sand die Thäler anfüllet, und Berge daselbst in die Höhe thürmet. „Die Erde auf dem festen Lande ist also, „wie der Verfasser hinzu fügt, von eben der Na„tur, wie die benachbarten Meere, und es ist schwer „zu entscheiden, ob ein Sturm zu Lande oder auf „dem Wasser am gefährlichsten sey, weil sich die „Elemente an beyden Orten mit gleicher Wuth „zum Untergang der Reisenden vereinigen.

§. 6.

Gesetze und besondere Gewohnheiten. Abschilderung der Einwohner der Barbarey.

Die in der Barbarey auf dem Lande hin und her zerstreuten Beduinen und Cabilen haben alle Gebräuche ihrer Vorfahren mit grosser Sorgfalt beybehalten, und sind beynahe noch eben das, was sie vor drey tausend Jahren waren, indem sie den Neuerungen nicht gefolgt sind, die sich zu verschiedenen Zeiten unter den Einwohnern der Städte, theils in der Lebensart und theils in der Form der Kleidung, eingeschlichen haben. Ihre Manieren nnd Gewohnheiten sind wenig von der alten Patriarchen ihren unterschieden *). Wenn man, sagt ein Reisebeschreiber, Lust hat, den Abraham in seinem Zelte zu sehen, wie er seine Freunde bewirthet, oder den König Saul auf dem Thron mit dem Spieß in der Hand, so darf man nur

*) Beschr. der Staaten von Fez u. Marokko durch Ockley.

nur nach der Barbarey gehen, wo man eben diese Gebräuche finden wird. Wenn sich die Araber begegnen, so sagen sie, eben wie die Alten, zu einander: Salem alekum, Friede sey mit euch, von welchem Gruße wir viele Beyspiele in der heiligen Schrift antreffen. Die Geringern küssen den Vornehmern die Füsse, die Knie, oder den Rock, wobey sie die rechte Hand auf der Brust halten. Die Kinder küssen ihrem Vater, ihrer Mutter, und ihren ältern Anverwandten das Haupt, die Frauen aber ihren Männern die Hände.

Personen vom ersten Range geben sich hier ohne Schande mit vielen Dingen ab, die unsre gar zu weit getriebene Weichlichkeit für niederträchtig halten würde. Der vornehmste Herr, wenn er einen Gast vorzüglich bewirthen will, sucht selbst das beste Lamm in seiner Schäferey aus, schlachtet es mit eigener Hand, und zerlegt es, wie es Homers Helden machten, da inzwischen seine Frau Feuer anzündet, und alles Nöthige zur Mahlzeit veranstaltet. Da man die Gewohnheit, ohne Schuhe oder blos auf Sohlen zu gehen beybehalten hat; so rührt es auch daher, daß man bey dem alten Gebrauche geblieben ist, den Fremden Wasser zum Fußwaschen anzubieten. Der Herr vom Hause überreicht solches allemahl selbst und wartet seinen Gästen während des Gastmahls auf, da er denn neben ihnen stehet, ohne sich an den Tisch zu setzen. Es ist aber auch öfters viel Verstellung und Untreue hinter diesen Liebkosungen verborgen; denn es geschieht zuweilen, daß sie einen Menschen, den sie kurz vorher mit den grö-

sten Freundschaftsbezeigungen aufgenommen haben, auf der Landstrasse ausplündern, indem die Treulosigkeit und Raubbegierde von Alters her bey diesem Volke übliche Laster gewesen sind.

Die Kinder der höchsten Standespersonen, so gar die Kinder der Scheiks und Emirs, hüten die Heerden ihrer Familie, und so wohl Knaben als Mädchen haben in ihren ersten Jahren keine andere Verrichtungen. Die Weiber sind den ganzen Tag beschäftiget, der Wirthschaft vorzustehen, Weizen zu mahlen, Holz und Wasser zu hohlen, und andere Haußarbeiten zu besorgen, da inzwischen die Männer ihre Zeit in Trägheit und Müssiggehen zubringen. In den Augen der Barbaren ist das unterwürfige Bezeigen, welches wir gegen das Frauenzimmer beobachten, eine lächerliche Sache, und sie halten es für eine Schwachheit, sich eines Vorranges, den die Natur selbst geordnet hat, zu begeben. Allein, mißbrauchen sie nicht augenscheinlich dieses vermeinten Vorranges, und ist es nicht billig, daß die gesitteten Nationen das schöne Geschlecht wegen der Ungerechtigkeiten rächen, die demselben von so vielen barbarischen Völkern erwiesen werden? Mich deucht, wenn man die Sache nach dem Rechte der Natur untersuchen solte, so würde man in einer solchen Vergeltung eine Art der Billigkeit antreffen.

Man kann sagen, daß in gewisser Absicht eine gleiche Art des natürlichen ungekünstelten Betragens in den Städten und an den fürstlichen Höfen herrsche, besonders in denen Ländern, die noch unter der Herrschaft der Mohren stehen. Es ist

in Ansehung der Kleidung fast nicht der geringste Unterscheid zwischen dem Kayser von Marokko und seinen Unterthanen, und dieser Prinz ist eben so wenig prächtig, wenn er öffentlich erscheinet, als wenn er in seinem Zimmer ist. Als der französische Gesandte, Pidu von St. Olon, seine erste Audienz zu Miqvenez erhielte, so fand er den König an der Thür seines Alcassave *), sehr mittelmässig gekleidet, wie der Verfasser sagt **), und das Gesicht mit einem schmuzigen Schnupftuche bedeckt, mit nackenden Aermen und Füssen, auf der blossen Erde sitzen, ohne eine Matte oder einen Teppich unter sich zu haben, und zwar zwischen zween hölzernen Pfeilern, die den Eingang des Pallastes unterstützten. Die Kinder einer bemittelten Privatperson in Paris oder London werden mit grösserer Achtung erzogen, als die Prinzen von Marokko. Diese leztern sind so arm, daß sie sich nicht schämen, unsere Kaufleute um Allmosen anzusprechen. Einer von diesen Prinzen, der ohngefähr dreyssig Jahr alt war, pflegte die Barfüssermönche zu Salee öfters zu besuchen, und besonders um die Stunde, wenn sie nach dem Eßsaal giengen. Niemand gab sich die Mühe, aufzustehen und ihn zu bewillkommen, und man ließ ihn wieder gehen, nachdem man ihm ein paar Gläser Wein vorgesetzt hatte †). Das gewöhnliche Schicksal der ältern Prinzen besteht darinn, daß sie eine Statthalterschaft erhalten, wovon sie ansehnliche Einkünfte ziehen.

*) Pallastes. **) Staat von Marokko Bl. 67.

†) Beschreibung dreyer Reisen der Geistlichen de la Mercy nach dem Königreich Marokko, Bl. 89.

ziehen. Andere erwählen ihren Aufenthalt zu Miqvenez, und bekommen, wenn sie mündig werden, ein Pferd, eine Lanze und einen Schwarzen zur Aufwartung; und hierinn besteht fast ihr ganzes Erbgut. Der Kayser läßt ihnen täglich ein gewisses an Brod und Fleisch reichen. Die meisten aber werden in das Königreich Tafilet geschickt, wo sie ein kleines Schloß, nebst einigen Aeckern, die sie von Schwarzen bestellen lassen, zum Leibgedinge erhalten. Die Anzahl dieser Prinzen ist so gros, daß, wenn ihnen der Kayser einen solchen Hofstaat, wie er ihnen zukommt, halten wolte, die Einkünfte aller seiner Königreiche nicht zulänglich seyn würden, einen solchen Aufwand bestreiten zu können. Mulei Ismael, der noch im Jahr 1704 regierete, hatte damals drey hundert Söhne, die alle im Stande waren, ihm auf dem Thron zu folgen, ohne einmal die jüngern, wie auch die Prinzessinnen, und die bereits verstorbenen Kinder zu rechnen. Nach dem Berichte der von mir öfters angeführten Schriftsteller wurden ihm in einem Monathe sechszig Kinder gebohren. Fast alle Prinzessinnen werden in das Königreich Tafilet gebracht, und daselbst an Scherifs, oder, Prinzen von Königlichen Geblüte, vermählet. Das Land ist mit dergleichen Standespersonen ganz angefüllet, und einige darunter sind so dürftig, daß sie sich durch die niedrigsten Verrichtungen, zum Exempel, als Mauleseltreiber und Fuhrleute, ihr Brod zu verdienen suchen müssen. Man sagt auch, daß es sogar den Gemahlinnen des Kaysers selbst öfters an den nöthigen Bedürfnis-

sen fehlen soll, weshalb sie sich manchmal gedrungen sehen, niederträchtige Handlungen, die ihres Standes unwürdig sind, zu begehen.

Die Regierung ist im Marokkanischen Staat ausserordentlich strenge, seitdem sich die Scherifs daselbst der höchsten Gewalt bemächtiget haben. Vor der Usurpation dieser Prinzen stand jede Stadt und jedes Gebiete unter der Aufsicht eines weltlichen Alkaïden, oder eines Marabuts, den das Volk gemeiniglich erwählte, und die sich sorgfältig beflissen, ihre Unterthanen glücklich zu machen. Handlung und Ackerbau, diese von der Freyheit unzertrennlichen Güter, blüheten damals in allen Provinzen; zu jetzigen Zeiten hingegen hat die Tyranney und die Bedrückung ausserordentlich überhand genommen, welches besonders seit der Regierung des Mulei Archi, der eine unumschränkte Gewalt in seinen Staaten eingeführet hat, geschehen ist.

Die Scherifs schalten mit dem Leben ihrer Unterthanen nach eigenem Willkühr, und machen sich eine Lust daraus sie hinzurichten. Sie maassen sich das Eigenthum aller Güter an, und meynen, daß das Volk nur einen zufälligen Nießgebrauch derselben hätte, den sie ihnen nehmen könnten. Als Mulei Ismael einstens eine Heerde Hammel sahe, die zum Beiramfeste auf den Markt geführet wurden, so fragte er ihren Begleiter, wenn sie gehöreten? Sie gehören mir, antwortete dieser Mensch, welcher einer der vornehmsten Land-Alkaïden war. Dir gehören sie, Elender? antwortete der König, ich glaubte, daß

ich der einzige Eigenthümer aller Güter in meinem Reiche wäre! Und mit diesen Worten durchstach er ihn mit der Lanze, daß er todt zur Erde fiel. Dergleichen Hinrichtungen sind am Hofe zu Marokko sehr gemein, indem die Kayser zugleich Henker und Richter vorstellen, und öfters mit Händen, die noch von dem vergossenen Blute triefen, öffentlich, ja so gar vor den fremden Ministern, erscheinen. Dieser wilde Charakter der Mohrischen Prinzen kommt mir ganz besonders vor. Einer von unsern Consuls sagte einstens zu dem Ismael, er müsse sich wundern, daß sich ein so grosser Monarch, wie er wäre, so tief erniedrigen könne, seine Unterthanen mit eigener Hand zu tödten, wobey er hinzufügte, daß unsre Könige sich von ihrem Range herunter zu setzen glauben würden, wenn sie dergleichen Mordthaten begehen solten. Der Kayser antwortete ihm darauf: Eure Könige sind viel glücklicher, als ich bin; denn sie herrschen über Menschen, ich aber habe mit Bestien zu thun.

Diese erschreckliche Tyranney kann durch nichts gehemmet werden. Das Elend ist in allen Ständen gleich gros, weil sich die Monarchen Mühe geben, ihre sämtlichen Unterthanen in der Niedrigkeit zu erhalten, so daß niemand im Stande ist, das Joch der Sklaverey abzuschütteln. Ueberdem sind die Mohren so betrügerisch, und trauen einer dem andern so wenig, daß es moralisch unmöglich ist, daß sich hier verschiedene Personen zusammen vereinigen könnten, eine Verschwörung anzustiften. Die Kayser haben also ihre Sicherheit hauptsächlich der nieder-

niederträchtigen Denkungsart und der Treulosigkeit dieses Volkes zu danken.

Wenn ein Unterthan auf Befehl des Scherifs hingerichtet oder zum Sklavenstand verdammet worden, so werden alle seine Güter eingezogen und fallen diesem Monarchen zu, der sich auch seine Weiber, Kinder und Sklaven, zueignet. Es ist schon hinreichend, in ein solches Unglück zu gerathen, wenn man sich nur blos beym Volke durch seinen Reichthum oder durch seinen Credit verdächtig gemacht hat. Daher kommt die Menge von Sklaven, die im Pallast zu Miqvenez Dienste thun, und die der Kayser täglich mit den härtesten Arbeiten beschäftiget. Der ungenannte Verfasser der von dem Ockley herausgegebenen Reisebeschreibung setzt die Anzahl derselben auf zwölf tausend Personen, ohne einmal diejenigen zu rechnen, die sich in den andern Pallästen aufhalten. Ihr Schicksal ist in allen Stücken höchst bedaurenswürdig, indem die Gefangenschaft hier viel härter ist, als in den andern Königreichen der Barbarey. Der angeführte Schriftsteller, der die Strenge dieser Knechtschaft aus eigener Erfahrung kennen gelernt hatte, macht uns ein rührendes Bild von ihrem traurigen Schicksale. Er sagt, daß man ihnen so schwere Arbeiten, die ihre Kräfte überstiegen, aufzulegen und die entsetzlichsten Grausamkeiten gegen sie auszuüben auch ihr Leben nicht höher, als das Leben der verächtlichsten Thiere, zu achten pflege. Das Brod, welches ihnen gereicht wird, ist so eckelhaft, daß Pferde so gar die Gerste nicht fressen würden, woraus es gebacken ist. Sie tragen

weiter

weiter nichts, als einen Kittel von grober Wolle, ohne Hemde, ohne Beinkleider und ohne Strümpfe.

Man wird sich wundern, wenn man hört, daß man unter einem so barbarischen Volke dennoch einige ziemlich vernünftige Gesetze antrift. Den Räubern, die zum erstenmal geraubt haben, wird eine Hand abgehauen; begehen sie den zweyten Diebstal, so verlieren sie auch die andere Hand, und auf den dritten ist die Todesstrafe gesetzt. Zur Sicherheit der Wege ist eine so gute Polizey angeordnet worden, daß man durch das ganze Marokkanische Gebiethe reisen kann, ohne die geringste Gewaltthätigkeit befürchten zu dürfen. Die Gesetze sind in Absicht dieses Artikels so strenge, daß sie auch so gar verbieten, verlohrne Sachen zu sich zu nehmen, wenn man auch dabey die Absicht haben solte, sie ihrem rechten Eigenthümer zuzustellen. So hatte einstens ein Mohr eine Sache von geringen Werthe auf dem Wege nach Miqvenez gefunden, und ließ, so bald er nach Hause gekommen war, öffentlich ausrufen, daß die Eigenthümer derselben solche bey ihm abfordern könnten. So bald aber der Kayser davon Nachricht erhielte, ließ er den Mohren rufen, und sagte zu ihm: Ich sehe wohl, daß du kein Dieb bist; allein hast du meinen Befehl nicht gewust, daß man verlohrne Sachen auf eben der Stelle, wo sie verlohren worden, liegen lassen soll, damit man sie desto leichter wieder finden könne? Meine Unterthanen sollen an deinem Beyspiel lernen, gegen meine Befehle gehorsam zu seyn. Und darauf ließ er ihm die Bastonnade geben.

 In

In den grösten Städten sind nicht mehr als zween Richter, davon der eine die bürgerlichen, der andere aber die peinlichen Sachen zu untersuchen hat. Um jemanden dahin zu bringen, daß er vor ihrem Gerichte erscheinen müsse, ist es schon genug, wenn die Gegenpartey blos zu ihm sagt: Agi Fel Chera, komm vor Gerichte! Derjenige, welcher sich gegen eine solche Vorladung widerspenstig erzeigen solte, würde sich der Gefahr aussetzen, vom Volke gesteinigt zu werden. Der peinliche Richter, Hacqvim, genannt, hat beym Eingange seiner Wohnung einen besondern Ort, der mit Säbeln, Sägen, Stricken, Prügeln und andern zu Bestrafung der Schuldigen bestimmten Werkzeugen, ausgerüstet ist. Es ist auch vor seinem Hause ein Platz, wo verschiedene grosse mit eisernen Haaken gespickte Galgen aufgerichtet sind. In diese Haaken pflegt man die Verbrecher zu werfen, welches bey den Barbaren eine sehr gewöhnliche Todesstrafe ist. Die Strafe, da man die Uebelthäter von einander säget, ist hingegen sonst nirgends, als bey den Abendländischen Mohren gebräuchlich. Ein solcher Mensch wird zwischen zwey Brettern gelegt, die alsdenn der Länge nach entzwey gesäget werden, wobey man auf der Seite anfängt, wo der Kopf des Leidenden befindlich ist. Die Verbrecher werden blos durch einen Chaoux, ohne andere Wache, und ohne gebunden zu seyn, auf den Richtplatz geführet. Diese Völker, ob sie gleich sehr wild sind, finden dennoch kein grausames Vergnügen daran, den Hinrichtungen beyzuwohnen.

Es

Es befremdet sie sehr, wie Laugier *) sagt, daß man in Europa so viele Zubereitungen macht, wenn ein Uebelthäter die Todesstrafe leiden soll; daß man sich Oerter zum Zuschauen miethet, um eine barbarische Neugierde zu befriedigen, und daß bey solchen Gelegenheiten die Versammlung der Leute, die der Hinrichtung eines Menschen beywohnen wollen, eben so gros sey, als wenn ein Freudenfest angestellet werden solte.

In Absicht des Theils der Barbarey, welcher unter der Bothmässigkeit der Türken steht, ist noch folgendes anzumerken. Sie sind zu Algier am mächtigsten, zu Tripoli aber sehr schwach, und noch schwächer zu Tunis, wo sie nur eine verliehene und den Mohren untergeordnete Gewalt besitzen. Die Türken zu Algier machen mit den Culolis zusammen kaum ein Corps von sechs bis sieben tausend Mann aus, worunter fast der vierte Theil aus Kindern und Greisen besteht, die nicht fähig sind zu dienen. Die Anzahl der Mohren und Araber hingegen steigt auf viele hundert tausend Menschen, die im Stande sind, die Waffen zu führen. Es ist in der That erstaunend, daß die Türken Mittel gefunden haben, ein so zahlreiches Volk unter das Joch zu bringen und darinn zu erhalten. So viel ist indessen gewiß, daß die natürliche Beschaffenheit der Regierungsform der Afrikaner die Mühe, sie unterwürfig zu machen, erleichtert hat. Sie sind nehmlich in verschiedene Horden eingetheilet, davon eine jede ihr besonde-

*) In der Geschichte von Algier, Bl. 345.

res Interesse hat, und die öfters wegen der Gränzen ihrer Weiden mit einander Krieg führen. Die Regierung ist auf die Bewegungen aller dieser verschiedenen Völkerschaften sehr aufmerksam, und auf nichts mehr bedacht, als ihre Mishelligkeiten zu nähren, weshalb sie ihnen von Zeit zu Zeit neue Ursachen zum Streite und zu Spaltungen an die Hand giebt. Die Türken pflegen diese Staatslist besonders alsdenn auszuüben, wenn sie einiges Misvergnügen bey einer oder der andern Horde zu bemerken glauben und einen Aufstand besorgen. In solchen Fällen geben sie sich die gröste Mühe eine benachbarte Völkerschaft wider eine solche Horde aufzubringen, und wenn die Partey nur einigermaassen gleich ist, so pflegt eine kleine Anzahl Türken, mit der Horde, die man begünstigen will, zusammen genommen, gemeiniglich den Ausschlag zu geben.

Dieser feinen List ist es weit mehr, als der gewafneten Hand, zuzuschreiben, daß es den Türken ungeachtet ihrer kleinen Anzahl, dennoch glückt, ihr Ansehen in diesen Ländern aufrecht zu erhalten. Ich habe an einem andern Orte angemerkt, daß sie ihre Rekruten aus der Levante ziehen, wo sie Viehhirten, Banditen, und allerhand Arten von Leuten aus dem niedrigsten Pöbel anzuwerben pflegen. Mahomet Bacha, einer von den letzten Deys zu Algier, war der Sohn eines Kaldaunenhändlers, und machte kein Geheimniß aus dieser seiner niedrigen Herkunft. Eines Tages sagte er zu dem Consul, der einige spöttische Reden gegen ihn ausgelassen hatte: **Mein Vater verkaufte**

Ochsen-

Ochsenzungen, und meine Mutter Hammelfüsse; sie würden sich aber gewiß beyde geschämt haben, eine so schlimme Zunge, wie die deinige ist, feil zu bieten. Kaum haben diese Elenden, welche ganz nackt und blos zu Algier ankommen, Waffen und Kleidung bekommen, so überfällt sie ein so unerträglicher Stolz, daß sie sich den Titel eines Effendi, oder gnädigen Herrn, anmaassen, und den Scheiks vom Lande, den angesehensten Bürgern in den Städten, und auch so gar den Consuls der Europäischen Nationen, mit der äussersten Verachtung begegnen.

Die Miliz hat zu Algier und Tripoli alle Gewalt in Händen, und die Empörungen sind daselbst, eben so wie zu Tunis, sehr gemein. Man findet so wenig Standhaftigkeit bey der Regierung und so wenig Treue und Glauben bey den Prinzen und den Ministern, daß man sich auf die mit diesen Barbaren geschlossenen Verbindungen nicht mit Sicherheit verlassen kann. Die Vernunft findet keinen Eingang bey ihnen, und die Furcht selbst kann sie nicht beständig im Zaum halten. Man mag sie züchtigen und bombardiren, wie man will, so fangen sie doch ihre Strassenräubereien immer wieder von neuem an. Ein sehr scharfsinniger Schriftsteller hat angemerkt, daß es überhaupt nicht der Klugheit gemäß sey, aus einem gar zu hohen Tone mit ihnen zu reden, und daß man durch List und Erniedrigung weit mehr mit ihnen ausrichten könne. Man muß ihnen, sagt er, zu rechter Zeit Geld, Kaftans und goldene Uhren zum Geschenk machen; dieses ist der unüberwindlichste Beweiß-

grund

grund unter allen. Da diese drey Republicken, wie der Verfasser hinzufüget, nur zufälliger und willkührlicher Weise regieret werden, so ist es schwer zu bestimmen, wie lange sie bestehen möchten. Nichts aber ist gewisser, als was einstens einer von ihren Deys zu dem Englischen Consul, Herrn Cole, der sich über einige den Schiffen seiner Nation erwiesene Gewaltthätigkeiten beschwerte, gesagt hat: Bedenke, mein Freund, daß die Algierer eine Bande Räuber sind, und daß ich ihr Capitain bin!

Die Mohren, welche die nordlichen Gegenden des Königreichs Marokko bewohnen, sind eben so weiß, als die Europäer. Ihr Hauptcharacter ist, daß sie träge, gewinnsüchtig, abergläubisch, lügenhaft, Heuchler und Betrüger sind. Sie werden so übel erzogen, daß nirgends ein Volk gröber und ungesitteter ist. Wenn sie einen Consul, oder einen fremden Kaufmann, besuchen, so kündigen sie ihr Daseyn schon zum Voraus durch den Lärm an, den sie an der Thür machen, indem sie wohl dreyßigmal mit einer beleidigenden Unbedachtsamkeit anklopfen. Sie treten ins Zimmer, ohne den Herrn des Hauses zu grüssen, und nehmen sich, nachdem es ihnen einfällt, entweder einen Stuhl, oder bleiben stehen, und geben unbescheidener weise auf alles Acht, was vorgeht, ohne ein Wort zu sagen. Wenn man sie frägt, was ihr Begehren sey, so antworten sie, daß sie keiner besondern Angelegenheit wegen gekommen wären, sondern daß sie nur blos die Absicht hätten, sich umzusehen. Wenn sie darauf ihre Neugier befriediget haben,

so gehen sie eben so trotzig fort, als sie gekommen waren. Dieses Betragen rührt gar nicht daher, weil es ihnen an Verstand fehlet; sondern sie bessern ihn nur so schlecht aus, daß sie von ihren natürlichen Talenten nicht den geringsten Nutzen ziehen. Man hat auch als etwas besonders angemerkt, daß sie in den ersten Jugendjahren am verständigsten sind, nach dem funfzigsten Jahre aber albern und dumm werden, welches von keiner andern Ursache, als von ihrem unordentlichen Leben, herrühren kann, wodurch sie ihren Körper entkräften und ihre Seele schwächen.

Sie ziehen die weisse Farbe allen übrigen in der Kleidung vor. Sie beobachten den Gebrauch aller Morgenländer, lange Bärte zu tragen, und scheeren nur die Haare über dem Kinn, oben an den Backen und an dem äussersten der Oberlippe ab, wo sie grosse Stutzbärte wachsen lassen. Alle junge Leute gehen so lange mit blossen Haupte, bis sie heyrathen. Die gemeinen Leute haben gewöhnlicher weise keine andere Kleidung, als eine Art von Kamisol ohne Aermel, Citharie genannt, welches, da es weder vorn noch hinten offen, sehr beschwerlich aus und anzuziehen ist. Die Beinkleider der Mannspersonen gehen nur bis auf die Knie, oder höchstens bis an die Waden. Bey den Frauensleuten sind sie aber viel länger, und machen so viele Falten, daß sie daher ausserordentlich dicke Füsse zu haben scheinen.

Eine sehr lobenswürdige Sache bey den Barbaren ist es, daß niemand wegen der Gebrechen

des Körpers, sie mögen natürlich seyn, oder von einem Zufall herrühren, lächerlich gemacht wird. Es ist auch hier zu Lande kein Schimpf, wenn einer bucklicht oder lahm ꝛc. ꝛc. genannt wird, sondern viele Personen pflegen sich selbst mit dergleichen Nahmen zu bezeichnen, damit man sie von ihren Vätern und Brüdern unterscheiden könne. Unsere französische Vorfahren dachten in diesem Stücke eben so, wie die Afrikaner, welches die Nahmen, die man so gar unsern Königen *selbst* beylegte, beweisen.

Man hat in der Barbarey, wie in der Levante, die alte Art zu bauen, die in diesen Gegenden üblich war, und sich vollkommen für diese Himmelsgegend schickt, wo die Sommerhitze öfters sehr stark ist, beybehalten. Alle diejenigen, die im Stande sind, sich eine angenehme Wohnung zu verschaffen, richten ihr Augenmerk hauptsächlich auf die Bequemlichkeit und auf eine kühle Lage. Daher verlangen sie grosse Vorgebäude, räumliche Zimmer grosse Thüren, Höfe, die mit Gängen umgeben sind, marmorne Fußböden, Springbrunnen und Wasserbehälter zu haben.

Beym Eintritt in die grossen Häuser siehet man gleich zuerst einen bedeckten Gang mit Sitzen auf beyden Seiten. Hier werden gemeiniglich die Fremden empfangen, und es ist ihnen nicht erlaubt, weiter zu gehen, wenn es nicht etwa bey Gelegenheit eines Zeenah oder ausserordentlichen Festes, verstattet wird. Weiter hin ist ein Hof, der mit kleinen viereckigten Fliesen gepflastert ist, die gut an einander gefüget worden, damit sie bey

starken

starken Regenwetter desto leichter trocknen. Ein solcher Hof ist gemeiniglich mit einer Gallerie, welche die Gestalt eines Klosterganges hat, umgeben. In Häusern von vielen Stockwerken findet man gewöhnlicher weise zwo Gallerien, davon eine über der andern liegt. Diese Höfe werden an solchen Tagen, da man starke Gesellschaft hat, als bey Heirathen, Beschneidungen eines Kindes, oder bey andern feierlichen Gelegenheiten, zu Versammlungsörtern gebraucht, und alsdenn mit einer Leinwand überzogen, um die Sonnenstrahlen abzuwenden, da hingegen auf dem Pflaster Matten oder Teppiche ausgebreitet werden. Dergleichen Matten sind mit aller möglichen Kunst ausgearbeitet und mit Blumen, Laubwerk und schönen Zierrathen versehen. Man findet sie in allen Gemächern, und man pflegt nicht nur den Boden sondern auch die Wände, nach Art des Getäfels, damit zu belegen. Um sie nicht zu beschmutzen, lässet man seine Pantoffel vor der Thür des Zimmers zurück.

Die Gallerien führen zu grossen Säälen, die nach der Länge des Flügels angebracht worden, jedoch selten mit einander Gemeinschaft haben. Das innere ist überhaupt sehr nackend. Indessen giebt es doch Häuser, deren Zimmer fünf bis sechs Fuß hoch mit Sammt oder Damast ausgeschlagen sind. Das übrige ist mit Zierrathen von Gyps oder Kalk ausgeschmücket. Die Decken des Zimmers sind sauber mit Holz belegt und in Felder getheilet, woran das Schnitzwerk vergoldet ist. Sie werden gemeiniglich nach mosaischer Art ausgemahlt. Der Boden ist entweder mit

Ziegel-

Ziegelsteinen oder mit Gyps gemauret. Zu Ende eines jeden Zimmers siehet man eine Erhöhung von drey bis vier Fuß, mit einem Geländer umgeben, die zugleich zum Sopha und zum Bette dienet.

Die Treppe ist in dem bedeckten Gange oder beym Eingange des Hofes angebracht, und geht bis an die Terrasse, die das Dach vorstellt. Oben, wo die Treppe aufhöret, ist sie mit einer Thür versehen, die verschlossen gehalten wird, damit die im Hause befindlichen Thiere nicht hinauf steigen und die Terrasse verunreinigen können, wodurch das Wasser, welches von dort in die Cisternen herunter fliesset, verdorben werden möchte. Die Thüren drehen sich hier nicht in Angeln, sondern an zween grossen eisernen Zapfen. Die Terrasse ist mit einer Mauer von solcher Höhe, daß man sich darauf lehnen kann, oder mit einem Geländer von Stein oder Holz, umgeben. Man bedienet sich dieser Terrassen, so wie im ganzen Orient, die Wäsche daselbst zu bleichen, das Obst zu trocknen, frische Luft allda zu schöpfen und mit guten Freunden zusammen zu kommen, oder das Geberh zu verrichten. Wenn eine Stadt auf einem gleichen Boden angelegt worden, so kann man auf den Terrassen von einem Ende der Stadt bis zum andern kommen.

In den meisten grossen Wohnhäusern sieht man ein kleines abgesondertes Gebäude, welches gemeiniglich etwas mehr erhöhet wird, als der übrige Theil des Hauses, und in jedem Stockwerke nur eine bis zwo Kammern hat. Der Herr des Hauses pflegt sich daselbst zuweilen aufzuhal-

ten entweder ernsthafte Geschäfte abzuwarten, oder seinen Vergnügungen desto freyer nachzuhängen. Es wird auch den Fremden ihre Wohnung daselbst angewiesen. Die Araber nennen das Hauptgebäude Dar oder Beet, und das Kleine Hauß Olee oder Oleah. Die heilige Schrift erwähnet öfters dieser abgesonderten Wohnhäuser, die von den Hebräern in ihrer Sprache ebenfalls Oleah genennet wurden, welches Wort die LXX. Dollmetscher durch Hyperoon ausgedrückt haben, wodurch ein hohes Zimmer angedeutet wird, indem die Oleah gemeiniglich sehr hoch lagen.

Von den schönen Moscheen zu Marokko, Algier und Tunis, habe ich bereits an einem andern Orte geredet. Die Mohren sind in dieser Art der Baukunst sehr geübt. Die Begräbnisse sind ausserhalb den Städten und Dörfern. Eine jede Familie hat ihr eigenes Stück Landes zur Beerdigung ihrer Todten, und eine jede Leiche wird in einer besondern Gruft begraben. In einigen Gegenden sind diese Begräbniße mit einer Mauer umgeben. Es werden zween Steine, der eine zum Haupte und der andere zu den Füssen des Todten aufgerichtet, worauf man seinen Nahmen und zuweilen auch eine Grabschrift zu setzen pflegt. Der Platz zwischen den beyden Steinen wird mit Blumen besäet. Die Leichen vornehmer Personen werden in offenen Grotten, die auf Säulen ruhen, und worüber man gemeiniglich ein rundes erhabenes Dach siehet, beygesetzt.

Der Mörtel, den man hier zu den Gebäuden braucht, hat eben die Härte, und scheint auch

von eben der Materie zu seyn, als der Cement, dessen sich die Alten bedienet haben. Man weiß von seiner Zubereitung folgendes: Man nimmt zween Theile gemeine Asche, drey Theile wohl gepulverten Kalk und einen Theil feinen Sand. Alle diese Materien werden in einen Sieb geschüttet, mit einander vermenget, und drey Tage und so viel Nächte mit hölzernen Hammern ohne Unterlaß geschlagen, wobey wechselsweise Wasser und Oel hinein gegossen wird, bis alles einen grossen Grad der Festigkeit erhält. Diesem Mörtel braucht man zum Bau der Gewölber, der Cisternen und Terrassen. Die Kanäle der Wasserleitungen werden mit geschlagenem Werg, Kalk und Oel, ohne Wasser, cementiret. Zu den Tischlerarbeiten bedienen sie sich eines besondern Leims, der aus eben der Materie, woraus der Käse besteht, zusammen gesetzet ist. Diese Materie wird in einen Mörsel gestossen und ein wenig Wasser dazu gethan, da denn vermittelst des anhaltenden Stampfens alle darinnen befindliche Molke davon abgesondert wird. Man wirft darauf feinen Kalk hinein und fähret fort zu stampfen, damit sich der Kalk mit dem fetten Theilen gut vereinigen möge. Dieser Leim, dessen man sich bedienet, die Bretter zusammen zu fügen, hält so fest daß ihn auch so gar das Wasser selbst nicht auflösen kann.

Die Methode, deren sie sich im Kayserthum Marokko beym Bau der Mauren bedienen, verdient besonders angemerkt zu werden. Sie werden aus gemeiner Erde, Thon, Sand und Cement verfertiget. Man schüttet diese Materien in höl

zern

zerne tiefen Trögen ähnliche Formen, deren gemeine Breite aus drey, und die Länge aus sechs bis sieben Fuß bestehet. So wie der Mörtel hinein geschüttet wird, so wird er mit starken hölzernen Stämpfeln geschlagen, und nimmt die Gestalt der Formen an, welche, da sie aus dicken Brettern gemacht sind, die noch dazu mit Eisen beschlagen werden, die heftigen wiederhohlten Stösse des Stämpfels ausstehen können. Auf solche Art bauen die Mohren ihre Mauren, die sie so hoch als sie wollen, aufführen, ohne dabey weder Gerüste noch Krane, noch auch Leitern zu brauchen. Die Araber winden sich blos an Seilen, die in Rollen laufen, in die Höhe, und nehmen Wasser, Materialien und andere Nothwendigkeiten mit sich hinauf. Vornehmlich werden die Christensclaven mit diesen harten Frohndiensten belästiget. Die guten Mauren werden blos aus Sand und Cement erbauet. Einer von den Schriftstellern, die ich angeführet habe, sagt, daß diese Maurerarbeit noch dauerhafter seyn soll, als wenn sie von Stein wäre *).

Von den Wohnplätzen der Beduinen müssen wir folgendes anmerken. Sie leben unter Zeltern, die sie Beet el shar, das ist, Häuser von Haaren nennen, weil sie aus dergleichen Materien zusammen gesetzt sind. Sie bestehen auch wirklich aus einer Decke von Pferdehaaren, Wolle, oder einer andern Art von thierischen Haaren. Sie wer-

 den

*) Beschreibung dreyer durch die Ordensleute de la Mercy nach Marokko unternommenen Reisen Bl. 82. Ockley Bl. 174. Bericht von der Gefangenschaft des Muette Bl. 44.

den nach dem Stande der Personen, die sie bewohnen, von verschiedener Grösse verfertiget. Die kleinsten haben nur einen Pfeiler; die andern aber zween bis drey, und sind durch Vorhänge in verschiedene Gemächer abgetheilet. An dergleichen Pfeiler hängen die Araber ihre Kleider, ihre Waffen und ihre Sattel auf. Sie schlafen auf der Erde über einer Matte oder Tapete, und bedecken sich blos mit ihren Mantel. Die Verheiratheten unter ihnen bringen die Nacht in einer *Kammer* zu, die vermittelst einer Leinewand verschlossen wird. Das Vortertheil des Zeltes ist beständig offen, das Hintertheil aber mit Strohgittern und Strauchwerk umgeben. Ein Haufen solcher zusammen stehenden Zelter wird Aduar, oder vielmehr Duar genennet. Ihre Zahl belauft sich öfters auf zwey bis drey hundert, und sie machen gleichsam wandernde Städte aus, die von den Arabern in verschiedene Gegenden, nach der guten Beschaffenheit der Weide, verlegt werden. Auf den grossen Landstrassen giebt es beständige Duars, zur Bequemlichkeit der Reisenden, die daselbst aufgenommen und unendgeldlich beköstiget werden. In Betrachtung dieses Dienstes pflegt sie der Staat von allen Tribut frey zu sprechen. Diese Läger, oder fliegende Dörfer, sind mit einem guten Gehänge verwahret, und haben nur einen Eingang, der alle Abend versperret wird, damit die wilden Thiere nicht hinein dringen können. Ein jedes Duar hat seinen Führer, der den Arabern Shekh genannt und gemeiniglich aus den angesehensten Familien genommen wird. Diese Würde fällt aber nicht immer

von

von dem Vater auf den Sohn; sondern wenn der natürliche Erbe gar zu jung ist, oder einige Leibesgebrechen und Fehler des Geistes an sich hat, so wird dessen Vaterbruder oder ein anderer Anverwandter erwählet. Wenn ein Shekh über mehrere Duars zu gebieten hat, welches gemeiniglich bey zahlreichen Horden zu geschehen pflegt, so legt man ihm alsdenn den Titel eines Shekh el kibeer bey, welcher einen Grossen Herrn, oder Emeer, das ist, nach unsrer Aussprache einen Emir, bezeichnet.

Die Cabilen, ein Volk, das von den Arabern unterschieden ist, und den ältesten Einwohnern von Afrika, deren Sprache und wilde Sitten bey denselben auch noch im Schwange gehen, sehr nahe zu kommen scheinet, haben etwas dauerhaftere Wohnungen, als die Beduinen. Ihre Hütten, Gürbie genannt, sind gemeiniglich aus Erde gemacht. Eine Schichte Rohr oder Baumzweige, worauf Stroh oder Rasen gelegt wird, vertritt die Stelle eines Daches bey diesen armseligen Wohnungen, die gemeiniglich nur aus einer grossen Kammer, worinn sich die ganze Familie aufhält, und aus einem besondern Verschlag für das Vieh bestehen. Dergleichen zusammen stehende Hütten machen die Dörfer der Cabilen aus, die von ihnen Dashkra genennet werden. Die Materie, woraus die Gürbies gemacht sind, zeigt schon zur Gnüge an, daß sie auf festen Grunde stehen und nicht weiter gebracht werden können. Die meisten liegen auf Bergen, an statt daß die Duars gemeiniglich auf den flachen Felde angelegt werden.

Es giebt in der Barbarey nicht die geringsten Bequemlichkeiten für Reisende. Auf dem Lande sind keine Wirthshäuser, und kaum findet man in den Städten einige Caravanserais, die gleich den Klöstern gebauet sind, und worinn sich Menschen und Vieh unter einander unter gewölbten Schwibbogen behelfen müssen. Ein Reisender hat also nöthig, sich mit einem Zelte, einem Bette, und mit Lebensmitteln zu versorgen. Von dem Gebrauche der Wagen, Kutschen und Sänften weiß man hier zu Lande nichts, ausgenommen an dem Hofe zu Marokko, wo der Kayser und seine Lieblings-Sultaninnen einige Karossen besitzen, die ihnen von den christlichen Prinzen geschickt worden sind.

In einigen Fondac, welches der Nahme ist, den die Mohren ihren Caravanserais beylegen, werden Reisende, auf Kosten der Gemeinde des Orts, eine Nacht über frey beherberget. Die Araber nehmen auch die Fremden in ihren Lägern ziemlich gut auf, welches entweder einem bey diesem Volke obwaltenden sehr alten Gebrauche, oder den Befehlen, welche die Türken und Mohren in allen ihrer Herrschaft unterworfenen Ländern ausgehen lassen, zuzuschreiben ist. Die Cabilen sind ungleich weniger gastfrey, und man ist so wohl bey diesen als jenen dem Ungemach der Nachtfröste, wie auch einer Menge eckelhafter Ungeziefer, womit ihre Wohnungen angefüllet sind, ausgesetzt. Ueberdem wird man auch durch das Geschrey der Ziegen, Kälber und Lämmer, so die Beduinen von der Heerde absondern, damit sie nicht länger saugen können, im Schlafe gestöret. Diese Thiere pflegen sich

wohl

wohl gar los zu reissen, und denen die in den Zeltern schlafen, auf den Leib zu treten.

Wenn die Hitze gros ist, so wird die Reise des Nachts fortgesetzt und man zündet Fackeln an, die wilden Thiere abzuhalten. Da die Araber in einer grossen Unterwürfigkeit gehalten werden, so geschiehet es selten, daß sie einen Reisenden anfallen, es sey denn an Oertern, die vom Hofe abgelegen sind, oder in Gegenden, wo sie einiger maassen in Unabhängigkeit leben. Das sicherste Mittel, ihre Nachstellungen zu vermeiden, besteht darinn, daß man sich nach der Landesart kleidet, und von türkischen oder Mohrischen Soldaten, oder auch von einem Marabut, begleiten läßt. Die Afrikaner betrachten überhaupt alle Europäer als Spionen, die ihr Land auskundschaften wollen, welche Meynung auf eine alte Prophezeihung gegründet ist, zu folge deren die Barbarey einstens in christliche Hände gerathen soll.

Es fällt nicht häufig vor, daß eine Provinz mit der andern einen Briefwechsel unterhält, und es kann nicht anders, als vermittelst eigener Boten gegeschehen, die von einem jeden in seinen Angelegenheiten besonders abgeschickt werden. Dergleichen Boten gehen gemeiniglich zu Fusse, und legen ihre Reise mit ziemlicher Geschwindigkeit zurück. Sie führen an Lebensmitteln weiter nichts, als einen Sak mit Mehl, bey sich, den sie am Halse tragen. Wenn sie der Hunger reizt, so schütten sie etwas Mehl in die hohle Hand, befeuchten es mit Wasser, und nehmen es zu sich, nachdem sie es ein wenig geknetet haben. Sie laufen nur bey Tage, damit sie nicht von wilden Thieren angefallen werden,

und können die heftigste Hitze standhaft ertragen. Wenn sie über einen Fluß setzen müssen, so ziehen sie sich aus, und legen ihre Kleider anf den Kopf, damit das Wasser nicht hinein dringen könne.

Das Brod ist fast die einzige Nahrung von drey Viertheilen der Barbaren. Die Beduinen lassen es gar nicht aufgehen, und geben demselben die Gestalt eines dünnen Kuchens, den sie entweder über der Asche, oder, in einem irrdenen Gefässe, Tagen genannt, nur obenhin gahr machen. In den Städten und Dorfern giebt es öffentliche Backöfen. Die meisten Privatpersonen lassen so viel Weizen und Gerste, als sie brauchen, im Hause malen. Sie bedienen sich dazu tragbarer Mühlen, die aus zween Mühlsteinen bestehen, davon der eine vermittelst eines hölzernen oder eisernen Handgrifs herum gedrehet wird. Dieses ist eine Beschäftigung der Frauen; und wenn die Mühlsteine gros sind, so arbeiten zwo derselben an einer Mühle, damit sie desto schneller herum gehen mögen. Man sieht aus verschiedenen Stellen der heiligen Schrift, daß diese Gewohnheit sehr alt seyn müsse.

Die bemittelten Türken und Mohren halten eine ziemlich gute Tafel. Sie lassen bey ihren Festen zuweilen an die zwey hundert Schüsseln auftragen. Unter ihre meisten Gerichte, davon die gewöhnlichsten der Cuscussu, und der Pilau sind, wird Coriander gethan. Der Cuscussu besteht aus einem Mehlteig, woraus Körner von der Grösse der gewöhnlichen Erbsen gemacht worden. Er ist von den Vermicelli und Macaroni der Italiäner blos der Gestalt nach unterschieden. Man

läßt

läßt verschiedene Arten von Fleisch, als Hammel- und Rindfleisch, Tauben und Hüner, in einem irrdenen Topfe, der einen weiten Bauch und einen engen Hals hat, zusammen kochen, und nimmt noch ein anderes Gefäß, das oben breit unten aber schmahl ist, dergestalt, daß man es mit dem untersten Ende, welches mit vielen kleinen Löchern, gleich einem Durchschlage, versehen ist, sehr beqvem auf den irrdenen Topf setzen kann. In dieses letztern Gefässe, so in die Oefnung des Topfs gestellt worden, wird der Cuscussu gethan, um über dem Rauch des erstern Topfs gelinde zu kochen, da denn die Oefnung dieses Topfes mit einem feuchten und mit Mehlteig bestrichenen Lappen verwahret wird, damit der Rauch nicht ausdampfen könne. Wenn die Körner gahr genug sind, so werden sie in eine grosse Schüssel geschüttet, wo man etwas Butter hinzu thut und die Suppe nebst dem Fleische aus dem Topfe darüber gießt. Die Barbaren machen sehr viel aus diesem Gerichte, welches aber den Missionarien, aus deren Reisen ich die gegenwärtige Beschreibung von der Art solches zuzubereiten zum Theil entlehnet habe, sehr unschmackhaft vorgekommen ist. Die Araber und Cabilen schätzen diese Speise ebenfalls sehr hoch, und wissen von keinen andern Leckerbissen, weil sie weder das nöthige Geräthe noch die übrigen Bequemlichkeiten haben, die zu prächtigen Gastmalen erfordert werden. Schaw berichtet, daß zwo bis drey hölzerne Schüsseln, ein Topf und ein kupferner Kessel, selbst bey dem vornehmsten Emir, das ganze Küchengeräthe ausmachen.

Die Juden, so in denen vier Königreichen wohnen, die wir in diesem Lande beschrieben haben, geben uns ebenfalls Gelegenheit zu einigen Anmerkungen. Ihre Anzahl ist in der Barbarey, und besonders in dem Marokkanischen Reiche, sehr stark, in welchem leztern sie manchmal den dritten Theil von den Einwohnern der grösten Städte ausmachen. Fast der ganze Handel des Landes geht durch ihre Hände, indem die Mohren und Christen keine andern Mäkler haben. Sie sind aber deshalb doch nicht reich; weil sie mit so vielen Abgaben überhäuft werden, daß sie öfters viele Mühe haben, solche abzutragen.

Die Juden im Staate von Marokko leben unter einem wirklichen Drucke. Sie werden zu eben solchen Arbeiten, wie die Sklaven, angehalten, und die Reichen unter ihnen können von diesen harten Frohndiensten nicht anders los kommen, als wenn sie einen Arbeiter an ihre Stelle schicken. Der Pöbel hegt eine solche Verachtung und einen so grossen Eckel gegen sie, daß, wenn sie auf der Gasse gehen, die Kinder sie zu beschimpfen und mit Steinen zu werfen pflegen. Sie müssen, wenn sie in eine Stadt kommen, von ihrem Kameel, welches das einzige Thier ist, dessen sie sich auf Reisen bedienen dürfen, herunter steigen, und, so oft sie vor einer Moschee vorbey kommen, ihre Pantoffeln ausziehen. Ihre gewöhnlichen Farben sind schwarz, braun und violblau, und es ist ihnen ausdrücklich verbothen, weisse Röcke zu tragen.

Sie bewohnen in allen Städten ein besonders Viertheil, und haben einen Vorsteher aus ihrem

Mittel

Mittel, der ihre Streitigkeiten entscheiden und den Antheil eines jeden an den Steuern, die von ihnen gefordert werden, fest setzen muß. Dieses Volk hat seit drey tausend Jahren noch immer denselben Eifer für seine Religion und eben dieselbe Neigung zu seinen Gebräuchen beybehalten. Die Juden verbinden sich mit keiner andern Nation durch Heirathen, ja sie weigern sich so gar, bey einem Fremden sich nieder zu setzen, weil sie alle andere Menschen als unseelige Gegenstände des göttlichen Fluches ansehen; welches lächerliche Vorurtheil sie selbst bey allen Nationen verhaßt und unerträglich macht.

Ihre Liebe gegen die Armen verdient bewundert zu werden. Man findet keine Bettler unter ihnen, indem sich ein jeder Jude selbst eine gewisse Summe auflegt, um davon den Dürftigen Beystand zu leisten. Ihre Schulen sind ganz schlechte Gebäude, die von den gewöhnlichen Häusern wenig unterschieden sind; denn es ist ihnen verboten, Kirchen zu haben, deren Bauart in die Augen fallen könnte. Sie versammlen sich in diesen Synagogen zweymal des Tages, nemlich zum Morgen- und Abend-Gebethe. Der Fußboden und der untere Theil der Wände in gedachten Schulen ist mit Matten belegt, und am äussersten Ende sieht man einen Schrank, der mit einem Vorhange bedeckt ist, worinn die heiligen Schriften aufbewahret werden.

Diese Nation, die mehr bey dem Buchstab als bey dem wahren Sinn des Gesetzes stehen bleibt, und zu allen Zeiten nur für Kleinigkeiten und abergläubische Dinge eingenommen gewesen, pflegt an den Zierrathen der Thüren verschiedene auf papierne

Rollen geschriebene Sprüche aus der heil. Schrift aufzuhängen, oder auch dergleichen Zettel in eine Art von Futteralen zu stecken, die sie entweder mit Riemen an der Stirne befestigen, oder auf eben die Art, besonders zur Zeit des Gebeths, um die Hand wickeln. Die Weiber gehen niemals in die Synagoge, und glauben, wie die Mohrinnen, daß ihr Geschlecht weiter keine Pflichten auszuüben habe, als, den Mannspersonen zu gefallen, ihre Männer wohl zu bedienen, die Kinder zu säugen, und allen Wirthschafts Geschäften sorgfältig vorzustehen.

Sie bringen ihren Sabbath sehr andächtig zu, und enthalten sich von aller Handarbeit, wogegen sie einige Stunden lang in der heil. Schrift lesen und die Psalmen singen. Ihre Vermittelung ist beym Handel so nöthig, daß die Mohren und Christen an ihren Sabbathtagen ihre Buden zuschliessen müssen, weil die Juden alsdenn weder kaufen noch verkaufen, weder Geld nehmen noch ausgeben, und überhaupt mit keinen Geschäften zu thun haben wollen. Die Christen hingegen, so wohl Protestanten, als Katholicken, haben den Sonntag dazu erwählt, in ihren Buden vom Morgen bis auf den Abend offenen Markt zu halten. Auf solchen Märkten geht es sehr unruhig zu, und man hört nichts, als ein verwirrtes Geschrey von Leuten, die sich streiten und zanken, auch öfters zugleich Flüche und Schimpfworte ausstossen. Auf solche Art, sagt Ockley, wird ein Tag, welcher der Gemüthserhohlung und der Frömmigkeit gewidmet seyn solte, durch strafbare Unanständigkeiten entheiliget; eine anstössige Gewohnheit, die dem Christen-

thum

thum in diesen ungläubigen Ländern grossen Nachtheil verursachet, indem die Mahometaner daher Gelegenheit nehmen, über unsern Gottesdienst zu spotten, und unsere heiligen Geheimnisse lächerlich zu machen.

Eben so sorgfältig pflegen sie die jährlichen Festtage und die ihnen vorgeschriebenen Fasten zu beobachten. Das Osternfest, bey ihnen Belah, oder das Fest der ungesäuerten Brodte, genannt, fällt auf den vierzehenden Tag ihres ersten Monden, welcher mit unserm Märzmonath überein trift, und von dort an nimmt ihr Jahr den Anfang. Dieses Fest dauret acht Tage, es werden aber eigentlich nur die beyden ersten und der lezte Tag gefeiret, weil es erlaubt ist, an den andern Tagen zu arbeiten. Der ungenannte Verfasser der vom Ockley herausgegebenen Reisebeschreibung gedenket eines sehr zweifelharten Umstandes, wenn er sagt, daß die Juden in der Barbarey an ihrem Osterfeste ein Bild des HErrn Christi aufstellen, welches sie geisseln, in ihren Synagogen ans Kreuz heften, und es von ihren Kindern anspeien lassen. Er scheinet auch noch schlechter unterrichtet zu seyn, wenn er auf ein blosses Hörensagen berichtet, daß eben diese gottlose Gewohnheit bey den Juden in Amsterdam herrschen solle. Allein, die Holländer würden gewiß nicht zugeben, daß unsere Geheimnisse, ich will nicht sagen in den Synagogen, sondern auch nicht einmal in Privathäusern, entheiliget werden solten. Man verfolgt dieses unglückliche Volk seit langer Zeit und verlästert es allenthalben, anstatt daß man sich blos daran begnügen solte, die Blindheit desselben zu beklagen.

Ihr

Ihr zweytes Fest ist das Fest der Erstlinge, welches zur Zeit unserer Pfingsten einfällt, wenigstens in Absicht der Zeit, da es gefeiret wird, und zween Tage dauret.

Das dritte, Ros-anna oder das Trompetenfest genannt, nimmt in ihrem siebenten Monathe den Anfang und dauret ebenfalls zween Tage.

Das vierte, welches sie Succoth, oder das Lauberhüttenfest, nennen, ist darum besonders merkwürdig, weil sie alsdenn oben auf den Häusern, das ist, auf den Terrassen, die mit Lauben von Binsen ausgeschmückt sind, zu speisen pflegen. Es währet acht Tage und nimmt den funfzehenten Tag des siebenten Monaths den Anfang.

Das fünfte, Hanuca genannt, wird zum Gedächtniß der Reinigung des Tempels zu Jerusalem durch den Judas Maccabäus, gefeiret. Es wird acht Tage lang mit einer besondern Genauigkeit abgewartet, so daß auch den Weibern nicht erlaubt wird zu arbeiten. Das Gesetz verordnet, daß man alsdenn alle Abende Lampen an den Thüren und Kammern aufhängen soll. Es werden also den ersten Tag zwo Lampen angezündet, des andern Tages werden noch zwo hinzugefügt, und die folgenden Tage wird diese Anzahl in gleicher Verhältniß vermehret. Ockley meldet aber nicht, zu welcher Zeit dieses Fest eintritt.

Das sechsste, Purim genannt, welches zum Andenken der Esther, von der es auch den Nahmen führt, angeordnet worden, fällt in die Mitte ihres zwölften Monden. Die Jüden schicken sich alsdenn einander Geschenke zu, und diejenigen die Geld bor-

gen, können keinen bequemern Zeitpunkt dazu erwählen.

Dieses sind die merkwürdigsten von ihren gottesdienstlichen Festen. Sie haben auch zwo Hauptfasten, Tissabah und Kippur genannt. Die erste ist dazu bestimmt, die Zerstörung Jerusalems unter den Vespasianen zu beweinen, und fängt den zwey und zwanzigsten Tag ihres vierten Monden an, als um welche Zeit diese unglückliche Verwüstung geschehen seyn soll. Sie dauret acht Tage. Die ersten sieben Tage über enthält man sich von allem Fleische, und den achten nimmt man gar keine Nahrung zu sich, sondern bringt den ganzen Tag in der Synagoge zu. Ueberdem darf niemand anders, als barfuß, gehen. Der Kippur, so den zehnten ihres siebenden Monden einfällt, ist eine Fasten von vier und zwanzig Stunden, welche Zeit über Männer und Weiber ohne Schuh gehen und sich des Essens und Trinkens enthalten müssen.

Die Juden in der Barbarey sind desto dürftiger, je zahlreicher ihre Familie gemeiniglich zu seyn pfleget. Es giebt auch überhaupt kein Volk, wo die Weiber fruchtbar seyn solten. Der übermäßige Gebrauch des Weins und anderer starken Getränke ist unter den Mannspersonen sehr gemein, die von Natur listige Betrüger und Spitzbuben zu seyn pflegen, besonders wenn sie mit den Christen und den Mohren zu schaffen haben, die sie ihrer Meynung nach ohne alles Bedenken hintergehen dürfen. Man hat auch hier, so wie an andern Orten, angemerkt, daß sie eine ausnehmende Aemsigkeit und bewun-

dernswürdige Einsichten in Handlungssachen besitzen.

Bey ihren Heyrathen ist es etwas besonders, daß der Ehemann sieben Tage hinter einander bey seiner Frau bleiben muß, ohne daß er aus dem Hause gehen darf. Die junge Ehefrau hingegen hat nicht eher, als nach Verlauf von vierzig Tagen, die Erlaubniß auszugehen. Den Morgen vor der Hochzeit, wird sie mit Pomp durch die Stadt geführet. Sie sehen sehr sorgfältig darauf, daß ihre Kinder, nach dem Gesetze Mosis, am achten Tage beschnitten werden. Sie geben ihnen zugleich einen Nahmen, und sagen dabey: GOtt lasse dich einst Jerusalem schauen! denn sie schmeicheln sich noch immer mit der Ankunft des Meßias, und der Wiederherstellung ihrer Nation.

Das Evangelium ist von den Zeiten der Apostel an in dem Nordlichen Afrika bekannt worden. Es machte in dieser Gegend solche Progressen, daß man im vierten Jahrhunderte über sechs hundert bischöfliche Sitze zählte, wiewohl auch viele derselben in blossen Dörfern angelegt waren. Die Standhaftigkeit der ersten Christen daselbst wurde von den heidnischen Kaysern schrecklichen Proben ausgesetzt, und es ist vielleicht kein Land, welches der Kirche eine grössere Anzahl von Märtyrern gegeben hätte. Andern Theils erregten die Donatisten, Arianer, Pelagianer und andere Ketzer, grosse Streitigkeiten. St. Cyprian und der heilige Augustin eiferten vorzüglich wider diese Urheber von Neuerungen. Die Vandalen machten im fünften Jahrhundert, daß der Arianisimus daselbst die Oberhand

behielte

behielte, und erregten eine der heftigsten Verfolgungen, so die Kirche jemals empfunden hat, wider die Katholicken. Die Unruhen höreten aber auf, als Justinian diese Barbaren überwunden hatte, und die christliche Religion erhielte sich bis zur Zeit des Einfalls der Araber in ihrem vollen Glanze; allein dieser Einfall war die unglückliche Epoche ihres Unterganges; denn sie gerieth, durch die Bedrückungen der Muselmänner in solchen Verfall, daß sie in weniger als drey Jahrhunderten gänzlich zu Grunde gerichtet war.

Es ist ein sehr bewundernswürdiger Umstand, daß man heutiges Tages nicht die geringsten Spuren mehr davon antrift. Man sieht im Lande zwar häufige Ruinen von Götzentempeln, Altären, Bildsäulen, Opfergefässen und andern Denkmälern des Heidenthums; hingegen sind die Ueberbleibsel des Christenthums allenthalben überaus selten. Die ersten Sarazenen zerstörten aus einem unmenschlichen Aberglauben die allerheiligsten Denkmäler unserer Religion, und man kann noch zu jetzigen Zeiten eine gleiche Schwärmerey an den neuern Arabern wahrnehmen. Wenn sie mit ihren Heerden an solche Oerter kommen, wo noch einige Ruinen vorhanden sind, und sie daselbst Kreuze, Bilder der Heiligen, oder andere Gegenstände antreffen, die einige Beziehung auf das Christenthum haben, so machen sie sich eine fromme Pflicht daraus, alles in Stücken zu schlagen. Sie haben einen solchen Abscheu vor Bildern und Statüen, daß sie nicht allein in ihren Tempeln und Häusern, sondern auch so gar auf den Zeugen, die sie zu Meublen und Kleidern brauchen, nicht die geringste Vorstellung von dieser Art leiden können. Als man dem Kayser Muley Ismael einstens einige Goldstoffe, die in Frankreich verfertiget waren, überreichte, so nahm er sie Anfangs mit Vergnügen auf und schien die Schönheit der Arbeit zu bewundern. Als er aber unter den Schattirungen des Musters einige kleine Figuren gewahr wurde, so rief er Haram! aus, das ist, er hat gesündiget, um dadurch anzuzeigen, daß im mahometanischen Gesetze alle dergleichen Vorstellungen überhaupt verbothen worden.

Ich weiß nicht, ob die Seltenheit der Schaumünzen nicht vielleicht eben dieser Ursache zuzuschreiben seyn möchte; denn bisher hat man in der Barbarey nur eine sehr kleine Anzahl derselben gefunden. Auf denen, so von den alten Afrikanern geschlagen worden, und davon Schaw nur eine sehr kleine Sammlung hat liefern können, trift man gemeiniglich das Gepräge eines Pferdes an, welches das Sinnbild der Carthaginenser war. Die beträchtlichsten römischen Schaumünzen sind die von den Antoninen, vom Alexander Severus, vom jüngern Gordian und vom Philippus, unter deren Regierung eine Menge Gebäude in Afrika aufgeführet wurden. Man sieht auch einige Münzen von Glas, die von den Sarazenen im achten christlichen Jahrhundert gepräget worden, und den ersten Artikel des Alkorans: **Es ist nur ein Gott, und Mahomet ist sein Prophet,** zur Ueberschrift führen. Man lieset diese Worte nur auf der einen Seite der Münze; da hingegen auf der andern gar nichts geprägt ist.

Wir wollen nun dieses lange Hauptstück mit einigen Anmerkungen über den Charakter der Einwohner der Barbarey beschliessen.

Die Afrikanischen Türken sind zwar schlechter zu achten, als die Türken in der Levante, weil sie seit einem Jahrhundert durch den Umgang mit den Mohren verderbt worden; sie haben aber dennoch einige Ueberbleibsel von Aufrichtigkeit und Billigkeit beybehalten. Sie sind tapfer und kriegerisch, auf ihre Freyheit eifersüchtig, sanft gegen ihres gleichen, ungelehrig gegen ihre Obern, und von einem unerträglichen Stolze gegen Geringere. Ihr Genie ist grob, und von eingeschränkten Umfange. Sie hassen alles Nachdenken und alle Arten von ämsigen Fleisse. Ihr Hauptvergnügen, ja fast ihre einzige Beschäftigung, bestehet darinn, in den Caffeehäusern und auf den Bazars, oder in den Hafeffs, das ist, in den Barbierbuden, mit der Pfeife in der Hand, und mit einer angenommenen vornehmen Miene, zu schwatzen.

Di:

Die Mohren haben ein glückliches Gedächtniß, eine feurige Einbildungskraft, einen lebhaften und glänzenden Witz, voller Scharfsinn, der aber zur List und zur schwärzesten Art der Verrätherey aufgelegt ist. Die niedrige Art der Erziehung, deren sie geniessen, verursacht, daß sie zu tugendhaften Gesinnungen, die den Charakter eines ehrlichen Mannes ausmachen, wenig geneigt sind, und gewöhnet sie von früher Jugend an zu den schändlichsten Lastern, als der Betrügerey, der Undankbarkeit, dem Diebstahl, dem Fressen und Sauffen. Sie bringen den Tag entweder in den Trinkhäusern zu, oder sie belustigen sich auf dem Lande mit ihren Beyschläferinnen, denen sie einen Cuscussu vorsetzen, und sie nach dem Ton ihrer Instrumente tanzen lassen. Ihre Weiber sind durchgehends schön; das ist aber auch alles Gute, was man von ihnen sagen kann *). Sie heirathen im zehnten bis zwölften Jahre, hören im dreyßigsten Jahre auf Kinder zu gebähren, und verlieren in eben diesem Alter alle ihre Annehmlichkeiten. Sie bekommen so zeitig Kinder, daß sie gemeiniglich viele Generationen erleben. Ihre Trägheit ist ausserordentlich gros, besonders, wenn sie von vornehmen Stande sind. Sie entsagen nur alsdenn ihrer Gemächlichkeit, wenn sie andern Arten von Unordnungen nachhängen wollen.

Die Araber sind müssige Leute, welche die Arbeit hassen, die Freyheit lieben, und nicht fähig sind, das geringste ernsthafte Geschäfte auszuführen. Sie vernachlässigen den Ackerbau, die Handlung und alle mühsame Künste. Wenn sie wegen der schlimmen Witterung in ihren Zeltern bleiben müssen, so bringen sie die Zeit in einer unbeweglichen Stellung mit Tabackrauchen zu, und geben sich kaum die Mühe, ein paar Worte zu ihren Weibern und Kindern zu sagen. Sie sind nur einer Leidenschaft ergeben, und diese ist das Reiten; denn sie sind niemals vergnügter, als wenn sie die Fel-

*) In qua, praeter formam, nemo bonus nihil vmquam laudauit. Sallust. in Catil.

der durchstreichen können. Die Cabilen sind beynahe von gleicher Gemüthsart.

Es giebt kein Volk, das abergläubischer wäre, als die Barbaren. Die Araber hängen ihren Kindern die Figur einer offenen Hand um den Hals, und die Türken, so wohl als die Mohren, pflegen eben diese Figur, als ein kräftiges Mittel wider dasjenige, was sie einen teufelischen Anblick nennen, an ihren Häusern und Schiffen mahlen zu lassen. Sie glauben wirklich, daß ihnen ein Mensch, der böse Absichten hat, nicht nur durch Zauberey, sondern auch durch feindselige Blicke schaden könne. Dieses Vorurtheil ist bey den Türken in der Levante eben so gemein. Sie haben Talismans von allerhand Arten, davon die gewöhnlichsten in Sprüchen aus dem Alkoran bestehen, die sie auf Papier schreiben, und solche Zettel auf die Brust oder auf den Kopf legen, ja sie wohl gar ihren Pferden und anderm Vieh umhängen. Sie glauben an der Zauberey, und das Land wimmelt von Leuten, die sich mit dieser chimärischen Kunst abgeben. Sie schreiben die meisten Krankheiten dem Zorne gewisser weiblichen Geister, Genoune genannt, zu, die man mit unsern Feen vergleichen könnte, und die, nach der Meynung der Araber, ein Mittelding zwischen den Engeln und Dämonen seyn sollen. Diese eingebildeten Geschöpfe halten sich, wie sie sagen, am liebsten in den Wäldern und nahe bey den Brunnen auf. Sie nehmen die Gestalten von Kröten, Würmern, und tausenderley Insecten an. Man hat jeden Augenblick zu befürchten, daß man sie, ohne sie zu kennen, treten möchte, und es braucht nichts weiter, als eine Genoune zu beschädigen, um den grausamsten Zufällen ausgesetzt zu seyn. Um also diese rachsüchtigen Feen zu besänftigen, läßt man eine Zauberin kommen, und ihnen ein Huhn, einen Hahn, ein Lamm oder einen Hammel opfern. Für Mannspersonen wird ein weibliches, und für Frauenzimmer ein männliches Thier geschlachtet. Das Opfer muß am Rande eines Brunnens geschehen, und man pflegt allemahl die Mittewoche dazu zu erwählen.

Die

Die Marabuts werden für die geschicktesten Schwarzkünstler gehalten, und wissen sich durch abentheuerliche Gaukeleien, wodurch aber niemand, als wer von Vorurtheilen eingenommen ist, hintergangen werden kann, eine grosse Hochachtung zuwege zu bringen. Viele von diesen Pfaffen stehen in dem Ruf, daß sie mit Gott vertraulichen Umgang pflegen und öfters Eingebungen haben. Einige geben vor, daß sie eine deutliche Kenntniß der zukünftigen Dinge besitzen, entweder vermittelst einer Art von kabalistischen Wissenschaften, oder durch den geheimen Umgang mit dem bösen Geiste, oder aber auch durch Beyhülfe eines gewissen prophetischen Buches, welches Mahomets Eidam, Ali, verfertiget haben, und, wie sie sagen, ein genaues Verzeichniß aller Begebenheiten, die sich in der Welt ereignen werden, enthalten soll.

Man muß sich also gar nicht wundern, daß so leichtgläubige Leute auf eine blinde Art für das Gesetz Mahomets eingenommen sind, und ein albernes Vorurtheil gegen alle andere Religionen haben. Der Kayser von Marokko, Mulei Ismael, grif einstens einige französische Ordensmänner wegen ihres Glaubens an, und gab ihnen folgende sonderbare Ermahnung: „Alle Menschen,„ sagte er, „sind Brüder, weil sie alle Adams Kinder sind; „denn blos die Religion macht nur einen Unterscheid „zwischen ihnen. Ich erinnere euch also, als euer „Bruder, und zugleich um dem Befehl unsers Gesetzes ein Genüge zu leisten, in aller Liebe, daß die ma„hometanische Religion die beste unter allen, und die „einzige ist, in welcher man selig werden kann . . . . „Ich mache euch dieses kund, um mein Gewissen zu

„ retten, und damit ich euch dereinst an dem grossen
„ Tage des allgemeinen Gerichts mit desto grössern
„ Rechte anklagen könne!

Uebrigens aber bewegt sie dieses Vorurtheil selten zu ungerechten Verfolgungen. Alle Religionen werden in der Barbarey geduldet, und die Gefangenen selbst haben in diesem Stücke nicht die geringste Gewaltsamkeit zu befürchten. In allen Bagnos wird für die Katholicken Messe gelesen, und die Protestanten haben die Freyheit, das heilige Abendmal daselbst auszuspenden. Einige Provenzalen, die ein unzeitiger Eifer antrieb, wolten einstens einige Kalvinisten aus Rochelle, die ihr Gebeth in Winkel der Kapelle verrichteten, in ihrer Andacht stören. Der Streit ward so hitzig, daß beyde Theile an einander geriethen. Mulei Zeidan, Scherif von Marokko, ließ darauf diejenigen, so die meiste Schuld hatten, vor sich führen, verurtheilete sie zur Bastonade, und geboth ihnen bey Lebensstrafe, daß keiner den andern bey Abwartung ihres Gottesdienstes beunruhigen solte. Weil ich hier, sagte er, eine jede Religion zulasse, so ist es auch billig, daß die Sklaven wenigstens gegen einander eben dieselbe Nachsicht brauchen.

Die Liebe zum Gelde ist eine Leidenschaft, die allen Einwohnern der Barbarey gemein ist. Der Geiz macht sie zu allen Niederträchtigkeiten fähig. Sie sind unredlich im Handel, nach dem geringsten Gewinn begierig, und dreist im Fordern. Sie mißbrauchen einen ihnen geleisteten Dienst, und verlangen noch mehrere Gefälligkeiten, dienen aber niemanden, ohne sich dafür bezahlen zu lassen. Man darf nicht erwarten, in ih-

rem Umgange und in ihren Sitten etwas angenehmes anzutreffen. Die Türken besitzen einen pedantischen Stolz, und ein frostiger Ernst, Traurigkeit und Verdruß folgt ihnen in allen Häusern, wo sie sich sehen lassen. Die Mohren machen sich durch ein ausschweifendes Wesen verächtlich, und durch ihre Vertraulichkeit unerträglich. Wenn sie unsere Kaufleute besuchen, so betasten sie alles, was ihnen ansteht, fordern Wein, Pfeifen, Kaffee, abgezogene Wasser, und was ihnen nur einfällt; kurz, sie sind aufs äusserste unverschämt und ein gewisser Reisebeschreiber vergleicht sie billig mit beschwerlichen Thieren, die alles über den Haufen werfen. Ihre Gespräche gehen auf weiter nichts, als abgeschmackte Possen, die sie mit den gröbsten Unflätereien vermischen.

Da sie überhaupt weder die Jagd *), noch das Spazierengehen, weder die gesellschaftlichen Spiele, noch auch die theatrischen Vorstellungen, ja fast gar keine von unsern Ergetzlichkeiten kennen, so überlassen sie sich, mit dem äussersten Affect, der Liebe zu dem Frauenzimmer, und sagen, daß es ihnen unbegreiflich sey, wie man einen einzigen Tag ausser der Gesellschaft des andern Geschlechts zubringen könne. Als einstens ein Mohr Geschäfte halber auf das französische Comptor de la Calle gekommen war, so wunderte er sich darüber, daß er keine Frauenperson daselbst antraf, und bildete sich anfänglich ein, daß man sie an die Seite geschaft hätte, damit er sie nicht sehen solte. Als ihm aber der Director sagte, daß

*) Diese Ergetzlichkeit ist unter den Türken und Mohren nirgends, als zu Tunis und Algier, bekannt. Sie scheint mir auch eigentlich nur für Leute von vorzüglichen Stande bestimmt zu seyn.

Bayerische Staatsbibliothek München

daß die Gesetze seines Landes nicht verstatteten, nach den Handelsplätzen in der Barbarey und der Levante weder Frauen mitzunehmen, noch daselbst mit Beyschläferinnen zu leben; so antwortete der Mohr: Wie? seyd ihr auch unter diesem Verboth begriffen? Ich wundere mich, daß sich ein Mann von eurem Range einem so zwangvollen Gesetze hat unterwerfen können! Denn was eure Untergebenen betrift, so sehe ich wohl, daß es Missethäter sind, die man hieher verbannet hat, und die sich durch ihre Verbrechen die Strafe zugezogen haben, des Umganges mit der schönsten Helfte des menschlichen Geschlechts beraubt zu seyn.

Ende des zehenten Theils.

daß die Gesetze seines Landes nicht verstatteten, nach den Handelsplätzen in der Barbarey und der Levante weder Frauen mitzunehmen, noch daselbst mit Beyschläferinnen zu leben; so antwortete der Mohr: Wie? seyd ihr auch unter diesem Verboth begriffen? Ich wundere mich, daß sich ein Mann von eurem Range einem so zwangvollen Gesetze hat unterwerfen können! Denn was eure Untergebenen betrift, so sehe ich wohl, daß es Missethäter sind, die man hieher verbannet hat, und die sich durch ihre Verbrechen die Strafe zugezogen haben, des Umganges mit der schönsten Helfte des menschlichen Geschlechts beraubt zu seyn.

Ende des zehenten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marsy, François-Marie de, 1714-1763 / Richer, Adrien, 1720-1798 /
Zachariae, Justus Friedrich Wilhelm, 1726-1777

Neuere Geschichte der Chineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken, und
Russen ec Als eine Fortsetzung von Rollins ältern Geschichte

Bd.: 10

Berlin (1765)

H.un. 479,III-9/10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10033398-0
VD18 80086772-001